

XIII. B. 69, 263.

Aus vergangenen Tagen

Der „Altliwländischen Erinnerungen“

Neue Folge

Herausgegeben

von

Fr. Bienemann

N^o 121186



Reval 1913

Verlag von Franz Kluge

Vorwort

Die sehr freundliche Aufnahme, die der erste Band „Altivländischer Erinnerungen“ in weiten Kreisen unsrer Heimat gefunden hat, gibt dem Verlag wie dem Herausgeber den Mut, ihm nun noch einen zweiten Band folgen zu lassen, in der Hoffnung, daß er demselben Interesse begegnen möchte wie jener.

In ihrer Gesamtheit werden diese Erinnerungen, wie mir scheinen will, wohl geeignet sein, vor dem geistigen Auge des Lesers, ein anschauliches Bild von dem Leben und Wesen unsrer Heimat in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts entstehen zu lassen.

Fr. B.

Inhalt

	Seite
I. Ein Sommerritt durch Livland. Aus den Erinnerungen A. v. Rennenkampffs vom Anfang des 19. Jahrhunderts	1
II. Aus dem Estland der 40er Jahre. Aus den Erinnerungen W. F. Eichhorns	45
III. Aus der „guten alten Zeit“. Erinnerungen an die 40er Jahre in Livland	72
IV. Jagdbilder aus dem alten Livland	134
V. Erinnerungen an „Alt-Neubad“ um das Jahr 1850. I. und II. (M. F. v. Wolfffeldt)	147
VI. K. Stavenhagens Reminiscenzen aus kurländischer Vergangenheit	175
VII. Erinnerungen an die 50er und 60er Jahre in Livland	208
VIII. R. Erdmanns Erinnerungen an die 60er Jahre	226
IX. Ein Tagebuch aus den 40er bis 60er Jahren	242
X. Um die Mitte des Jahrhunderts	255

I.

Ein Sommerritt durch Livland.

Aus den Erinnerungen A. v. Rennenkampffs
vom Anfang des 19. Jahrhunderts.

Alexander v. Rennenkampff ist uns bekannt geworden durch seine Beziehungen zu Goethe, vor allem aber durch die innige Freundschaft, die ihn mit dem Hause Wilhelm von Humboldts, vornehmlich mit dessen Gattin Karoline, einer der edelsten Frauen ihrer Zeit, verband. Ebenso war er befreundet mit dem Bildhauer Rauch, mit dem Grafen Schlabrendorff u. v. a. Vor einigen Jahren hat der Münchener Professor Stauffer die Briefe herausgegeben, die Karoline v. Humboldt an ihn gerichtet hat, ein feines schönes Buch, das vielen Lesern Freude bereitet. Hier hat er auch eine Charakter- schilderung A. v. Rennenkampffs, „dieses edlen und bedeutenden Mannes“ gegeben, von dem sein Freund, der alte Baron Lebzeltner einmal gesagt hat: „C'est une vraie perle que cet homme“.

A. v. Rennenkampff ist 1783 auf Schloß Helmet geboren. Sein Vater war Jakob Johann v. R. († 1794), während der Statthalter- schaftszeit 1786 Kreismarschall des Pernauschen Kreises, seine Mutter Elisabeth Dorothea geb. von Anrep, die 1796 in zweiter Ehe den nachmaligen Landrat Moritz Friedrich von Gersdorff heiratete. Zuerst zu Hause unterrichtet, dann im Ausland, wurde er zu Beginn des 19. Jahrhunderts kurze Zeit Assessor im Pernauschen Land- gericht, dann reiste er und wurde 1810 Lehrer am Lyzeum in Zarsskoje Sselo. Im J. 1812 trat er in die russisch-deutsche Legion ein, wurde Adjutant des kommandierenden Generals Grafen Walmoden und nach dem Kriege Adjutant des Erbprinzen von Oldenburg, der damals

Generalgouverneur von Estland war. Diesen begleitete er dann, als er die Regierung in Oldenburg antrat und wurde zum Kammerherrn ernannt. Er starb im J. 1854.

Als er zu Anfang des 19. Jahrhunderts, es mag etwa 1803 oder 1804 gewesen sein, aus dem Ausland nach Hause zurückgekehrt war, unternahm er im Sommer in Begleitung seines Bruders Gustav (geb. 1784, Erbherr auf Helmet, † 1869) von Riga aus einen Ritt durchs Land zu Verwandten und Bekannten und nach Hause, nach Helmet. Über diesen Ritt durchs Land hat er in seinen „Unrissen aus meinem Skizzenbuch“, die 1827 zu Hannover anonym erschienen, in einem besonderen Abschnitt „Livland zu Anfange dieses Jahrhunderts“ eine ausführliche Schilderung gegeben, die freilich mit vielen weitichweifigen Reflexionen durchsetzt ist, die aber doch soviel kulturgeschichtlich Interessantes enthält, daß es sich wohl lohnt, diese Partien sauber herauszuschälen und in ungestörtem Zusammenhange zu lesen¹⁾.

* * *

Die ersten 26 Werst (von Riga) mußten, leider! auf der langweiligen Poststraße zurückgelegt werden. In einer Art von Heide verliert sich im tiefen Sande die Straße in eine Menge kleiner Nebenwege, die eine weite Sandebene, von krüpplichen kleinen Kieferbüschen sparsam und zerstreut unterbrochen, zu einem öden Labyrinth machen. Hier und da sieht man einen Bauer, in hellgrauer Nationaltracht, auf seinem kleinen beladenen Wagen sitzen und einen armseligen kleinen Fuchs oder Braunen, im Geschirr von grobem Leinenband, sich mit dieser Last im tiefen Sande erbärmlich abmühen. Dort fliegt ein kleiner, von schlechten Brettern zusammengenagelter Wagen her; drei wilde kleine Klepper ziehen ihn, in gestreckter Carriere schnaubend, ein Felsjäger mit fliegendem Mantel und Federbusche steht aufrecht auf demselben, hält sich am Kragen des Postillons, der, von ihm geprügel, unaufhörlich auf die Renner losschlägt; man sieht

¹⁾ Diese Bearbeitung wurde zuerst vom „Rig. Tageblatt“ 1911, Nr. 169 ff., veröffentlicht.

ihn aus weiter Ferne kommen, schon ist er da; man will ihm mit den Augen folgen, aber schon ist er dem Blicke entschwunden, und das in dem tiefen Sande, der das kleine Fuhrwerk in eine gewaltige Staubwolke hüllt. Es zeigt sich in der Ferne ein langer schwarzer Strich, gekrümmt die Heerstraße bezeichnend; wir kommen ihm näher; es sind 60 oder 80 kleine beladene Wagen, jeder mit einem kleinen, dünnen Pferdchen bespannt, sich dicht hintereinander in der tiefen Spur im Sande abquälend. Männer in langen schwarzen Röcken, woran man Estländer erkennt, gehen müde und schweigend nebenher; sie fahren ihres Gutsherrn Eigentum, vielleicht 40 Meilen weit, hin aufs Gut; diese Fuhren sehen einem Leichenzuge ähnlich, geführt von einem Aufseher zu Pferde; denn Knechte, die nur mit Unwillen ihrem Herren dienen, müssen überall ihren Aufseher haben. Weiterhin begegnet uns wieder eine lange Reihe Fuhren, es sind Russen; die Wagen sind anders gebaut, größer, die Last darauf doppelt so groß, aber auch die Pferde sind sehr groß und mutig, von gewaltigem Knochenbau, beißen und schlagen und gehen im langen, lebhaften und fördernden Schritt; die Leute liegen lang hingestreckt oben auf der Fuhre, singen oder pfeifen eines ihrer melodischen Nationallieder, haben auch keinen Aufseher, denn fern im tiefen Rußland haben sie ihrem Erbherrn die Abfindungssumme für ein Jahr, den sogenannten Obrock, bezahlt, verdingen sich nun als Fuhrleute, nehmen Fracht und werden an Ort und Stelle bezahlt, arbeiten also für sich selbst.

Das niedrige, graue, hölzerne Posthaus von Hülchensfähr ließen wir links in seinem Sande liegen und wandten uns rechts, auf die sogen. Wendensche Straße. Wir waren nicht gar weit geritten, als wir schon vor der Thür eines großen Kruges unsern Wassili stehen sahen, der mit unserm Einspänner hier eingekehrt war und uns Abendessen und Nachtlager aufs sorgfältigste bereitet hatte. Diese Krüge sind auf den verschiedenen Landstraßen auch anders eingerichtet. Auf den wenigen Poststraßen im Lande, wo man sich gewöhnlich der sehr wohlfeilen Extrapost bedient, pflegt man Tag und Nacht zu reisen und sich so wenig wie möglich selbst in den Posthäusern aufzuhalten, weil auch diese schlecht eingerichtet, oft von den gewöhnlichsten Bequemlichkeiten entblößt und immer durch starke Passage

höchst unruhig sind. Auf diesen Straßen sind die Krüge schlecht, oder vielmehr nur auf die Bedürfnisse der Bauern, bei Gelegenheit der Fuhrn, wie wir solche vorhin antrafen, berechnet. In der öden, flachen Gegend trifft der Reisende an der Heerstraße ein langes Gebäude, 100 und mehr Ellen lang, vor dem sich ein Sumpf ausbreitet; Fenster bemerkt man daran selten, aber große Tore, die offen stehen und nichts Lebendiges verraten, als die Winde, die durch die großen, schmutzigen und rauchigen Räume hindurchziehen, und er glaubt in die Wüsten des Morgenlandes versetzt zu sein, von dessen weiten leeren Karawanensereien der Wanderer nur mit Widerwillen spricht.

Die kleine Haustür öffnet sich knarrend auf ihren hölzernen Hängen; man tritt in einen großen, finstern, von ganz schwarz berauchten Wänden umgebenen Raum, dessen Fußboden keine andere Bekleidung hat, als eine Dreschtenne; in einer Ecke brennt ein Feuer in einer gemauerten kleinen Wölbung, die als Herd und Ofen zugleich dient und wo der Rauch, weil es hier keinen Schornstein gibt, sich im ganzen Raume ausbreitet und zum Dache hinauszieht. Lichter, zur Erleuchtung des Raumes, gibt es nicht; man steckt dagegen zwei Ellen lange Kienpalte, angezündet an einem Ende, mit dem andern in die löchrige, schwarze Mauer, und dies prasselnde, abwechselnd aufblodernde und schwankende Feuer gibt der Beleuchtung um so mehr etwas Abenteuerliches und sogar Grauenhaftes, wenn dieser Raum voller betrunkenen Bauern ist und in dem betäubenden Lärm die taumelnden, schwarzen Gestalten, mit fliegenden Haaren, die wunderlichsten roten Lichter und schwarzen Schatten durcheinanderwerfen, daß man eine Höllenszene von Breughel zu sehen glaubt. Zwei enge Türen nebeneinander führen in zwei Kammern; in der einen wohnt der Wirt, und man sieht sie angefüllt mit Bier- und Branntwein-Fässern, auf und zwischen denen Lumpen und schwarze Schaffelle die Schlafstellen der ganzen Familie ankündigen; die andere heißt die deutsche Kammer; ein großer Ofen, ein roher Tisch mit zwei solchen Stühlen, und zwei große unbewegliche, von schlechten Brettern zusammengenagelte und mit Stroh angefüllte Bettstellen nehmen fast allen Raum dieser Kammer ein, die für vornehme Gäste bestimmt ist. Nach beiden Seiten läuft der Krug in zwei ungeheuer

große Räume aus, die zu Stall und Wagenremisen dienen, wo eine Schwadron bequem untergebracht wird; zwei große Tore stehen einander gegenüber, der Dünger erhöht ellenhoch den Boden, bis zur Zeit da er aufs Feld geführt wird. Diese großen Ställe, wo die Bauern auch mit ihren Pferden schlafen, heißen Stadollen.

Auf den Landstraßen, wo es keine Posten gibt und man mit eigenen Pferden reisen und also in den Krügen Unterkommen suchen muß, hat die Notwendigkeit das Bedürfnis der Verbesserung der Krüge erweckt; doch sind auch diese noch schlecht genug. Die Krüge auf der Wendenschen Straße sind die besten im Lande und sind wirklich gut; ein Paar reinlich und bequem eingerichtete Zimmer für Honoratioren sind von dem übrigen Krüge gesondert, so auch der Stall dazu, und es lassen sich sogar Lebensmittel für diejenigen Reisenden finden, die keinen Speispudel führen.

Ein vorsichtiger Livländer begibt sich nie ohne Speispudel auf Reisen. Es ist dies nämlich ein sehr großer Deckkorb, der an kalten Speisen alles enthält, was sich einige Tage hindurch genießbar erhält. Dazu gehört ein großer, gutbesetzter Flaschenkeller. Je nachdem man sich von der zu bereisenden Gegend wenig Bequemlichkeit verspricht, führt man auch Reisebetten, Teekessel und anderes Gerät mit sich; zu welchem Behufe wir einen kleinen offenen Wagen bei uns hatten, den ein großer Brauner zog, geführt von einem Bedienten, der vorausfuhr und vor unserer Ankunft in jedem Krüge alles in Bereitschaft setzte.

Wir ließen uns das Abendessen trefflich schmecken, spielten noch eine Partie Schach, legten uns auf unsere Reisebetten, waren um 4 Uhr am Morgen schon wieder auf, tranken geschwind den Kaffee und ritten um halb 5 Uhr schon, mit dampfenden Pfeisichen, im ruhigen Schritt zur großen Stadolltür hinaus, dem frischen Morgen entgegen.

Der Weg ging durch wogende Kornfelder hin; einzelne Hütten des Landvolks wurden hie und da sichtbar mit ihren niedrigen grauen Zäunen; weiterhin auf Anhöhen erschienen die roten Dächer der Edelhöfe. Auf den meisten Edelhöfen waren die Besitzer abwesend; wir besuchten ihre Gärten und die sogenannten englischen Partien, wo es oft mehr bunte chinesische Häuserchen und Brückchen, als schöne

Bäume gibt und die regentwurmartig gewundenen Gänge in den Erlenbüschen nur für sehr schlanke Personen oder Kinder eingerichtet sind. Einige darunter sind mit mehr Geschmack, in einem ernstern und größern Sinne angelegt, gewähren wahrhaften Genuß und lösen soviel als möglich die schwierige Aufgabe, in einem Lande von sehr dürftiger Vegetation erfreuliche Effekte von schöner Gruppierung großer Bäume und Büsche hervorzubringen. Mehrere Güter sind auf diese Weise zu einem reizenden Aufenthalte in dieser Gegend ausge schmückt.

Eichen gibt es in Livland in wenigen Gegenden, Buchen aber gar nicht; Eschen, Ahorn, Ulmen, Birken, Ebereschen, Erlen, Weiden, Haseln, Kiefern und Tannen sind hier die ganz allgemeinen Holzarten. Man nimmt daher seine Zuflucht zu exotischen, die mehr und weniger, wie die Erfahrung gelehrt hat, eine Reihe von Jahren in diesem Klima ausdauern, und bringt auf diese Weise zuweilen bewundernswürdige Effekte hervor. Besonders reich ist man an perennierenden Stauden und Gesträuchen, worauf man große Sorgfalt wendet. Doch ist ein einziger Winter hinlänglich, die traurigste Verheerung anzurichten. Ich habe lange Reihen lombardischer Pappeln in Livland gesehen, die, zwölf und fünfzehn Jahr alt, aus kleinen Stedlingen herrliche kräftige Bäume von ausgezeichnete Größe geworden waren und sich demnach völlig akklimatisiert zu haben schienen — ein ungewöhnlich harter Winter tötete sie alle, kein einziger grünte mehr im Frühlinge. Die Pseudo-Balsam-Pappel hat hier hiel häufiger als in Deutschland, und fast durchgängig, den Wurm, der von der Wurzel sich durch das Mark des Baumes bis in den Gipfel hinauf, oder von oben herunter, durchfrisst, woran der Baum in drei bis vier Jahren langsam abstirbt. Die Kastanie und einige andere Bäume kommen sehr gut fort, wenn sie gegen die Nordwinde geschützt sind; die Kastanie, der Nußbaum usw. werden dagegen nie alt.

Wenn der Gutsbesitzer in Livland demnach in seinem weitläufigen Lustgarten mit vielfältigen Hindernissen zu kämpfen hat, so entschädigt er sich an seinem Treibhause, das unter jedem Himmelsstriche gedeihen kann und hier oft sehr reich besetzt ist und noch häufiger auf den Gütern anzutreffen wäre, wenn nicht die Mehrzahl der Guts-

besitzer den Winter in der Stadt zubrächte. — Die Obstgärten sind gewöhnlich reich an verschiedenen Gattungen Äpfel, Kirichen und Pflaumen, Erdbeeren, Himbeeren, Stachelbeeren und Johannisbeeren von vorzüglicher Güte. Die Birne ist selten gut; Pfirsiche, Aprikosen und andere feine Obstgattungen gedeihen auch an Spalieren nicht; Melonen und Wassermelonen werden unter Fenstern gezogen; der Eisapfel wird hier sehr vorgezogen und ist vortrefflich; Spargel hat man den ganzen Winter hindurch in den sogenannten Spargelösen, eine Einrichtung, die in Deutschland wenig bekannt ist und allerdings Nachahmung verdiente.

Auch in den Häusern der abwesenden Eigentümer uns herumführen zu lassen, war uns zuweilen eine angenehme Unterhaltung. Die Zimmer sind oft mit dem gewähltesten Luxus eingerichtet; an Möbeln, Kupferstichen, Bücherchränken, schönem Einbände der Bücher, musikalischen Instrumenten, Damentischen usw. ist oft viel Geld und Sorgfalt gewandt; jede Art Bequemlichkeit, auch gesellschaftliche Spiel-Möbeln trifft man überall an, und in dem Geiste der Anordnung erkennt man den Geschmack und die Eigenheiten des Besitzers auf sehr unterhaltende Weise.

Wahrhaft niederschlagend dagegen ist der Anblick der Wohnungen des Landvolkes. Die niedrigen, von Balken zusammengefügtten Wände, stützen ein schlechtes Strohdach; der Rauch des Herdes, der sich im Hause ausbreitet und zu den kleinen Schieblöchern, die zu Fenstern dienen, oder zu irgendeinem Loche im Dache einen willkürlichen Ausgang sucht, macht eine solche Hütte von außen grau und von innen schwarz. Die Dreschtenne ist der Raum, in dem die Bewohner sich gewöhnlich aufhalten; ihr zunächst steigt man über eine hohe Schwelle gebückt durch eine niedrige Thür in einen andern Raum, der auch bei Tage finster ist; dieser ist Schlaf-, Wochen- und Vorratskammer zugleich. Nur lebenslängliche Gewohnheit kann solche Wohnungen, den Rauch, die Unreinlichkeit usw. erträglich machen.

In dieser Gegend und überhaupt im lettischen Distrikte Livlands ist der Bauer wohlhabender und ordentlicher, also auch seine Wohnung besser als im estländischen; aber das Mehr und Weniger ist doch oft nur ein unmerklicher Übergang, und die Ausnahmen einzelner,

reicher Bauern, zuweilen ganzer Distrikte, sind eben Ausnahmen. Der harte Abstand zwischen dem Luxus und der Armut der beiden einzigen Stände dieses Landes würde noch größer, würde ganz unerträglich sein, wenn es nicht auch arme Edelleute, verschuldete Gutbesitzer gäbe, die ärmlich genug in ihren Häusern leben, und so die Mitteltinte des Gemäldes machen, das jedoch dadurch um nichts erfreulicher wird.

An unserm Wege begleitete uns oft in weiten Krümmungen und tiefen Ufern ein Strom, etwa der Spree bei Berlin an Wasser, der Tiber an Ansehen ähnlich. Dies ist die Ala. Sie durchschneidet in ihrem langen Laufe eine Menge Landstraßen, bei Hülchensfähr sogar die Poststraße, die St. Petersburg mit dem ganzen zivilisierten Europa verbindet; dennoch gibt es keine einzige Brücke über diesen Strom; überall hilft man sich mit schlechten Flößen, von elenden Balken zusammengebunden, die nicht Fahren genannt werden sollten, und umso gefährlicher sind, da der Strom im Frühlinge und Herbst hoch anschwillt und sehr reißend ist.

Das Bedürfnis einer guten Brücke über die Ala, besonders auf der Poststraße, wo so oft hohen Respekt einflößende Kronsaachen, noch mehr gefürchtete Regimenter und Artillerie, und vollends die höchst verehrten Personen der Majestäten und Kaiserl. Hoheiten Höchstsich selbst übergesetzt werden müssen, ist oft lebhaft genug gefühlt worden; es hat sich aber immer nur die Unmöglichkeit und Unausführbarkeit eines solchen Unternehmens ergeben. Eine Brücke mit Pfeilern über ein so großes, reißendes Wasser zu bauen, ist eine Tollheit; wie wollte man nur allein die Fundamente der Pfeiler in den tiefen, sandigen Grund legen! So meinen die meisten Stimmführer. Wendet man ihnen ein, daß in allen Ländern Europas große Brücken über viel breitere und tiefere Ströme zu sehen seien, so heißt es: ja! im Auslande mag es tausend Dinge geben, die wir bei uns nicht einführen können!

Dies Argument ist hier von größter Wichtigkeit und dagegen wagt selten einer was aufzubringen; denn da die Erfahrung gelehrt hat, daß die gereiseten Gutsherrn, die fremde Einrichtungen auf eigene Kosten einzuführen suchten, oft einen großen Teil ihres Vermögens

anwendeten, ohne den beabsichtigten Zweck zu erreichen, so sind alle Neuerungen in Mißkredit gekommen und es hat sich die Meinung eines unvergleichbaren Unterschiedes zwischen In- und Ausland in den Köpfen so festgesetzt, daß von Beispielen aus fremden Landen nie mehr die Rede sein darf. Dennoch ließen sich solche Vorurteile wohl noch eher überwinden, als die Verfassung und der Zustand des Landes selbst, die allen großen Unternehmungen ungünstig sind. Es gibt nur zwei Stände, die sich wie Herren und Knechte zueinander verhalten; der Bauer hat nur Arme und Beine sein zu nennen, mit denen allein sich nicht eine Brücke schlagen läßt; jede Ausgabe, sowohl an Geld als an Naturalien, lastet auf dem besitzlichen Adel, dem es daher nicht zu verargen ist, daß er sich gegen jeden Zuwachs sträubt. Sind doch unsere Vorfahren ohne Brücken auch ganz gut fertig geworden, heißt es, so können wir uns auch die Praxe gefallen lassen, und vor Schaden und Unglück damit, hat sich jeder zu hüten, der übersehen will; für andere unser Geld auszugeben und das Land mit Kosten zu belasten, wäre sehr töricht.

An einen Brückenzoll, der nach und nach die Kosten deckte, ist auch nicht zu denken, weil die Bauern, die nichts zu geben haben, die Reisenden auf Kosten der Krone, die nichts geben will, und der Adel, dem dabei die Auslage einkommen soll, frei passieren müßten, und Reisende, die nicht zu diesen drei Klassen gehören, vielleicht nicht fünfzig im Jahre sich sehen lassen; vorzüglich aber auch, weil ein von der Ritterschaft festgesetzter, angemessener Brückenzoll, auch mit Erlaubnis der Krone angelegt, doch von derselben bald wieder aufgehoben werden kann, die Ritterschaft in diesem Falle die große Ausgabe gemacht hätte und sich des Ersatzes beraubt sähe. Ähnliche Beispiele sind eine niederschlagende Warnung geworden, und in diesen Verhältnissen überhaupt scheinen die Ursachen zu liegen, die das Aufkommen alles Flores und aller Zivilisation verhindern.

Gehörig etabliert in einem Krüge, von dem aus wir die sogenannte livländische Schweiz nach allen Seiten durchkreuzen wollten, machten wir uns eines Morgens auf den Weg, sahen uns nach allen Richtungen um, konnten aber nichts Schweizerisches gewahr werden; weit und breit dehnte sich die Ebene mit fruchtbaren Feldern und zerstreuten

Bauerhöfen aus. Auf der ebenen Landstraße kam ein Reiter daher; ein untersehter Mann im Überrock von ungebleichter Leinwand, eine Kappe von braunem Leder auf dem Kopf, einen dünnen Haselstoc in der Hand, saß er in seinem Schulsattel bequem und behaglich auf seinem dicken, kleinen Fuchs, der im Paß dahervackelte und die Ohren spitzte, als er sich dem wohlbekannten Kruge näherte; an dieser Tournüre erkannten wir einen Guts-Disponenten aus der Gegend, und fragten ihn, wo hier die livländische Schweiz zu finden sei? Belieben Sie nur auf jenen Weg abzubiegen, sprach er, und zeigte mit dem Haselstöckchen hin; wenn Sie eine halbe Werst gegangen sind, so sehen Sie Segewold mit dem alten Schloß und in der Niederung die ganze Schweiz vor sich.

So war es wirklich. Die weite, fruchtbare Ebene ist scharf durchschnitten von einem breiten Tale, in dessen Mitte die Na zwischen Wiesen und Gebüsch fließt; hart am steilen Abhang des Tales liegen die Trümmer des alten Heermeisterlichen Schlosses Segewold, und drüben liegen auf der Höhe des jenseitigen Talufers ebenso die Schloßer Treiden und Kremon. Der Anblick ins Tal ist angenehm, es sieht unten still und heiter aus; dies Tal aber schweizerisch zu nennen, wäre mir doch nicht eingefallen.

Mit Herumlaufen, Standpunkte suchen, Zeichnen und uns wieder zusammenfinden brachten wir hier den ganzen Tag zu, ohne daß uns drei Menschen begegnet wären. Die alten Mauern von Segewold sind öde und einsam, und scheinen aus Gram über ihre Entstehung und ihr Schicksal sich selbst zu ihrem Grabe zu machen; wie die Mauern unbeobachtet nach und nach zusammenbrechen, erhöhen sich die Schutthaufen, keine lebendige Hand berührt sie; die Stille des Grabes umgibt sie, seitdem das Waffengeöse verhallte; ungern verweilt der Wanderer hier und benützt die grauen Trümmer nur aus der Ferne als Prospekt, wie man sie in Landschaften gern aufgeführt sieht, gleich der Darstellung einer Tragödie, in die man sich doch nicht hineinbegeben möchte, sie zu erleben. Das Schloß Treiden gewährt einen erfreulicheren Anblick. Es liegt sehr hoch über dem Tale, dicht am Rande des steilen Abhanges. Das Wohnhaus des jetzigen Besitzers, mit allen Nebengebäuden, ist im Schoße

der hochragenden Trümmer und aus ihrem Schutte erbaut, und gepflanzte Büsche und große belaubte Bäume bekleiden alte und neue Mauern von innen und außen mit frischem, jungem Leben. Aus den Fenstern des Wohnhauses sieht man das tiefe, stille Tal mit dem ruhig fließenden Strome, und auf der Höhe die starren, nackten Trümmer von Segewold, wie ein Bild, das die alten Mauern und jungen Bäume, zu denen man hinausblickt, wie ein Rahmen umgeben. Auf der andern Seite des Hauses ist der enge Hof von den hohen Trümmern beschränkt, zwischen denen Ställe und andere neue Gebäude bescheiden vorblicken; und eben striegelte und puhte ein Burfche einen schönen Falben im Hofe, unter dessen Stampfen die alten Gemäuer und das Steinpflaster schauerlich widerhallten. Wir verweilten mit Wohlgefallen hier.

Der Besuch alter Mauern hatte uns bereits so viel Langeweile gemacht, daß wir eben nicht versucht waren, ihn zu wiederholen; da wir aber auf unserem ferneren Wege nach Wenden gekommen waren, die Pferde vorausgeschickt und von einer Anhöhe die Ansicht gezeichnet hatten, wie das heitere Landstädtchen mit seinen hölzernen aber reinlichen und zierlichen Häusern und lichten Straßen, sich freundlich einladend zu den ernsten, nackten Trümmern des weitläufigen alten Schlosses hinanzieht, da mahnte es uns doch wie Wanderers Pflicht, diesem alten Bischofsitze (sic!), an dem die bedeutendsten Erinnerungen der vaterländischen Geschichte hängen, mit Ehrfurcht unsere Aufwartung zu machen.

So von Tage zu Tage wandernd, bald zu Pferde auf den Heerstraßen, bald zu Fuß in Gärten, Häusern und Gründen, bald zeichnend, bald im Genusse vertraulicher Mitteilung, hatten wir nun doch der Einsamkeit genug gehabt und beschlossen, einen Besuch von einigen Tagen auf dem Gute Q(indenhof) zu machen. Mit freundlicher, zuvorkommender Güte empfing uns die Baronin von Boye, eine kleine, ältliche Frau¹⁾, mit schlicht herabgekämmtem Haar und in einfachem Hauskleide; wir sahen sie zum ersten Male. Ihre drei

¹⁾ Über die Baronin Boye ist mancherlei Interessantes auch in den „Aufzeichnungen eines livl. Hofmeisters“ (Prof. W. Krause) in der „Balt. Monatschrift“ 1901 mitgeteilt.

Söhne, die wir früher gekannt hatten, begrüßten uns mit Jubel und lustigen Späßen. Ihr Hofmeister, früher der unsrige, drückte uns mit aller Liebe, die dieses edle Mannesherz erfüllte, an die Brust.

Der Lebenslauf eines livländischen Edelmannes war ehemals gewöhnlich folgender: Mit Hilfe eines, meistens aus Sachsen herbeigerufenen Hofmeisters, ward seine Erziehung mehr oder weniger zweckmäßig und sorgfältig besorgt, je nachdem der Hofmeister und die Einsicht der Eltern war. Die Kenntnisse, die der Knabe und Jüngling auf diese Weise erwarb, konnten nicht bedeutend sein. War er konfirmiert, so hörte dieser Unterricht auf, der Jüngling verließ zum ersten Male das väterliche Haus auf dem Lande, kam auf eine deutsche Universität, wo er selten lange verweilte, gefiel sich oft besser in großen Städten, in Paris oder in einer deutschen Residenzstadt, wo er auch gefiel, sei es durch Gewandtheit im Umgang, oder durch die Kennzeichen, an denen man einen jungen Mann aus gutem Hause zu erkennen pflegt, oder durch günstiges Außere und blühende Gesundheit — genug, er nahm Kriegsdienste, in denen er eine Reihe von Jahren, wie man zu sagen pflegt, die Freuden des Lebens genoß. Jedoch heiratete er nie in der Fremde; vielmehr behauptete früher oder später die Sehnsucht nach der Heimat, die durch das häusliche Familienleben in Livland eine größere Gewalt bekommt, als in den meisten Ländern, ihre Rechte; er kehrte heim, wurde Landwirt, Gatte, Vater und von zahlreichen Kindern und Enkeln endlich zu Grabe gebracht.

Das ist, mit wenigen Ausnahmen, die Geschichte unserer sämtlichen Großväter; jeder hat einmal in preussischen, österreichischen, sächsischen oder französischen Diensten gestanden, und daheim eine Landsmännin, gewöhnlich eine Verwandte, zu unserer Großmutter gemacht.

Mit wenigen Einschränkungen machen wir es noch heute wie unsere Väter. Wir sind ärmer geworden, weil viele Kinder eines Vaters sein Erbe in kleine Besitzungen zerteilten, noch mehr aber, weil veränderte Lebensweise uns der weisen Sparsamkeit unserer Väter entfremdet hat. Der Kinderseggen unserer Väter ruht noch heute auf uns, aber die Mittel fehlen uns meistens, unsere Söhne

auf Reisen und auf Universitäten zu schicken; wir glauben ihnen, auch ohne die sorgfältigste Erziehung und klassischen Unterricht, durch eine ehrenvolle Laufbahn, den Besitz des Wünschenswerten in der Welt vorbereiten zu müssen und geben sie in russische Kriegsdienste. Unsere Landsleute zeichnen sich in der Armee aufs Vorthafteste aus, und es gibt ganze Garde-Regimenter, in denen sie alle Offizierstellen bekleiden. Mit wenigen Ausnahmen weiß aber doch jeder nach einer Reihe von Jahren, durch Erbschaft, Ankauf oder Pacht, sich ein unabhängig-friedliches Landleben zu verschaffen, um eine schöne Cousine zur Mutter seiner Nachkommen zu machen, und den Abend seines Lebens, wie nach hergebrachten Familiengesetzen, im Sinne der Väter zu vollenden.

Es läßt sich denken, daß an solchem Lebenslaufe der Baronin B. noch gar manches zu wünschen übrig blieb, und daß sie ihre drei Söhne lieber nach allen Seiten rein menschlich ausgebildet, als in einem vorgeschriebenen Gleise mechanisch vegetieren zu sehen wünschen mußte; denn sie war eine edle, denkende, geistreiche, besonnene, herrliche Frau, und schon Witve, als ihrer Kinder Erziehung kaum begann. Sie hatte den Emil vollkommen so verstanden, wie der Verfasser verstanden sein will; wie hätte sie nicht den Vorzug fassen sollen, ihre Söhne nichts als reine, aber entwickelte Menschen werden zu sehen! Sie machte den Plan in diesem Sinne, gewiß das schönste Ziel, das der Erziehung eines Menschen vorgesteckt werden kann; sie gestand sich alle Hindernisse, die das Lokal und die Vorurteile der Welt ihr entgegensetzten; dennoch blieb sie ihrem Plane getreu, mit einer Kraft, Selbstverleugnung, Treue und Ausdauer, die einen Mann zum selbständigsten und kräftigsten seiner Zeit gemacht hätten. Ich hatte von der Baronin oft sprechen gehört; die Männer lächelten bei ihrem Namen und meinten: die Frau hat überspannte Grundsätze; die Frauen sprachen vollends mit Härte von der Baronin, von Rousseau und der neumodischen Erziehungsweise, wie von verbrecherischen Gesinnungen. Aber alle diese Männer und Frauen kannten sie nicht persönlich, sprachen sich einander bloß die Urtheile über sie nach, und hatten vom Emil auch keine einzige Seite gelesen.

Wir brachten einige sehr angenehme Tage auf dem Gute L.

zu, und ich bedaure schmerzlich, daß damals an der Unbesonnenheit meines Alters alles verloren ging, was der Umgang mit dieser, in Livland so auffallenden Familie mir Lehrreiches darbot. — Von allem, was in Livland der gute Ton einem Gutsbesitzer unentbehrlich macht, ein schönes Haus mit schönen Zimmern und Möbeln, ein weitläufiger Lustgarten, ein kostbares Gewächshaus, eine zahlreiche männliche Dienerschaft, die aus Müßiggang liederlich wird — von dem allen war hier nichts zu sehen. Das alte, von Holz erbaute, niedrige, schmucklose, aber sehr bequeme Wohnhaus war mit hohen alten Linden umgeben, und lag auf dem grünen Hofe einladend und Zutrauen erregend mit offenem Hofstore, jedem Wanderer zugänglich. Der große Obst- und Gemüsegarten war nicht auf vornehm-moderne Spaziergänge, aber um so mehr auf reellem Nutzen berechnet. An den Nebengebäuden sah man die größte Einfachheit, Zweckmäßigkeit und Nutzbarkeit. Die Felder und Wiesen rings umher zeugten von der sorgfältigsten Bearbeitung und dem lohnenden Segen der Fruchtbarkeit. Wir durchstreiften die heitere, fruchtbare Gegend nach allen Seiten mit den Söhnen des Hauses, zu Fuße, zu Pferde und zu Wagen, besuchten die Bauern in ihren Häusern, die von ungewöhnlichem Wohlstande, Ordnung und Reinlichkeit zeugten, und wurden auf eine ungezwungene, offene Weise aufgenommen, bei der die tiefe Kluft vom Knecht zum Herrn verschwand.

In ihrem Wohnzimmer saß die Baronin gewöhnlich am Fenster, mit einer häuslichen Arbeit beschäftigt; in der Mitte des Zimmers stand ein sehr langer Esstisch, der zum Teil von den Hausgenossen bei den täglichen Mahlzeiten unbesezt blieb und für jede Art Fremde bestimmt war, die sich etwa einfanden konnten. Hier ward jeder, ohne Ansehen der Person, mit gleicher liebevoller Zutraulichkeit empfangen, der Rat und Hilfe bedürftige Landmann wie der vornehmste Gast. Im Nebenzimmer, dessen Thür offen stand, oder nach Umständen geschlossen war, arbeiteten die Mägde unter Aufsicht ihrer Gebieterin. Die Baronin selbst trug kein Kleidungsstück, das nicht in allen Elementen ein Produkt des Hauses war, und es war kein Möbel und kein Hausrat zu sehen, der nicht im Hause selbst angefertigt worden. Für jedes Bedürfnis gab es Leute im Hause, die sich auf desfallsige

Bearbeitung verstanden, und so viel es möglich ist, hatte die Baronin mit ihrem Hauswesen sich von der übrigen Welt unabhängig gemacht.

Nach einigen Tagereisen trafen wir auf dem Gute eines Verwandten ein, des Obristen v. K., ein Witwer, der mit zwei Töchtern hier lebt. Mit diesen hübschen Kusinen, die mit ihrer Tante den Winter in Riga zugebracht hatten, war viel getanzt worden, und wir hatten uns dort schon fest vorgenommen, uns von dem Besuche auf ihrem Gute durch nichts in der Welt abhalten zu lassen. Gegen Abend, als wir uns dem Gute näherten, ritten wir durch weite, fruchtbare Kornfelder; dann über eine große, unabsehbare Wiese, hier Heuschlag genannt, mit einzelnen, hochstämmigen Birken, bewachsen und in der Ferne von Erlengebüsch begrenzt, alles reinlich und sorgfältig gehalten; die Krüge an der Heerstraße waren wohl gebaut, reinlich und ordentlich, selbst die Zäune gut erhalten und sorgfältig ausgebessert; alles kündigte pünktliche Ordnung und wohlthätige Strenge an. Ein flinker Bursche in grauer Jacke und Pantalons, mit rund geschnittenen Haaren, hatte uns schon in einiger Entfernung kommen gesehen, lief herzu, öffnete das Hoftor, begrüßte uns freundlich, da er uns ins Gesicht gesehen hatte, und sprach: der Herr ist zu Hause und die Fräuleins auch. „Kennst du uns?“ fragten wir. „Ei wie sollt ich nicht! Ihr seid ja die K. K.schen Jungherren!“ Dies kurze Gespräch in der Landessprache war bezeichnender, als ein Fremder, der die Landes sitten nicht kennt, geglaubt haben würde. Vor allem kündigte es die gastfreundliche Gesinnung des Gutsherrn an, die sich an den Dienern um so leichter erkennen läßt, als diese nicht vornehm tun; dann aber auch einen gewissen Ton der Hausväterlichkeit, der allen Häusern in Livland eigen ist, wo die Hausbedienten, aus dem Dorfe genommen, bei ihrer Landessprache gehalten werden, weil kein fremder Deutscher, Haushofmeister, oder wie er sonst genannt wurde, die Aussicht über sie hat, und sie, weil er ihre Sprache zu lernen sich nicht herabläßt, zwingt, die deutsche aufs Glendeste zu verstümmeln; sondern wo der Gutsherr selbst alles sieht, hört, beaufsichtigt und selbst befiehlt, was in der Regel seine guten Früchte zu tragen pfllegt.

Wir fanden die Familie am Teetische versammelt, wo der Obrist sein Pfeifchen rauchte, die älteste Tochter den Tee machte und die jüngste mit einer Handarbeit beschäftigt war. Willkommen Vettern! rief der Alte, das ist gescheit, daß ihr auch den alten Onkel einmal besucht; Verwandte müssen zusammenhalten, dürfen sich nicht fremd werden; wo kommt ihr denn jetzt her? Ihr raucht ja auch wohl ein Pfeifchen? Meinen Knaster sollt ihr mir nicht verachten; aber ihr könnt auch türkischen haben. He! Christian! hole mir den Kasten mit Hamburger Knaster und einen Sack türkischen, Meerschaaumpfeifchen und lange türkische, die Vettern sollen rauchen, was sie wollen. Nun setzt euch! Zulchen mache Tee! hernach wollen wir in den Stall gehen oder in den Garten. Wie habt ihr denn das Sommerkorn gefunden? Überall gut? bei mir steht es Gott Lob! recht gut; ich bin nicht von den Landwirten, die immer klagen usw.

So dauerten des alten Herrn aphoristische Fragen und Bemerkungen noch eine beträchtliche Weile fort, währenddessen wir die Kusinen von Kopf bis zu den Füßen musterten und jede kleinste Pause des Vaters benutzten, ihnen etwas schönes zu sagen. Nach und nach ward die Unterhaltung allgemeiner und war schon sehr anziehend geworden, als der Alte sich erhob mit den Worten: „Nun sollt ihr meinen Stall sehen! ich bin begierig, wie euch meine Klepper gefallen werden.“

Sie gefielen uns allerdings über die Maßen. Etwa ein halbes Hundert stolze Gäule in zwei langen Reihen, in dem reinlichsten und bequemsten Stalle, den wir jemals gesehen hatten. Der Alte sah uns von Zeit zu Zeit ins Gesicht, um unsere Verwunderung darin zu lesen und freute sich unseres Beifalls nicht wenig. „Das war der Stall!“ sagte er, nachdem er uns jede Einrichtung desselben gewiesen hatte. „Nun die Rosse! Hier, auf dieser Seite, stehen meine Kutschpferde, vierundzwanzig brave Tiere, alle selbst gezogen. Die habe ich aber nicht bloß zum Staat, sie müssen mir tüchtig arbeiten; denn wer seine Pferde im Stalle steif werden läßt, ruiniert sie, und Müßiggänger will ich auch nicht füttern; sie müssen eggen, Heu und Korn einfahren, und was es sonst an leichter Hof- und Feldarbeit gibt; aber freilich vertraue ich sie dabei nur meinen zuverlässigsten Leuten an. Mit

einem schlechten Aufseher überziehen und verderben sie sich unfehlbar; wenn ich nur einem sehr gewandten Kutscher mich und meine Töchter und Gäste im Fuhrwerk anvertraue, so übergebe ich zur Arbeit meine Pferde nur dem Vorsichtigsten und Zuverlässigsten, der ihnen auf alle Weise ihr Recht widerfahren läßt und sich aufs strengste an die Ordre hält. Hätte ich deutsche Leute beim Stall, ich setzte es nie durch; aber ich nehme die Jungen, sechs bis acht Jahre alt, aus dem Dorfe, lasse sie die niederen Dienste im Stalle tun, gebe alle Befehle in ihrer Gegenwart, und wie sie nun heranwachsen, vertraue ich ihnen und ihren Kräften so viel an, als sie Vertrauen verdienen. Diese starken, handfesten, aufmerksamen und gewandten Leute sind auch schon seit dem achten Jahre im Stalle, unter meiner eigenen Aufsicht, und kennen den Dienst nicht anders, als wie sie es von Kindheit auf gesehen haben.“

Es wurden mehrere dieser mutigen und kräftigen Rosse auf geschickte Weise heraus und auf dem Hof herumgeführt, die unsere größte Bewunderung erregten. „Ihr sollt gleich besseres sehen,“ sagte er; „hier sind dreizehn Reitpferde, zwei davon gehören meinen Töchtern, alle vollkommen gut geritten, à la campagne, alle mutig und folgsam, ohne Fehler, mehrere Hengste darunter, die meisten von orientalischer Rasse, alle Söhne und Töchter der sechs Besäher dort, sie sollen alle vorgeführt werden; die letzten dort sind gemeine, brave Klepper, die überall aushelfen müssen, unverwüftlich, aber sonst nichts ausgezeichnetes.“

Es ist nicht möglich, schönere Pferde zu sehen, als uns jetzt vorgeführt wurden, und es war schwer zu sagen, ob unsere Freude darüber, oder des Alten Freude über unsern Beifall größer war. Auch konnten wir uns nicht eher von dem Stalle trennen, als bis uns das Abendessen angekündigt wurde. „Morgen früh reiten wir aus, Bettern,“ sagte der Obrist, „da sollt ihr die Füllen und Rassestuten sehen.“ Als wir ins Haus traten, stand ein Bauer an der Thür, den Hut verlegen in der Hand drehend: „Was willst du?“ „Ach! gnädiger Herr! mir ist mein bestes Pferd gefallen, das einzige, was mir jetzt brauchbar war.“ „Und was solls?“ „Ich weiß es nicht — Euer Gnaden sind ein so gnädiger Herr — an wen sollte man sich

auf Erden sonst wenden —.“ „Sterk! bist du toll? Ich soll dir wohl ein Pferd aus meinem Stalle geben! Plagt dich der Teufel? Ich weiß nicht, was ihr euch einbildet; ihr liegt ganze Tage und Nächte in den Krügen, sauft euch toll und voll, laßt die Pferde draußen an den Zäunen angebunden stehen, ohne ihnen auch nur eine Handvoll Heu zu geben; so gehts besonders im Winter bei der ärgsten Kälte, wenn ihr die Pferde vorher warm gejagt habt, um nur recht bald in den Krug zu kommen; das kann aber keine Kreatur aushalten; so ein Tier kommt elend herunter; im Frühjahr strengt ihr es über seine Kräfte an, mißhandelt es aufs grausamste, das arme Tier zieht aus allen Kräften, zieht sich die Seele aus dem Leibe, da liegts — euch macht das nichts, denn ihr meint: wir laufen zum Herrn, der gibt uns gleich ein viel besseres. Ja, ich will euch beschenken, daß ihr an mich denken sollt! Macht ihrs nicht mit allem so? Raam habt ihr euer Korn geschnitten, flugs tragt ihr es in die Krüge, für ein Zehntel von dem was es gilt; liegt wochenlang besoffen daran, laßt Frau und Kinder betteln und das Vieh sterben; endlich kommt ihr zu mir, um Vorschuß — ich soll euch nicht verhungern lassen — sag doch, Sterk, wo ist einer unter euch allen, der mir nicht schon hundert Loß Korn und mehr schuldig geworden? Und wo ist einer, der mir auch nur ein Loß wieder bezahlt, ohne daß ich ihm durch den Stubias (Gutsaufseher), Schilter (Gehilfe des Gutsaufsehers) oder Stüllakubias (Dorfaufseher) bei seiner Ernte hätte aufpassen und ihn holen lassen? Kurz, ihr seid liederliche Schlingel! Du kannst dir ein Pferd malen lassen. — Marsch fort!“

Der Eindruck dieser Szene ward bald verwischt durch die Goldseligkeit der hübschen Rusinen. Wir gingen zu Tisch. Dort hatten sich bereits zwei andere Hausgenossen eingefunden: eine sehr dicke, weibliche Figur, in etwas lächerlichem Putze, „Mamsell“ schlechtweg genannt, die die Haushaltung und innere Ökonomie besorgt, alles im Beschluß hat und oft an einem großen Schlüsselbund kenntlich ist, und ein langer, dürrer Mann von Jahren, mit einer runden Perücke, altmodisch gekleidet, pedantisch in jeder Bewegung, das ist der „Buchhalter“, der eigentliche Mann von der Feder, der alles schreiben muß, was nur irgend in einer Landwirtschaft geschrieben

werden kann, die Rechnungsbücher führt, die monatlichen Vorschläge einreicht, einen Schlüssel der Klete (Kornscheune) hat (der sogenannte Kletenkerl, wie auch der sogenannte Amtmann haben jeder einen, und es kann keine Tür geöffnet werden, wenn einer dieser drei Schlüssel fehlt), der Herrschaft pflichtmäßig und den übrigen Hausgenossen aus Gefälligkeit Jedem schneidet, und die Tinte nach eigenem Rezept und vieljähriger Erfahrung geheimnißvoll anfertigt.

Der Tisch war so einfach, wie er in allen Häusern dieser Art in Livland zu sein pflegt; nichts von künstlichen Sauces und plats recherchés, kein dessert vom Konditor, keine gélées und crèmes, aber sehr kräftige Speisen, einfach und schmachtast zubereitet, vier, fünf bis sechs Schüsseln, alles in seiner Art ganz vorzüglich, weil es ein landwirtschaftliches Produkt ist, das mit Sorgfalt behandelt und unter gewissenhafter Aufsicht für die Tafel vorbereitet wird. Kälber, Rinder, Schafe, Schweine, Hühner, Truthühner, Enten usw. aus einer großen Anzahl kunstgerecht zur Mast ausgewählt; Eier von dem Tage selbst, Butter, Milch, Schmant, sorgfältig und reinlich behandelt; Gemüse aller Art, von dem Gärtner sorglich gezogen und ausgewählt; wildes Geflügel, in den eigenen Waldungen in großer Menge geschossen, und darunter vorzüglich beliebt Birkhühner, Rebhühner, und vor allem Haselhühner; so auch Hasen und Flen; Fische aller Art, aus süßem Wasser, Hechte, Barbe, Brachsen, Kaulbarbe, Karauschen, Aale, Starpfen in großen Teichen und Seen mit Sorgfalt gehalten; Lachse und Forellen in den größeren Flüssen gefangen; Krebse, in den Monaten ohne r gefischt und in Milch getränkt, ehe sie das Leben im Topf verlieren; Kuchen und Mehlspeisen auf eigentümliche Weise schmachtast bereitet, besonders vorzügliche Gattungen von Grütze; von dem allen nichts, dessen sich, ungeachtet der einfachen Zurichtung, die société gastronomique im rocher de Canealle zu schämen hätte. Das gewöhnliche Getränk ist Bier, das auf den Gütern selbst gebraut wird und oft von vorzüglicher Güte ist: der Wein ist gewöhnlich so gut, wie er in Bordeaux, oder der Portwein in London selbst getrunken wird; denn da ihn der Zoll im russischen Reich weit über seinen Einkaufspreis verteuert, so hält es niemand der Mühe wert, wohlfeilere Gattungen einzu-

kaufen, weil der Preis im ganzen dadurch nur sehr unbedeutend verringert, und eine kaum merkliche Ersparnis an Wein von geringerer Güte gemacht werden würde.

Der alte Onkel sprach gar gern von Politik, die er nicht verstand, und von den Zeitungen, die er nicht las, oder doch nur selten und flüchtig durchlief. Diese Dinge brauchte er nur als Vorwand, oder eigentlich als Einleitung, um dadurch auf die Türken und die Türkenkriege zu kommen, die zu seinen liebsten Erinnerungen gehörten, und wovon er alles Erlebte in den kleinsten Details mit Wohlgefallen wiederholte. Auch diesen Abend war es so, und er versicherte, die Türken führten ihre Kriege nur mit Geld und Opium und der Geist, der ihre Kriegskunst belebe, sei nur der Fatalismus und die Klünderung. Das ist aber ein sehr mächtiger Geist, fügte er hinzu, und ihm zu widerstehen ist wahrlich nicht so leicht, als man glaubt, wenn man hundert Meilen davon in den Zeitungen liest. Indessen, wenn nur der rechte Mann geschickt wird, so gehts schon; der rechte Mann macht alles möglich; der rechte Mann war Graf Romanzow; den hättet ihr sehen sollen! Da mochte der böse Feind schreien wie er wollte, mauerfest standen unsere Grenadiere mit gespanntem Hahn; und wie die Besessenen einzuhauen meinten, plump! Da lagen sie! Mann und Roß krümmten sich im Staube, krepiereten oder wurden gefangen, und wieder brüllten sie und wieder niedergeschmettert, bis sie ganz konsterniert waren; dann gleich Kavallerie vor! Da gabs ein Jagen und Hegen, und Beute und Gefangene! Da waren die Kosaken flink dabei. — Na! ich will nur nicht davon sprechen; ihr könntet glauben, ich rühmte es so, weil ich dabei war; aber das könnt ihr mir glauben, der Graf Peter Romanzow war der rechte Mann.

Nicht wenig überraschend und unbequem war es uns am andern Morgen, daß uns der Obrist schon um sechs Uhr mit lauter Stimme weckte, und aus den Betten trieb. „Macht geschwinde, Bettern,“ rief er, „die Mädchen warten schon im Garten mit dem Kaffee unter der alten Linde; ich bin schon seit zwei Stunden auf den Beinen, habe meine Geschäfte abgemacht, und stehe euch zu Diensten; die Pferde sind gefattelt und können vorgeführt werden, sobald ihr ge-frühstückt habt.“

Es ging, wie es der Onkel forderte, eilig, um den Morgen nicht zu verlieren, aber doch etwas schläfrig von unserer Seite, bis uns der Anblick der Kusinen, der Genuß des Kaffees und der vortreffliche Schmantkuchen völlig ermuntert hatten.

„Ein anderer würde mit euch auf die Jagd gehen“, nahm der gesprächige Alte wieder das Wort, „aber ich bin kein Liebhaber von der Jagd und halte keine Hunde. Ich denke aber, die Landwirtschaft muß euch auch angenehm sein; denn wo es so ordentlich hergeht, wie bei mir, muß es ordentlichen Leuten gefallen. Ich mache auch keine Umstände mit euch und nehme meinen Amtmann mit, denn ich brauche ihn, und würde den Ritt auch ohne euch gemacht haben.“

Ein stolzer Apfelschimmel, Turkmene, und ein leichter brauner Araber waren für uns gesattelt, und der Onkel ritt seinen braven Schweißfuchs mit weißer Mähne und Schweif, an dem man ihn weit und breit in der Gegend schon aus der Ferne erkannte.

„Was macht denn Ihre alte schwarzbraune Stute, Johanson?“ fragte der Obrist seinen Amtmann (Gutsverwalter), „Sie haben ja neulich ein Malheur damit gehabt? Es war sonst doch immer ein braves Tier.“

„Das ist auch noch, gnädiger Herr, und alt ist sie auch nicht, erst um Johanni 8 Jahr; aber im vorigen Winter, wie ich mit den Branntweins-Fuhren nach Pleskow war, und sie in meinen leichten Schlitten gespannt hatte, da war sie einmal sehr erhitzt, und mein Knecht hat sie unvorsichtig getränkt; seitdem ist sie auf den Vorderbeinen nicht mehr sicher, man muß sie jetzt vorsichtig reiten, aber brav ist sie noch, und so tüchtig wie andere Pferde.“

„Das sagen Sie nur, weil Ihnen mein Rotschimmel so in die Augen sticht, und Sie denken, ich könnte ihn wohl gegen Ihre Stute vertauschen, da ich jenen nicht reite und diese zur Kasse brauchen könnte; denken Sie, ich wüßte nicht, wie Sie den Rotschimmel mit begierigen Augen ansehen und ihm Brot bringen? Sie sind ein schlauer Patron, aber mir noch nicht schlau genug.“

„Wie sollte ich doch solche Gedanken haben, gnädiger Herr! Der Rotschimmel ist ein Pferd, wie Euer Gnaden sich nicht geschämt

hätten, ihn vor der Fronte zu reiten, das ist kein Amtmannspferd, wie sollte ich meine Wünsche so hoch erheben.“

„Und wenn Sie ihn hätten, würden Sie ihn morgen verschachern.“

„In meinem Leben nicht!“

„Ist das gewiß wahr?“

„Gott strafe mich! In meinem Leben nicht!“

„Nun, das käme auf den Versuch an! Hören Sie, Johanson, ich tausche mit Ihnen, und mache die Bedingung, daß Sie den Rotshimmel gut halten und nie verschachern, wollen Sie das?“

„Wie meinen Augapfel! Aber wie komme ich zu dieser Gnade?“

— „Das geht Sie nichts an. Holen Sie sich heute den Rotshimmel, geben Sie dem Reitknechte, der ihn bisher beschießt hat, fünf Rubel Halftergeld, und lassen Sie den Calliste-Peter kommen, der gestern bei mir war; dem liefern Sie ihre Stute aus, ohne Halftergeld, das bitte ich mir aus, und sagen Sie ihm: er solle das Pferd für sein gefallenes haben, aber nur unter der Bedingung, daß er es gut hält und nicht von sich gibt, sonst nehme ichs gleich zu mir.“ — „Ach! meine brave Stute soll ein Bauernpferd werden!“

„Ach! mein Rotshimmel soll ein Amtmannspferd werden! Seht doch! Hafensuß! Der Calliste-Peter ist ein gutwilliger Mensch, hat nur nichts, was er in Ordnung halten könnte; aber er soll schon ein ordentlicher Kerl werden, mehr als die reichen Großhänse, die sich für besser halten. Heute abend bekommt er sein Pferd und erfährt die Bedingung; aufpassen will ich schon selbst, daß beide Bedingungen genau erfüllt werden, für die Stute und für den Rotshimmel; verstehen Sie mich?“

„Vollkommen, gnädiger Herr, und bedanke mich für die Gnade.“

„Schon gut!“

Auf anmutigem, bebuschtem Wege waren wir zu einer Hoflage gelangt und stiegen ab. Wir traten in ein kleines, reinliches Haus, mit einem großen Milch Keller und umgeben mit großen Kuhställen. Hier wohnte ein Ehepaar, Viehkerl und Viehweib genannt, mit zwei Mägden und einigen Hüterjungen und zwei Zimmer waren für den Gutsbesitzer eingerichtet. Ein heiteres Birkengehölz zog sich auf der Höhe hin und in dem grünen Tale schlängelte sich ein Bach;

weiterhin sah man weite Wiesen auf der einen, Kornfelder auf der andern Seite. Der Morgen war still und heiter, die Sonne hatte bereits den Tau verzehrt und man hörte nur die im weiten Raum der blauen Höhe verborgenen Lerchen trillern. Als alles gehörig in Augenschein genommen, die unübertreffliche Ordnung, Reinlichkeit und Zweckmäßigkeit gelobt und von den Leuten die Berichte abgestattet waren, ritten wir weiter.

„Wenn Ihr einmal eure Güter selbst übernehmt, Vettern,“ sprach der Alte unterwegs, „so werdet Ihr’s erleben, es ist eine dumme Quälerei mit der Landwirtschaft. Alle Welt baut Korn und einer verdirbt dem andern die Preise. Unsere Märkte sind immer auf 30, 50 Meilen weit und darüber; wer kann da Gelegenheiten benutzen oder zu rechter Zeit zur Stelle sein! Hätten wir freien Handel ins Ausland, so gäbe es vielleicht Preise; aber auch damit wäre uns nicht viel geholfen; wir brauchen eine so große Menge Dünger, daß das Kapital für Vieh sich am Ende doch von dem Kornverkauf nicht verrentete. Ich habe nun fünf Hoflagen, jede so wie die, wo wir herkommen; ein Käsemacher aus der Schweiz verbraucht alle Milch von einigen hundert Kühen; wo glaubt Ihr aber, daß ich nun einen Markt finde für allen Käse? In unsern Landstädten? Nicht einen werde ich da los; 40, 60 Meilen weit muß ich sie nach Riga und nach St. Petersburg schicken. Ihr könnt denken, daß bei dieser Weitläufigkeit der Vorteil nicht bedeutend sein kann; aber auffallen wird es Euch, daß das Kapital, das in den Kühen steckt, sich durch die Käsekrämerei nur mit anderthalb, nie mit zwei Prozent verrentet, und auch das nur mit vieler Mühe und strenger Ordnung. Aber die Kühe machen Dünger; Dünger muß ich haben, darum halte ich sie; aber sie machen nicht so viel Dünger, als ich unumgänglich nötig habe, und mehr Kühe kann ich nicht halten, weil ich nicht mehr Käse verkaufen kann, als es jetzt geschieht, und dann der Nachteil augenscheinlich wäre. Das sechste, achte Korn muß ich doch ernten, muß also düngen und den fehlenden Dünger herbeischaffen. Dazu machen wir es denn überall mit dem Branntweinbrennen ab. Der Branntwein steht noch schlechter im Preise als das Korn; dennoch müssen wir dieses dazu verbrennen, um nur die Braße (Maisch) zu bekommen, mit der wir der Ukrainer

große Ochsen mästen, die uns Mastlohn einbringen und den Dünger zurücklassen. Das Branntweinbrennen an sich wäre eine schlechte Spekulation, denn das unverwandelte Korn ließe sich viel vorteilhafter verkaufen, wenn es nur ein Mittel gäbe, so viel Dünger zu bekommen, als die gebrauchen, ohne Branntwein zu brennen.“

So gelangten wir nach und nach zu mehreren Mühlen, die eine romantische Lage im Tale hatten; zu einer Ziegel- und einer Kalkbrennerei; auch zu einer Scheune mit einer Dreschmaschine. Von dieser sagte der Obrist: Meine Nachbarn halten nichts auf diese Erfindung, und es ist nicht leicht zu erraten, warum. Die Reichsten und Hitzigsten urteilten anfänglich davon nach den verheißenen Resultaten und ließen sich gleich solche Maschinen bauen, die damals sehr viel Geld kosteten; die Armeren und Vorsichtigeren wollten abwarten, wie es jenen damit gehen würde; ich war von den Vorsichtigen. Als die Maschinen in Gang kamen, hatten ihre Besitzer nicht Atem genug, sie zu preisen; nach beendigtem Dreschen aber und Revision der Ernte, leisteten die Resultate nicht die Hälfte des Versprochenen, ja nicht so viel als das gewöhnliche Flegeldreschen, und die Maschinen waren unverbesserlich zerbrochen und ruiniert. Da jauchzten nun die andern und sprachen höhnisch: die haben ihr Kapital für Dreschmaschinen gut angelegt! Ich dachte: wir wollen sehen. Ich besuchte meine Nachbarn und ihre Maschinen. Was mir an diesen zuerst auffiel, war die allzugroße Künstlichkeit in der Zusammensetzung, zu einem Zwecke, der mit viel einfacheren Mitteln erreichbar sein mußte, die Notwendigkeit einer sehr großen Aufmerksamkeit, um jedem kleinsten Mangel auf der Stelle abzuhelpfen, ehe er die Ursache eines großen Schadens wird, und einen geschickten Aufseher als Arbeiter dabei zu haben, um eine so komplizierte Maschine immer in gutem Stande zu halten. Diese Schwierigkeiten sind in keinem Lande der Welt so groß, als in dem unsrigen. Ferner leuchtete aber auch auf den ersten Blick ein, daß bei dem Dreschen mit diesen Maschinen, nächst Hände- und Zeiterparnis, auch lange nicht so leicht gestohlen werden kann, als beim Flegeldreschen; daß es also Leute geben muß, denen alles daran liegt, die Dreschmaschinen aus diesem Grunde unter allerlei Vorwänden verdächtig zu machen, deren Hilfsmittel dann in allerlei

heimlichen Kunstgriffen bestehen, die Maschinen zu ruinieren oder auf irgendeine Weise unbrauchbar zu machen, und die ihren Zweck nur gar zu leicht bei solchen Gutsherren erreichen, die nicht gewohnt sind, ihre eigenen Augen zu gebrauchen und nur mit denen ihrer Leute sehen. Es zogen damals so viele Maschinenmacher, meistens Engländer, im Lande herum, daß kein Monat verging, in dem sich nicht einer bei mir eingefunden hätte, und jeder machte Dreschmaschinen nach anderer Konstruktion wie die übrigen. Das war mir schon recht. Ich ließ mich mit jedem in eine weitläufige und genaue Beschreibung seiner Maschine ein und schickte ihn fort, weil er es mir zu kraus machte. Endlich kam der rechte Mann. Seine Zeichnung war verständlich, die Einrichtung sehr einfach und bei der Ausführung konnte große Dauerhaftigkeit aller einzelnen Teile bewerkstelligt werden. In der ersten Viertelstunde war ich entschlossen und es ward gleich Hand ans Werk gelegt.

Mein Kletenkerl, ein junger aber zuverlässiger Mensch, der sich immer selbst zu helfen weiß und eine Art Geschick in allen Dingen hat, und noch ein Handlanger wurden dem Mechaniker zur Hilfe gegeben, und er mußte, kontraktmäßig, diese Leute in allen Details der Anfertigung einzelner Stücke und Anordnung des ganzen unterrichten; auch war ich die meiste Zeit bei der Arbeit zugegen. Als die Dreschmaschine fertig war, ließ ich sie, sowie die Windigungs- oder Puz-Maschine, in eine neue Scheune mit einer einzigen Thür aufstellen; mein Kletenkerl, jener Handlanger, zwei Ochsen und ein Junge, der diese treibt, wurden als hinlängliches Personal dabei angestellt; diese dreschen mir meine ganze Ernte aus; dreschen nur am Tage, weil ich die Feuergefährlichkeit beim Nachtdreschen vermeiden will; ich werde nicht bestohlen; meine Dreschmaschine ist im besten Zustande, arbeitet bereits sechs Jahre; ich habe eine Menge Arbeitstage zu anderen Dingen übrig und kenne keinen einzigen Nachteil dieser Einrichtung.“

Wir kamen auch auf eine Hoflage, wo die Stuten und die Füllen gehalten wurden, mehrere ein- und zweijährige Füllen besonders, und der sogenannte Kälberkoppel. Überall gab es Gelegenheit, auch auf allen Feldern und Wiesen und in den Waldungen, vortreff-

liche Einrichtungen und zweckmäßige Anstalten kennen zu lernen, und der gesprächige Onkel ließ keine dieser Gelegenheiten unbenutzt. Und als wir in einige Bauernhäuser eingetreten waren, wo der Obrist zu tun hatte, denn überall war er nur Geschäfte halber, und wir ihre Häuser, Gärten und Felder in Augenschein genommen hatten, da zeigte sich der Segen der Ordnung auch bei den Bauern; der rein praktische Geist der Landwirtschaft, die gewissenhafte Pünktlichkeit und die rege Tätigkeit des Obristen hatten lange genug auf dem Gute geherrscht, um auch, in Verbindung mit der tätigen Aufmunterung und eigenen Aufsicht des Gutsherrn, die Bauern nach und nach ordentlich, tätig, sparsam und wohlhabend zu machen.

Zu Hause fanden wir Besuch aus der Nachbarschaft im weiteren Sinne, von mehreren Meilen weit; gute, brave Leute, hübsche, geschmacklos gepuzte Frauen, jedes für sich artig, bescheiden und angenehm, alle zusammen so langweilig, als man es nur sein kann. Nach dem Mittagessen verlieren sich meistens die Frauen, und die Männer rauchen Tabak oder sammeln sich im Billardzimmer, wenn ein solches vorhanden ist; bald darauf wird man dann zum Tee eingeladen, wobei allerlei Kuchen gegessen werden; kaum läßt sich dann noch ein Spaziergang machen, weil man bald wieder sich zu einem *gouté* versammelt, wo Obst oder Backwerk gegessen, und ein sogenannter Wein von Obst, oder Schlüsselblumenwein getrunken wird, worauf man die Zeit noch eben so hinbringt, weil das Abendessen bald folgt und man doch in der kurzen Zeit nichts unternehmen kann; nach dem Souper wird noch ein Pfeifchen geraucht und dann geht jeder zu Bett. Hat sich einer oder der andere durch das schöne Wetter verleiten lassen, nachmittags einen längeren Spaziergang zu machen und bis zum Abend fortzubleiben, so wird ihm von allem eine reichliche Portion gewissenhaft aufgehoben, und er bekommt dann alles auf einmal, womit schwer fertig zu werden ist; doch haben sich einige besonders höfliche Männer darauf eingeübt, um überall von der Hausfrau gern gesehen zu sein.

Das Haus des Onkels wurde nicht leer von Gästen; immer kamen sie vor Mittag angefahren, blieben einige Tage und reisten immer nach dem Essen fort; so löste eine Familie die andere ab; wie

eine Welle die andere überholt und die allgemeine Monotonie so ins Unendliche fortgeht. Meinem Bruder und mir, die wir auf Amüsement im Lande herumritten, war das nicht das Erwünschteste, besonders da die Kusinen, bei den Honneurs für die weiblichen Gäste, uns fast unerreichbar blieben, und wir wären schon am zweiten Tage weiter gezogen, wenn es nicht für Ungezogenheit gegolten hätte, weniger als eine Woche zu bleiben. Wir brachten jedoch die Morgen mit dem Onkel zu Pferde zu, was er sich nicht nehmen ließ, da er seine Wirtschaft unter keinen Umständen vernachlässigte. Ihm gefiel unsere Teilnahme, und er ehrte uns nicht wenig damit, daß er uns erlaubte, die halbe Stunde am Abend bei ihm zu sein, in der er regelmäßig in der Allee seines Gartens auf- und niederging, dem Sonnenuntergange zusah, und gern allein war.

In einer solchen Abendstunde war es, wo uns das lange Schweigen des sonst so gesprächigen Alten auffiel. Endlich sprach er mit gedämpfter und unsicherer Stimme: „Es ist heute der Geburtstag meiner seligen Frau, zugleich ihr Sterbetag; hier ging sie jeden Abend um diese Zeit mit mir auf und nieder; sie hatte ihre Freude am Sonnenuntergange; wir sprachen dann von alten Zeiten, und was künftig für die Kinder zu tun sei.“

Der Alte schwieg tief bewegt, eine lange Stille folgte, Käfer streiften hin und her, Vögel zwitscherten im Laube, hie und da sumimte eine Biene, im grünen Tale zu unsern Füßen lag der Himmel mit seinen Wolken auf dem Spiegel eines Sees, brüllende Herden zogen heran und wurden getränkt, die Sonne stand niedrig und machte lange Schatten, der Amtmann ritt im langen Schritt auf seinem Rotshimmel daher, aus der Ferne tönte der einförmige Gesang der Arbeiter, die vom Felde heimkehrten, und löste sich, wie der Zug näher kam, in die Melodie des beliebten Volksliedes dieser Gegend auf:

Tio, tasane ja elde . . .

Früh mit Tagesanbruch stiegen wir leise die Treppe hinab; es war tiefe Stille, alles schlief noch im Hause; nur eine Bediente hatte das Frühstück in der Laube serviert. Wir hielten uns dabei nicht lange auf, da schon die ersten Strahlen der Sonne durch die Weisblattwand

brachen, und ihre Taotropfen malten; schweigend ritten wir im Schritt durch die Stille über den Schloßhof, und sahen uns nach den Fenstern der schlummernden Rusinen um, bis die große Allee von Birken, Tannen, Eschen und Vogelbeeren jede Aussicht verbarg und nur zwischen den Stämmen den Anblick der weiten Felder gestattete. Erst später wurden wir aus unsern behaglichen Morgenträumen geweckt, durch Wassili, der uns in vollem Trabe nachfuhr.

Gegen Abend näherten wir uns dem Schlosse S(helmet). Es zeigte sich uns, hinter wogenden Kornfeldern immer höher hervortretend, rote Dächer in mehreren Reihen; der Horizont war in einiger Ferne nach allen Seiten von kleineren und größeren lachenden Gehölzen beschränkt; malerisch situierte Bauerhöfe mit ihren Gemüsegärten, Wiesen mit hohen Heuhaufen und von Bächen durchschnitten, wechselten mit den Feldern ab. Die Gegend schien eine fruchtbare, aber flache Ebene; sie zeigte sich aber anders, als wir angelangt waren. Zwei größere Bäche vereinigten sich hier zu einem dritten, und jeder derselben fließt im Grunde eines breiten, tiefen, bebauten Tales, voll Wiesen, Aekern und Holzungen. Wo diese drei weiten und tiefen Täler ihren Vereinigungspunkt haben, liegt auf der dominierenden Höhe die malerische Ruine eines alten Herrmeisterlichen Schlosses, vor 500 Jahren erbaut, und nun schon seit 300 Jahren in Trümmern. Auf ihrem hoch emporragenden Turme¹⁾ wehte jetzt eine weit flatternde Flagge mit der Wappenfarbe der Gutsherrschaft, und neben dem Turm mit aus dem Gemäuer aufgeschossenen, jungen Laubbäumen, auf einer senkrecht aus dem Schloßgraben aufragenden, breiteren Mauerfläche, war ein weißes Zelt mit grünen Streifen aufgeschlagen, das die alten Mauern, mit jungem Gebüsch bewachsen, zu einem heiteren Anblicke malerischer Kontraste verjüngte. Gegenüber, nach der Seite, von der wir gekommen waren, liegt auf der Höhe das große, jetzige Schloß, mit einer Menge Wirtschafts- und Nebengebäuden, gleich einem kleinen, schön gebauten Dorfe. Jenseits ziehen sich die Gemüse-, Obst- und Blumengärten, mit ihren warmen Gewächshäusern,

¹⁾ Abbildungen des Schlosses Helmet nebst einem Teil des Parkes aus jener Zeit (1799 und 1800) finden sich in Broges Monumenta Bd. VIII, 42 und 146. Rig. St. bibl.

unter den Fenstern und bis an die Kornfelder hin; der große Schloßhof aber ist zugleich der Anfang einer schönen Gartenanlage, die sich um die Ruine, über die Vereinigungsgegend der drei Täler ausbreitet, und über dreiviertel einer deutschen Meile im Umfange hat. Die Bäche sind hier auf geschickte Weise zu großen Wasserspiegeln benützt, jede einheimische und fremde Holzart, die hier ausdauert, zu effektreichen Baumpartien, jede Höhe und jede Tiefe zu überraschenden Prospekten, und einige Meilen weite blaue Höhen erscheinen hier sogar als Bergketten Sehnsucht erregender Fernen.

Es ward hier gerade ein Familienfest gefeiert, das in jedem Jahre die nächsten Verwandten des Hauses versammelte, gewöhnlich von einigen Freunden oder Fremden begleitet, die zufällig nichts besseres zu tun hatten, als eben auch von der Partie zu sein. War man einmal beisammen, so blieb man es auch drei bis vier Wochen lang, und trennte sich nur, um sich nach getroffener Verabredung wieder an einem andern Orte, auf dem Gute eines der gegenwärtigen Freunde, zusammenzufinden. Hier auf Schloß H(elmet) waren wir gewohnt, uns bei solchen Familienversammlungen, mittags und abends, nicht anders als zu dreißig bis vierzig Kuverts zu Tische zu setzen, fast die einzigen Stunden am Tage, wo alle beisammen, und mit einem Blicke zu übersehen waren.

Ein Stallbedienter, der unsere Pferde empfing, und mehrere Domestiken, die herbeiliefen, kündigten uns an, daß das Haus leer und die Gesellschaft in den Garten gegangen sei, das Abendessen in der Rotunde zu nehmen.

Oben auf dem Berge kündigte uns der Glanz der früh angezündeten Lichter die Rotunde von weitem an. Sie erinnerte, obgleich sehr viel größer, an die Tempel der Vesta in Rom und Tivoli. Die runde Cella mit einer Thür, auf einigen Stufen erhöht, war in einer Reihe korinthischer Säulen eingeschlossen, die um jene noch einen breiten Umgang gestattete und eine Gallerie trug, die unter der Kuppel die Fenster umgab, die das Tageslicht ins Gebäude warfen. Die Gallerie war von Dienstboten und neugierigen Fremden besetzt, die nicht zur Gesellschaft gehörten, und durch die Fenster unserm Mahle, in die Tiefe hinab, zusahen. Die runde, azurblaue Wand

war mit einem fortlaufenden Divan besetzt, und ein schmaler Tisch lief vor demselben herum, so daß nur die Breite der Thür frei blieb, für die aufwartende Dienerschaft, die von dem, im Mittelpunkte stehenden, runden Büffet, die Speisen servierte; in der Mitte hing ein großer Kronleuchter herab, und an der Wand erleuchtete eine Menge Girandoles den heiteren Raum, den vierzig Personen an dieser Tafelrunde kaum besetzten . . .

Man erhob sich und verließ die Rotunde. Aber welch ein Anblick überraschte uns alle! Von der bedeutenden Höhe hinab sahen wir den weitläufigen Park aufs anmutigste, an manchen Stellen blendend hell erleuchtet. Es war eine Illumination, wie man sie sehr viel prächtiger, aber nicht angenehmer sehen kann. Die reizende Aussicht bei Tage war jedem von uns bekannt; jetzt verwirrte ein Chaos feuriger Massen, Linien und Figuren den Blick so sehr, daß es unmöglich schien sich zu orientieren.

Die ganze Gesellschaft folgte sodann dem Gebote, beisammen zu bleiben, und machte auf dem nun folgenden Spaziergange einen langen, bunten, hell erleuchteten, beweglichen Zug, der an vielen scharfen Beugungen des Weges, jedem einzelnen übersehbar, und ein munterer Anblick war. Wo der Pfad sich durch Büsche wand, war er ganz einfach zu beiden Seiten mit einem feurigen Strich dichter, kleiner Lampen erhellt, die dem Laube die zauberische, klare Beleuchtung geben, die an sich schon sehr unterhaltend in ihrem ununterbrochenen Wechsel ist. Wo man in das Freie trat, zeigte sich ein Tempel architektonisch erleuchtet; ein Gartensitz mit einer Laube von Rankengewächsen, voll zerstreuter Lichter; ein Springbrunnen, der Feuer zu sprühen schien; ein Wasserfall, der über zahlreiche Flammen am Felsen hinwegstürzte. Eine sanfte Melodie von Waldhörnern ließ sich bald näher, bald in der Ferne hören. Ein Teil der Gesellschaft gelangte an einen Wasserpiegel, dessen Ufer einige hell erleuchtete Gruppen zeigte, bestieg eine breite Fähre, die an einem unsichtbaren Seile kaum bemerkbar hinüber schwamm; plötzlich ging eine Menge sprühender Wasserraketen los, und umgab die Fähre mit dem unruhigsten Feuermeere; die Frauen schrien laut auf vor Überraschung und Angstlichkeit, was den übrigen am Ufer zu

lachen gab, bis auch sie dasselbe Schauspiel gaben und zu lachen machten.

Das Schloß und seine nächste Umgebung sollte in tiefer Finsterniß liegen; aber es ward aus der Ferne erhellt von großen Feuern, die man in der alten Ruine auflodern ließ; die Flammen wurden nur hinter dem finstersten Gemäuer zuweilen sichtbar, aber auch durch die großen Lücken wurden die schwarzen Fichten abenteuerlich rot und gelb beleuchtet, und über sie hin glänzte in vollem Lichte das weiße Zelt zwischen Mauern, die zu wanken schienen in den auffliegenden Lichtern; in der Höhe schien die große Flagge zu blißen, wie sie vom lauen Nachthauche geweht wurde, und hie und da eine Fläche flüchtig dem Lichte zuwendete. — —

Der heitere Morgen schien uns zeigen zu wollen, wie dürftig und vergänglich das hellste Licht ist, das Menschen verbreiten können. Die Sonne stand schon hoch am blauen Himmel, aber noch hatte sie nicht allen Tau verzehren können, der sich wie ein dünner Flor über den Rasen ausbreitete und in bunten Tropfen an den Zweigen hing und in den tiefen Retchen perlte.

Das Schloß enthielt zwar eine Menge sogenannter Gastzimmer, aber diese allein reichten für die zahlreichen Gäste nicht hin; man hatte also einen großen Teil derselben, und zwar die Männer, in den Zimmern mehrerer Nebengebäude, und sogar in den nächsten, sehr schicklich dazu eingerichteten Gartenhäusern verteilt. So viele Personen haben aber auch sehr verschiedene Gewohnheiten; die einen stehen sehr früh auf, die anderen schlafen lang in den Tag hinein; die einen wollen gleich frühstücken, sobald sie die Augen öffnen, die andern wollen vorher einen Spaziergang machen, etwa ein Mineralwasser trinken, und erst später frühstücken, andere wollen es wieder anders, und so ist niemand in größerer Verlegenheit dabei, als die Hausfrau, die keinen unbefriedigt lassen, es jedem recht machen will, und doch nicht immer den Dienst so vielfältig verteilen kann, wenn auch zwanzig und mehr Dienftboten dazu in Bewegung sind. — Diesen Hindernissen begegnet aber unter vernünftigen Freunden gerade das, was ein Hinderniß zu sein scheint, die zwanglose Willkür der Gäste selbst. Die hinreichende Anzahl der Zimmer und Betten ist da, jeder

wählt sich das feinigste, wie es behagt, die Freunde von gleichen Gewohnheiten, oder die Vertrauesten, finden sich zusammen; einen kleinen Zwang legt sich jeder gern für den andern auf; man wechselt sogar nach Umständen, und was bei ängstlicher Anordnung der Hausfrau eine peinliche Beschränkung und Ungemächlichkeit wäre, wird hier sogar eine Gelegenheit zu Scherzen und lustigen Streichen. Einigen älteren Personen wurde das Frühstück einzeln auf ihren Zimmern, nach Gefallen serviert; in dem Gesellschaftssaale waren die übrigen Frauen versammelt, in einem schönen Kiosk die Männer, unter den Apfelbäumen die jungen Leute beider Geschlechter, und hier ging es am lautesten her. An jedem dieser Orte war ein Büfett etabliert, wo Kaffee, Tee, frische Eier, Schokolade bereitet wurde, wie man es verlangte, und Butterbrot, verschiedenes Gebäckenes und Milch verschiedener Art, in Bereitschaft war.

Die jungen Leute spielten sodann allerlei Spiele, die Männer verweilten länger mit den Pfeifen bei der Unterhaltung, die Frauen trafen mit ihnen zusammen, die Spaziergänge waren einladend, die Bibliothek des Hauses war es andern, und unter so angenehmem Müßiggange, den Ungebundenheit und Mannigfaltigkeit der Unterredungen würzten, war der Morgen hingeschwunden, man wußte nicht wie, und jeder eilte, sich zu kleiden und zur Tafel zu erscheinen.

Der Gegenstand der mehrsten Unterredungen war heute im Kiosk beim Frühstück, wie sich es denken läßt, die glänzende Feier des gefstrigen Abends. Jeder hob etwas anderes hervor, was ihn besonders gefreut hatte, jeder beurteilte die Anstalten und die Effekte auf eigene Weise, und einer sogar, ein eifriger Ökonom, untersuchte genau, wieviel die Beleuchtung des Gartens gekostet haben mochte? Öl und Lichter mußten in großer Menge aufgewandt und sehr viele Hände in Tätigkeit gesetzt worden sein; was kann das gekostet haben? — Es gab eine Ölmühle auf dem Gute; der Absatz des Oles in den entfernten kleinen Städten gewährte nur geringen Vorteil; ein großer Vorrat, dessen Erwerbung wenig kostet, da Lein nur des Flachses wegen gebaut wird und der Same in niedrigem Preise ist, kann nur nach den Preisen berechnet werden, wofür er, nach Abzug der Gewinnungskosten, verkauft werden kann und ist also ein sehr unbe-

deutender Gegenstand. Dies ist auch der Talg auf einem Gute, wo viel Vieh geschlachtet wird, und die Lichter werden auf dem Gute selbst gezogen. Die bunten Laternen waren von ein paar Domestiken sehr einfach von ölgetränktem Papiere zustande gebracht. Hätte man die unzähligen Lämpchen, mit denen die Wege ganz dicht besetzt waren, von Blech machen müssen, so wäre das sehr kostbar geworden; man hatte sie früher von eigenen Leuten aus Ton anfertigen und in der Ziegelbrennerei des Gutes, wo das Holz nicht gespart zu werden brauchte, brennen lassen. Nachdem das alles mit den übrigen unbedeutenderen Details sehr genau in Anschlag gebracht und berechnet worden war, ergab sich zur Verwunderung aller, daß die ganze splendide Beleuchtung des großen Gartens, der über drei Viertel einer deutschen Meile im Umfange hat, nicht viel über ein paar hundert Taler gekostet hatte.

Eine zahlreiche Gesellschaft, wie sie hier bei der Mittagstafel versammelt war, mußte aus sehr verschiedenartigen Charakteren zusammengesetzt und die Unterhaltung sehr mannigfaltig sein, wie sich annehmen läßt. Es gab Männer in derselben, die mehrere Jahre auf Reisen zugebracht, andere, die sich nie von ihren Gütern entfernt hatten; die einen waren durch ihr Amt zur Teilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten berufen, andere bekleideten Richterstellen und Landesposten, die jeder schwedische Adlige einige Jahre unentgeltlich versehen muß; noch andere hatten gewußt, sich die bequeme Einsamkeit auf dem Lande ungekränkt zu erhalten; die Frauen und Mädchen waren auf den Gütern ihrer Eltern, unter der Leitung einer Gouvernante, erzogen und kannten das Stadtleben nur vom Hörensagen; oder sie waren in einer Pensionsanstalt in der Stadt erzogen und im Besitze eines glänzenden städtischen Tones. So verschiedene Formen, sollte man meinen, müßten Trennungen einzelner Gruppen in der Unterhaltung verursachen, um so mehr, da Kinder zarten Alters mit zu Tische saßen; dies war jedoch nicht der Fall. Verwandtschaft, gegenseitiges Wohlwollen, gemeinschaftliches Interesse in allen Lebensverhältnissen, Scherz, Abwechslung, Erinnerung früherer lustiger Zeiten und eine unererschöpfliche gute Laune und Heiterkeit sind ein Band, das noch widerstrebendere Elemente eng vereinigen

kann. Die einzige, oft kaum bemerkbare Sonderung in der Gesellschaft, ist das Zusammenhalten der Hofmeister und Gouvernanten, die bei solchen Gelegenheiten von den versammelten Familien unzertrennlich sind.

Es hat Zeiten gegeben, wo der livländische Hausvater bei der Wahl eines Hofmeisters für seine Söhne, einer Erzieherin für seine Töchter, besonders auf sogenannte billige Bedingungen sah und den Mindestfordernden vorzog; wo Hofmeister und Gouvernante Platz am Ende der Tafel bei dem Buchhalter und der Wirtschaftlerin bekamen, sich nicht in die hochadligen Gespräche mischen und keinen Wein fordern durften. Diese Zeiten sind aber längst vorüber und wir kennen sie nur aus Traditionen. Mit eigener wissenschaftlicher Bildung der Livländer ist auch das Bedürfnis besserer Erziehung und besseren Unterrichts ihrer Kinder gestiegen. Man gibt sich jetzt die größte Mühe, sehr geschickte, gelehrte, tugendhafte und zuverlässige Männer zu finden; wendet die größte Sorgfalt in ihrer Prüfung an; gesteht jede Bedingung, die ein solcher machen konnte, zu, und behandelt folglich solche Hofmeister auch mit vorzüglicher Achtung und besonderer Rücksicht. Sie gehören nicht bloß zur Gesellschaft, sie werden auch in derselben nach ihren persönlichen Vorzügen ausgezeichnet, und wissen sich oft auf nachdrückliche Weise Berücksichtigung zu verschaffen. Selbst ein Mißbrauch dieser eingeräumten Rechte wird leicht übersehen, aus Sorgfalt für das Wohl der Söhne und um das Ansehen des Hofmeisters bei ihnen in voller Kraft zu erhalten.

Wir leben aber in einer Zeit, wo, ziemlich allgemein in Europa, das Ansehen des Adels gesunken ist; wo man nur an den ehemaligen Mißbrauch seiner Macht und seine jetzige Ohnmacht, an seinen geringeren Grad geistiger Bildung und sich freilich hie und da noch regenden Ahnenstolz denkt; wo aber auch der ebenso leere Stolz, mit dem der unbillige Bürgerliche auf den Adel herabsieht, wenigstens um nichts vernünftiger ist als jener. Wir leben in einer Zeit, wo die Merkel und Petri mit ihren rachsüchtigen Übertreibungen und Lügen die Livländer in ein verabscheuungswürdiges Licht gestellt haben, wo deutsche Gelehrte nur mit den ungünstigsten Vorurteilen nach Livland kommen, diese erst früher oder später ablegen, je nachdem

sie selbst Männer von Geist und Einsicht sind, bis dahin aber noch jeden Gutsherrn mit Geringschätzung ansehen und sich wundern, wie ein solcher, oberflächlicher unterrichtet als sie, über etwas anderes mitsprechen möge, als was den Acker und Viehstand anbetrifft.

Die meisten Hofmeister, die man in so zahlreichen Versammlungen antrifft, sind schon seit ein paar Jahren in Livland von ihren Vorurteilen zurückgekommen, mit ihren Verhältnissen zufrieden und gehören der Gesellschaft durch ihre Teilnahme vollkommen an; findet sich aber ein Neugekommener unter ihnen, so verbindet eine Art landsmannschaftlichen Interesses, als Ausländer und Deutsche, sie durch erneuerten Reiz und man bemerkt einen gewissen Korporationsgeist unter ihnen, der eine Nuance von Absonderung hervorbringt, die jedoch nie übel gemeint ist, und in die sich mehrere Livländer, besonders junge Männer, die unlängst von deutschen Universitäten, oder von Reisen zurückgekehrt sind, und die Unterhaltung junger Gelehrten der ihrer landwirtschaftlichen Verwandten vorziehen, hineingezogen finden. Es läßt sich aber auch nicht leugnen, daß in diesem Kreise die Ungeschicklichkeiten irgendeines Krautjunkers scharfer durchgenommen werden, als die gaucheries deutscher Gelehrten, was übrigens das gute Vernehmen keineswegs stört. — —

Nach Tische ward die Gesellschaft eingeladen, sich auf ein benachbartes Gut¹⁾ zu begeben, neun Werst entfernt, wo sie erwartet wurde, um den Nachmittag und Abend in einem schönen weitläufigen Garten zuzubringen. Kutschen, Chaisen und Droschken waren bereits vorgeführt, sowie eine Menge Reitpferde und mehrere sogenannte Linien, eine Art langer Droschken oder Wurstwagen, worauf man zu beiden Seiten sitzt, eine der Länge nach laufende Rücklehne die Seiten trennt und oft acht, zehn und mehr Personen Platz haben.

Dieser Garten zeichnet sich vor dem von S(elmet) hauptsächlich dadurch aus, daß er nicht nach und nach entstanden ist, wie dieser, sondern seine Entstehung einem Plane verdankt, der, dem Lokal angemessen, fest bestimmt war und nachmals unverändert blieb. Diejenigen in der Gesellschaft, die sich auf die höhere Gartenkunst zu verstehen glaubten, bildeten eine eigene Gruppe, ließen sich von dem

¹⁾ Gemeint ist offenbar Eckhof, damals v. Smitten gehörig.

gelehrten Kunstgärtner planmäßig in dem Garten herumführen und beurtheilten alle Details, und zuletzt das Ganze mit kritischer Strenge; während alle übrigen sich weit und breit zerstreuten, sich nach Gefallen sammelten und verteilten, und, um es kurz zu fassen, dasjenige freudig genossen, was jene Kunsttrichter bloß beurtheilten.

Unter Verhandlungen über den Garten, die vielleicht am wenigsten in den Garten paßten, waren die Kunsttrichter in demselben in eine Gegend gekommen, die nach allen verschiedenen Meinungen nicht zu einem solchen zu gehören schien. Der Weg war immer enger und unebner geworden, dann ein schmaler Fußsteg, der sich durch Gebüsche wand, an Abgründen hinzog, auf Felsen bald auf-, bald abwärts den unsicheren Schritt leitete, dann ganz verschwand und nur noch den umgefallenen moßigen Stamm einer alten Weide zeigte, der als Steg über einen stürzenden Gießbach führte; jenseits wand man sich mühsam durch dunkle Büsche und stand plötzlich auf einem kleinen freien Rasenplatze in der Mitte des Dickichts. Hier erregte eine malerische Felsengrotte die Neugier; in ihrem finstern Hintergrunde glaubte man einen Lichtschimmer zu bemerken; man folgte ihm und fand sich in der Klausel eines Einsiedlers, die eine Mablasterlampe erleuchtete, die freilich nicht vom Gelübde der Armut zeugte, aber deren weiche Moosbank zur üppigen Ruhe, deren tiefe Stille, in der das Rauschen des Wasserfalles nur wie Geräusch der fernern Welt verhallte, zur Betrachtung, deren kleine Büchersammlung zum Nachdenken und zur Erhebung des Geistes einlud. Solcher Einladung zu folgen, verhinderte der Umstand, daß man in sehr lustiger Gesellschaft und durch die Kritik der Gartenkunst bereits von der Betrachtung abgesehrt war. Eine willkommene Entdeckung in der Klausel war daher eine zweite versteckte Thür, die in einen unterirdischen Gang, voll Lampen von buntem Glase, führte, der sich aufs mannigfaltigste in viele einzelne Gänge verzweigte, die alle mit irgendeiner geistreichen Dekoration endigten und keinen ferneren Durchgang gestatteten. Es fehlte uns der Faden dieses Labyrinthes und wir irrten daher lange, kamen immer wieder in neue oder in die alten Irrgänge, konnten lange weder auf unserm alten Wege zurück, noch auf einem andern ans Licht kommen, bis wir endlich, nachdem wir

allerlei Zeichen gemacht und Hilfsmittel angewendet hatten, nach einigem Aufwärtssteigen, nicht ohne Mühe an eine Thür im ältesten ägyptischen Stile gelangten, die in tiefer Dämmerung lag und durch welche man ins Finstere wieder hinabsteigen mußte. Nicht ohne einige Spannung näherten wir uns einer zweiten Thür, sie wich unerwarteterweise der ersten Berührung, und höchst überrascht standen wir in dem schönsten Saale, den schwellende Divans umgaben, der eine wohlbesetzte Tafel, mit vielversprechenden Erfrischungen, in seiner Mitte hatte, und in welchem die übrige Gesellschaft mit allen Frauen versammelt war.

Man lachte allgemein über unsere unterirdische Irrfahrt, aus der wir etwas verblüfft ans Licht traten und sendete einen Bekannten hinab, um zwei der Gefährten zu suchen, die noch immer kreuzten. Die untergehende Sonne verbreitete ein rosenfarbiges Licht; ich trat zur Thür hinaus, um des Schauspiels besser zu genießen; da stand ich auf einem weiten reinlichen Plage von Kies sand; rings im halben Kreise lagen große kubische Granitblöcke, wie zu Sitzen bestimmt, unter dem Schatten hoher Thorne; ich wendete mich nach der Thür und sah nun, daß der Saal, aus dem ich kam, in der großen Pyramide auf der Höhe war, die bisher überall im Garten point de vue gemacht hatte und mir jetzt die ausgebreitetste Aussicht gewährte. . . .

Drinne hatte sich bereits wieder der Streit über Gartenkunst erneuert, und man debattirte die Frage: ob unterirdische Gänge, ob überhaupt attrapes und surprises, wie man es nannte, kunstgerecht und im geläuterten Geschmacke seien? Die Wagen fuhren vor und machten dem Streite ein Ende.

* * *

Unter mannigfaltigen Belustigungen und durch manchen städtischen Genuß erweiterte Freuden des Landlebens rückte der frühe Herbst mit seiner Jagdlust heran.

Die Jagd ist frei in Livland; jeder Gutsbesitzer ist in dieser Hinsicht unabhängiger Gesetzgeber innerhalb der Grenzen seines Besitzthums. Die Freunde der Jagd unter ihnen gestatten sich nicht bloß

gegenseitig, einer auf des andern Grenzen zu jagen; sie verbinden sich auch zu großen Jagdpartien, die mehrere Wochen dauern und Gegenden von zwanzig und mehr deutschen Meilen im Umkreise durchstreichen. So waren auch hier bald viele solcher Jagdfreunde versammelt. Jeder hatte ein paar Reitpferde für sich, andere für seinen Reitknecht, drei bis vier Windhunde und einen Piqueur mit sechs bis acht Koppel-Jagdhunden mitgebracht. Die vorzugsweise so genannten Jagdhunde, sind die bekannten kleinen schwarzen Hunde mit gelben Flecken über den Augen, gelben Füßen, oft auch mit weißen Abzeichen, seltener bunt und hellhaarig, die des Wildes Fährte aufspüren und die aufgesundene kläffend verfolgen; sie bleiben zu zweien an den Halsbändern zusammengekoppelt um den Piqueur versammelt, der sie am Orte ihrer Bestimmung erst von der lästigen Koppel befreit und ihnen damit das Signal zum Suchen gibt. Der Piqueur reitet meistens einen Schimmel und ist rot gekleidet, um aus der Ferne erkannt zu werden; sein Ruf feuert unablässig die Spürer an, ihre Pflicht zu tun, und sich nicht in hündischen Nebenbelustigungen zu zerstreuen; seinem Horne sind sie nach den verschiedenen Signalen gehorsam, und diese unterrichten zugleich die Jäger in der Ferne von allem, was ihnen zu wissen nottut. Die Windhunde sind überall bekannt; schon ihr Bau und ihre Stellung kündigt auf den ersten Blick an, daß sie keine Nase haben; aber ihr Blick wetteifert mit dem des Falken, die Schnelligkeit ihrer dünnen Läufe mit der des Windes, nach dem sie genannt werden.

Es war ein frischer, aber heiterer Morgen, als auf dem weiten Schloßhofe schon vor Tage alles von Jagdhunden wimmelte, die munteren Hörner ertönten und die Piqueurs ins Feld zogen. Nach und nach sammelten sich auch die Jagdfreunde zu dem gemeinschaftlichen Frühstück; hierbei ward der Schnaps nicht vergessen, und jeder Reitknecht war bereits mit kalter Küche für seinen Herrn und für sich versehen, denn die Mahlzeit war auf die späten Stunden festgesetzt worden, wo die Jagd des Tages beendet sein würde. Die mutigen Rosse hörte man wiehern und stampfen, die Hunde hie und da sich beißen, manchen getretenen jämmerlich heulen, die Reitknechte rufen und fluchen; bald saßen alle Reiter zu Pferde, jeder führte ein paar

Windhunde an der Schmitze, und im muntern Schritt zog die bunte Gesellschaft zum Tore hinaus und hinüber die weiten Stoppelfelder, durch den Glanz des Reiß und der Spinnweben auf den Stoppeln im Lichte der Morgen Sonne, einem fernen Holze zu, dessen hohe Birken, Erlen, Ahorn, Ebereschen und Ulmen, von zerstreuten dunkeln Fichten gehoben, zu freundlicheren Besuchen einzuladen schienen, als jetzt die Nordluft den Hasen und Füchsen in ihrem Schatten bereitete.

Wir hatten uns so aufgestellt, daß wir in einiger Entfernung voneinander eine Bogenlinie bildeten, und die Ebene vor uns bis zum Holze etwa tausend Schritte betrug; hinter dem Holze, etwa zweitausend Schritte lang und breit, wurden die Jagdhunde losgekoppelt, zerstreuten sich im Dickicht, schlugen bald munter an, die Hörner ertönten im Walde, kündigten, durch verschiedene Melodie, bald nach dieser Seite einen Hasen, bald nach jener einen Fuchs an; immer lauter ward es im Walde, immer stiller und erwartungsvoller auf der Ebene; die Windhunde standen mit gespitzten Ohren ungeduldig da und waren von den Pferden herab an der langen Schmitze kaum zurückzuhalten; die scheuen Hasen sprengten zuerst auf die Ebene; die ungeduldigsten der Jäger ließen ihre Hunde ablaufen; wie losgelassene Winde waren diese hinter dem Hasen her, die Jäger und Reitknechte mit lautem Rufe ihnen nach, alles in der gespanntesten Bewegung; der schnellste oder flügste von den Hunden warf den Hasen mit einem Stoße der Brust, er oder ein zweiter packte ihn im Genick, warf ihn in die Höhe, und ehe die Meute ihn zerreißen konnte, waren schon die schnellsten der Jäger bei der Hand, befreiten ihn von den Hunden und gaben ihm den Rest mit einem Stoße des Waidmessers. Der Jäger, dessen Hund den Hasen zuerst geworfen, ihn geraamt hatte, ließ ihn von seinem Reitknechte an den Sattel hängen; aber da man noch die Hunde sammelte, waren schon andere Hasen da, und der listige Fuchs schlich in einer Furche zwischen den Stoppeln hin, um unbemerkt zu entkommen; die ruhigeren Jäger ließen jetzt ihre Hunde ablaufen, die mit dem Fuchse listiger und beherzter sein mußten und seinen bekannten Künsten mit bewundernswürdiger Gewandtheit und Erfahrung begegneten, worauf der Sieg über diesen

Feind mit Jubel ausgerufen wurde. Die Heze erneuerte sich immer wieder, solange noch Hasen und Füchse an diesem Orte erschienen; dann ward ein anderes Holz abgejagt, und dies geschah mit mehreren und nach dem Plane, der das letzte Holz für diesen Tag in der Nähe des bestimmten Nachtquartiers bezeichnete.

Das Nachtquartier war heute, der Lokalität des großen Operationsplanes nach, ein großer Krug, der auf diese Nacht für die zahlreiche Gesellschaft ausschließlich in Beschlag genommen und aufs sorgfältigste eingerichtet war. Die Pferde und Reitknechte wurden in die eine Stodolle logiert, in die andere die Rüdennknechte und die Hunde. Ein großer Küchenwagen und ein anderer mit vielen Matrasen und Betten waren schon am Morgen hier eingetroffen, der Krüger und seine Familie delogiert, der große Raum, Krugsstube genannt, zwei sogenannte deutsche Kammern und die Stube des Wirtes waren auf das sorgfältigste gereinigt und gepußt worden; man hatte mit Wachholder geräuchert, junge Birken an die schwarzen Wände gestellt, und den Boden überall mit zerschnittenem duftenden Kalmus bestreut; in jeder Kammer war eine hohe Streu von frischem Heu, mit Matrasen, Betten und saubern Tüchern bedeckt, zur Schlafstätte einladend eingerichtet; eine große Tafel, in der Mitte des ländlich geschmückten großen Raumes, war nicht minder einladend mit Weinflaschen besetzt, und der Koch war eifrig beschäftigt, die letzte Hand an sein wohlthätiges Werk zu legen.

Das alles war jedoch nicht fähig, den ersten Blick der Gäste auf sich zu ziehen. Raum hatten sie abgefessen, so eilte jeder mit Hast die Hasen und Füchse zu zählen, die seine Hunde besiegt hatten und die zu beiden Seiten am Sattel seines Reitknechts herabbingen. Laut wurde von jedem die Zahl der Getöteten ausgerufen, die Zahlen wurden verglichen und kontrolliert, die Hunde bekamen sogleich die Eingeweide ihrer Feinde zum Lohne, als Vorkost ihrer eigentlichen Mahlzeit, und erst nachdem die Vorbeeren des Tages die gehörige Anerkennung erhalten hatten, begab man sich unter Dach und überließ Hunde und Pferde den Leuten, bis auf den Lieblings-Windhund jedes Jägers, der gewohnt war, als eigentlicher Vermittler der Vorbeeren, die Gesellschaft der Triumphatoren nicht zu verlassen.

Daß die Mahlzeit mit Vergnügen eingenommen wurde, und welche Gespräche sie würzten, läßt sich denken. Was sich aber niemand denken kann, der eine ähnliche Jagdgesellschaft nicht gesehen hat, ist die leidenschaftliche Verwirrung des Gespräches dieser gereizten und animierten Jäger und die mehr als übertriebenen Prahlereien von der Schnelligkeit der Hunde und der eigenen Geschicklichkeit und Geistesgegenwart, die immer jeden laut auflachen machten, der nicht selbst die Wunderdinge vortrug. Alle sprachen zugleich, und nur wer durch den Bissen im Munde zum Schweigen verurteilt war, machte für den Augenblick den Hörer, nahm aber sogleich wieder das Wort und richtete es an die Rauenden. Die schlimmsten Fälle aber waren natürlich diejenigen, wo es noch nicht ganz außer Zweifel gesetzt war, wessen Hund diesen oder jenen Hasen getaamt hatte, der zwar demjenigen zuteil geworden war, dessen Reitknecht der schnellere gewesen war, um ihn für seinen Herrn in Beschlag zu nehmen, der aber diesem streitig gemacht wurde durch den andern, dessen Hunde gleichfalls an dem Erwißen desselben Hasen Teil gehabt zu haben schienen, was in den meisten streitigen Fällen, bei dem Getümmel und Durcheinander auf dem Schlachtfelde, schwer zu entscheiden blieb. Diese Streitigkeiten hörten nur mit dem Atem und der Stimme auf, die jeder dabei zuzusetzen hatte, liefen auch immer à l'amiable aus, weil die Streitenden gute Freunde waren, wurden aber nie ausgeglichen und aufs Reine gebracht, weil keiner seinen Hunden etwas vergeben wollte.

Unmittelbar nach dem Essen begab man sich in eine der Kammern, wo auf dem Tische bald Karten erschienen und ein ansehnlicher Haufen Gold, schön geränderte neue holländische Dukaten; an dieser Pharaobank ward es bald still, nur abgebrochene Worte hörte man von Zeit zu Zeit und den Klang des verhängnisvollen Metalles, von dessen Gewalt sich kein Mensch, aber wohl das verachtete Tier, befreit.

Diejenigen von der Gesellschaft, die entweder nicht reich oder nicht leichtsinnig genug waren, um sich diesem Glücksspiele zu vertrauen, oder zu ängstlich dazu oder auch ihre pekuniären Mittel anders anzuwenden gesonnen blieben, waren gerade die jüngsten, was (beiläufig gesagt) kein übles Zeichen ist, und blieben am Tische

versammelt. Hier gab es denn, wie sich denken läßt, des Gesprächs und Geschwäges mancherlei, das sich zuweilen nur auf wenig Augenblicke von der Jagd ablenkte und gleich wieder zu ihr zurückkehrte.

Diese Hezjagd im Herbst, auf der man jeden andern Lärm, nur keinen Schuß hört, ist nicht die eigentümlichste der Jagden in Livland, wenn man nicht das eine Eigentümlichkeit nennen will, daß man sich dabei von einer gewissen Jägerpedanterie freihält, die in Deutschland bei aller Art von Jagd auf den höchsten Grad getrieben wird. Dort glaubt man, kein Jäger zu sein, wenn man nicht einen bestimmten Jagdrock von grüner Farbe trägt und mit einer Menge Gerätschaften versehen ist, die selten nützlich, aber immer lästig und hindernd ist. Am wenigsten verständig aber ist die Affektation einer eigenen Jägersprache, die manchem adligen Junker hinreichend scheint, um mit ihr für einen vollendeten Jäger zu gelten, und vollends die kindisch übertriebene hohe Meinung, die solche Leute von der Wichtigkeit einer Belustigung haben, die bei ihnen ein Handwerk wird, und einer Geschicklichkeit, die meistens nichts als leere Prahlerei ist. Sie halten mit einer ausschließenden Jägereteilkeit zusammen; sehen den von oben herab an, dem die Jagd nur eine Belustigung, nicht ein Geschäft von Wichtigkeit ist; glauben eine Jagdwissenschaft studiert zu haben, und halten sich befugt, in jeder Gesellschaft jedermann, selbst Frauen, mit ernster Miene zu berichtigen, die nicht Löffel, sondern Ohren, nicht Schweiß, sondern Blut sagen, und gerade nicht des Hasen Läufe meinen, wenn sie von Hasensfüßen sprechen. Die technischen Ausdrücke der verschiedenen Gewerbe sind aus der Notwendigkeit entstanden, gewissen Dingen, die nur bei ihnen existieren und in der allgemeinen Sprache keinen Namen haben, einen beizulegen; solche Namen aber gegen allen Sprachgebrauch zu erfinden, und die existierenden, allgemeinen Namen zu verwerfen, bloß um sich ein besonderes Ansehen zu geben, das Blut Schweiß zu nennen, obgleich jedes dieser Worte einem ganz verschiedenen und sehr bestimmten Begriffe angehört, ist mindestens höchst lächerlich und um nichts vernünftiger, als wenn eine Gesellschaft reisender Handwerksburschen sich verabredete, die Landstraße nie anders als Pappelzweig, die Berge Gruben, die Wirtshäuser Stechnadeln, die Sonne

Baum und den Markt Peterzilie zu nennen. Doch läßt sich auch denken, daß die Veranlassung zu dieser abenteuerlichen Terminologie der Jagdkünstler in einigem Zusammenhange mit dem übertrieben wissenschaftlich organisierten Forstwesen in Deutschland steht.

Dieses fehlt nun freilich in Livland ganz, denn jeder Wald ist hier mehr oder weniger eine Wildnis. Sollte hier aber jemals Forst und Jagd in Verbindung und in die Fesseln einer regelmäßigen Administration gebracht werden, so ist es nicht unmöglich, daß der Nachahmungstrieb dann auch hier den Mißbrauch der guten deutschen Sprache unter Jagdfreunden, die alsdann erst stolze Jäger sein werden, einführt.

Rot- und Schwarzwild gibt es in Livland nicht. Hasen und Füchsen wird auch zuweilen mit dem Treibjagen und der Flinte nachgestellt, dem Geflügel, wie in Deutschland, mit Hühner- und Wasserhunden, die mit großer Sorgfalt erzogen werden. Die sogenannte Sprengjagd findet im Spätherbste statt, wo der Hase nicht mit Lärm aufgeschreckt wird, sondern der Reiter mit seinen Windhunden der Fährte auf dem frisch gefallenem Schnee folgt und den aufspringenden Hasen heßt. Die Wolfs-, Bären- und Elensjagden sind aber eigentümlicher und außer Rußland weniger bekannt, und finden nur im Winter und in der Wildnis größerer Wälder statt.

Einstweilen ging indessen die Hezjagd mit ihren Nebenbelustigungen lustig fort, so lange nur die Witterung einigermaßen günstig blieb. Gewöhnlich gelangte man schon vor der frühen Dämmerung ins Nachtquartier, das nicht immer in einem Krüge war, sondern noch öfter auf dem Gute eines der versammelten Jagdfreunde oder eines andern Bekannten, der mit dem Generalplane der Herbstjagd bekannt war und die Gesellschaft eingeladen hatte. Hier fanden wir denn auch jedesmal die Frauen und Töchter versammelt, machten nach unserer Ankunft eilig Toilette und brachten den Abend mit hübschen Rußinen und liebenswürdigen Tanten so angenehm wie möglich zu; denn an gesellschaftlichen Spielen fehlte es selten, an munterem Tanze nach dem Fortepiano nie. Und war ein großer Teil der Nacht durchtanzt worden, so hinderte das nicht, mit dem Tage wieder aufzusitzen und der flinkste Tänzer war dann auch der

rüftigste Jäger, was Leuten widerfuhr, die unter anderen Umständen, etwa im Geschäftsleben, von 10 Uhr abends bis 10 Uhr morgens ruhig schliefen, ohne besser ausgeruht zu haben und stärker, wohlbeleibter oder rüftiger zu werden, als bei einem lustigen Leben wie dieses, das den jungen Greisen in größeren Städten eine tödliche Strapaze wäre.

II.

Aus dem Ostland der vierziger Jahre.

Es sind Erinnerungen W. F. Eichhorn's, die hier wiedergegeben werden. Er veröffentlichte sie 1884, also vor etwa dreißig Jahren, in der „Nordischen Rundschau“ (Bd. I, 148ff.) unter dem Titel „Selbsterlebtes und Nacherzähltes aus der Entwicklungsgeschichte Ostlands und der Esten“. Wir heben hier nur den ersten Abschnitt davon heraus, weil die folgenden einen ausgesprochen agrargeschichtlichen und auch politischen Charakter haben und daher für diese Sammlung weniger geeignet erscheinen. Sie und da ist der Text, unbeschadet des Zusammenhanges, gekürzt worden.

* * *

Es war eine gar stille und friedliche Zeit in unserem Heimatlande, als das jetzt alternde Geschlecht zum Bewußtsein erwachte. Es schien das gesellschaftliche, das kulturelle, das geschäftliche, ständische und politische Leben — so viel hier damals von einem politischen Leben die Rede sein konnte — in festgefügte, auf die Ewigkeit berechnete Formen gestellt. Jeder Stand, jede Berufsklasse ging ihren Weg und erfüllte ihre Aufgabe nach hergebrachter Schablone, wartete des überkommenen Amtes freiwillig und bewußt, oder durch den Druck der Tradition in Gang gebracht und im Gange erhalten. Die Tradition selbst war engbegrenzt, wenigstens bei der Masse des Volkes, und bezog sich fast nur auf die alltäglichen Lebens- und Arbeitsformen, sie drückte sich mehr in der kontinuierlichen Tat als im Worte aus. Es war wie in einem wohlberechneten und von geschickter Hand

zusammengestellten Uhrwerke. Geräuschlos und präzise griffen die Räder in einander und taten ihre Schuldigkeit.

Und es war dafür gesorgt, daß keine geschichtliche Reflexion den Landmann, den Bauer und den Frohndnecht bei seiner Arbeit störte. Der Nordische Krieg mit seinen unheimlichen Gefährten hatte alle Erinnerungen an die Vorzeit verwischt, hatte sogar alle Sagen, bis auf geringe Fragmente, verschlungen. Es ist dies so erklärlich, wenn man die furchtbaren Drangsale jener Zeit bedenkt und im Auge behält, wie wenige mit dem Leben diesen Drangsalen entgingen.

Von den drei Übeln, Krieg, Hunger und Pest, die unser Heimatland zugleich verwüsteten, hatte sich hauptsächlich oder gar fast allein die Pest in der Volkserinnerung festgesetzt. Das Volk muß also die Pest für das grausigste Übel angesehen haben. Dieses Übel hatte aber so einschneidend auf alle Vorstellungen des Volkes gewirkt, daß dadurch jedes andere Interesse zurückgedrängt und jede andere Erinnerung bleibend ausgeschlossen wurde. Darin finden wir wohl auch die Erklärung der sonst so befremdlichen Tatsache, daß von der Einführung der Reformation keine Erinnerung im Volke zurückblieb. — Es lebte im Volke auch keine Erinnerung daran, in welchem Verhältnisse die Bauern vor dem Nordischen Kriege, beziehungsweise vor der Pest, zum Gutsherrn gestanden, in welchen Vermögensverhältnissen sie gelebt usw.

Der Krieg und die gemeinsame Not hatte aber auch die verschiedenen Stammes- und Standesgruppen des Landes aneinander geschlossen, hatte ein gegenseitiges Bewußtsein der Zusammengehörigkeit geschaffen, das trotz der fast unbeschränkten Berechtigung auf der einen Seite und der fast unbegrenzten Verpflichtung auf der anderen Seite durch mehr als vier Generationen bestand. Nur wo die verpflichtete Gruppe sich von der berechtigten in ihrem gewohnten Wohlfühlen tatsächlich gestört glaubte, wo ihr Leistungen zugemutet wurden, die wirkliche Überanstrengung bedeuteten, nur da entstanden dazumal Reibungen. Aus der ganzen Zeit der eigentlichen Leibeigenschaft, d. h. von 1710 bis 1816, weiß man nur von einem einzigen ernstern Konflikt, der indessen auch eines gewissen Anstriches von

Humor nicht entbehrt. Es ist der sogenannte „Neuenhoffsche Krieg“ — „Uuemöisa söda, — in den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts, der in den vierziger Jahren noch recht lebhaft die Erinnerung des Volkes beschäftigte.

Von anderen Widerseßlichkeiten ist aus der Zeit von 1710 bis 1816 nichts bekannt.

In der darauf folgenden Zeit lag tiefer Friede über Estland. Die Zeit der eigentlichen Leibeigenschaft hat das jetzt alternde Geschlecht nicht mehr erlebt, denn diese wurde bekanntlich bereits im Jahre 1816 aufgehoben. Das Samenkorn der Freiheit war bereits eingesenkt, es keimte aber nur erst im Verborgenen. Die Lebensformen waren im wesentlichen dieselben geblieben wie vorher. Das Landvolk hatte eine bedingte Freizügigkeit erhalten, ein jeder konnte nach rechtzeitiger gesetzlicher Kündigung seine Gemeinde verlassen, sich auf einem anderen Gute des estländischen Gouvernements niederlassen und Glied der Gemeinde seines neuen Wohnorts werden. Das Niederlassen in den Städten und die Übersiedlung in andere Gouvernements des Reiches waren ausgeschlossen, bis die Zahl des Landvolkes eine im Gesetz vorgesehene Höhe erreicht haben würde. Von dieser Beschränkung, der Landpsflichtigkeit, konnten einzelne Glieder der Landgemeinden nur durch einen Landtagsbeschluß dispensiert werden. Im ganzen sind zurzeit des Überganges, die etwa 40 Jahre dauerte, nur wenige Dispensationsgesuche eingegangen. Daß ein solches Gesuch jemals zurückgewiesen sei, haben wir nicht gehört.

Von der Freizügigkeit innerhalb des Gouvernements haben meist nur sog. „lose Leute“, Knechte und Arbeiter, Gebrauch gemacht. Der bessere Stamm der eigentlichen Bauern, der „Wirte“, blieb in seiner angestammten Gemeinde, auf dem Großgrundbesitze, zu dem er traditionell gehörte. Den wenigen, die im Drange der jungen Freiheit ihre Bauernstellen verließen, war es meist nicht zum Glück ausgeschlagen. Es hatten sich gegen die zu große Beweglichkeit im Volke rasch zwei geflügelte Worte gebildet: „Ega weerewa kiwi peal sammalt kaswa“ — „Auf dem rollenden Stein wächst kein Moos“ —, und „Kuhu sa lähed, igal poolle karu kahe pojaga ees“ — „Wo

du auch hingehst, überall findest du den Bären mit zwei Jungen vor.“ Gegen das übermäßige Wandern war der zuverlässigere Teil des Landvolkes auch durch seinen angestammten, unausgesprochen in Fleisch und Blut übergegangenen Patriotismus geschützt.

Ja, es gab hier einen pietätvollen Patriotismus des Landvolkes, eine Liebe zu dem Gute, in dessen Grenzen es geboren war und das es als sein engeres Vaterland ansah; es gab eine pietätvolle Anhänglichkeit zu der angestammten Gutsherrschaft — nicht Leibeigenschaft, die hier zwar durch eine heillose Verwirrung der Begriffe und Verhältnisse eine relativ kurze Zeit bestanden haben mag, immer aber etwas allen Teilen fremdes blieb, weil sie außerhalb der historischen Entwicklung stand. In den baltischen Provinzen hat es eigentlich niemals *Volk* in dem Sinne gegeben, der in den altrussischen Teilen des Reiches mit diesem Wort verbunden wird, und das jetzt durch ungesunde Zustände in den Ländern der Großindustrie herangezogen worden ist. Es gab hier das Feudalsystem in ausgesprochenster Form, und in diesem System hat naturgemäß weder das Volk noch auch die eigentliche Leibeigenschaft Raum. Es gab nach der historischen Entwicklung und nach der ausgesprochenen, aber tief empfundenen Tradition eben keine Leute, sondern es gab nur Stände. Wenn der Gutsherr später durch die Wucht der allgemeinen Ordnung des großen Reiches, zu dem Estland seit 1710 gehört, und durch die Macht des Beispiels von seiner Feudalherrschaft zum bloßen Gutbesitzer herabgedrückt wurde, so entschädigte er sich unwillkürlich an dem Rechte seiner Unterassen. So wurden aus den einstigen Erbuntertanen eines Feudalgutes Leibeigene des Gutbesitzers, schon um das Verhältnis der Stände zu einander nicht zu verschieben.

Der lebhafte Militär- und Zivildienst des Adels hatte eine vielfache Befreundung mit den Gliedern russischer Adelsfamilien und ein unwillkürliches Einrücken in russische Lebensformen, auch hinsichtlich der Verhältnisse der Gutsherren zu den Bauern zur Folge. Trotzdem hat hier die eigentliche Leibeigenschaft nie rechte Gestalt gewinnen können, sie ist beiden, den Berechtigten und den Verpflichteten, im großen und ganzen fremd geblieben, wenn auch ihre rauhen Formen hier und da zeitweilig in Anwendung gebracht worden sind.

Sie hatte eben hier keine historische Begründung. Im tiefsten Grunde hatte der Gutsherr das Bewußtsein seiner Feudalherrlichkeit und der Pflicht nicht verloren, und dem Bauern war das Bewußtsein seiner Erbuntertänigkeit, d. h. seines Gutsbürgertums nicht völlig entschwunden, wenn es leider auch zeitweilig durch die halb oktroyierten, halb adoptierten großrussischen Lebensformen überwuchert oder verschüttet war.

Der Gutsherr war dem Bauern gegenüber der Lehnsherr, war der Gerichtsherr und waltete auf seinem Gut — in seinem Gebiet — unbeschränkt innerhalb der von der Staatsregierung gezogenen Grenzen. Das Gut war gleichsam ein Staat unter der Suzeränität des Landesherrn. Und der Bauer war Bürger dieses Staates, und war es oft mit ganzer Seele — er war Patriot. Das Gut, das Gebiet nannte er „meie möis“, „meie wald“ — unser Gut, unser Gebiet. Die Gutsherrschaft nannte er „meie saksad“ oder „omad saksad“ — unsere Herrschaft oder eigene Herrschaft. Und er trat gelegentlich unaufgefordert mit vollem Eifer für die Gerechtigkeit dieses seines engsten Vaterlandes ein. Bei den vielfachen Grenzstreitigkeiten, die sich bei den etwa seit 1820 in progressiver Steigerung gemachten Vermessungen ergaben, traten die Bauern oft oder gar meist mit viel größerem Eifer, ja mit Leidenschaftlichkeit für die häufig sagenhaften Grenzen des Gutes ein, dessen Bürger sie waren. Und diese Bestandteile des Gutes, wofür die Bauern stritten und kämpften, waren nicht etwa Äcker und Wiesen in ökonomischer Nutzung der Bauern. Nein, es waren oft abgelegene Wälder und Wüsteneien, von denen der Bauer keinen Nutzen zog. Er trat eben für die Integrität seines engen Vaterlandes ein, und er scheute keine Mühe, Volksagen einzusammeln und Beweismittel zu schaffen, die die Ansprüche von „meie möis“ unterstützen konnten oder sollten. Diese Sagen und Beweismittel waren freilich oft der wunderbarlichsten Art und konnten nur selten praktisch verwertet werden; aber wenn der Gutsherr sich mit seinem Nachbar verglichen hatte, wenn die neugelegte Grenze gesetzlich geworden war, so konnte sich der Bauer noch lange nicht beruhigen und machte wiederholt fruchtlose Versuche, das vermeintliche Unrecht zu bekämpfen, das seinem unmittelbarsten Vaterlande widerfahren war.

Nun, dieser pietätvolle Patriotismus im engsten, aber auch im unmittelbarsten Lebensbezirk, der sich außerdem noch in vielfacher Art äußerte und betätigte, diese Poesie der patriarchalischen Lebensweise und der verlästerten Feudalzeit, die bis in die Jugendzeit des jetzt alternden Geschlechtes hinüberreichte, er ist verschwunden, ist weggeschwemmt von den Wogen neuer Lebensanschauungen. An dem Abbruch des Überkommenen ist von oben und unten, von berufener und von unberufener Hand, vom Idealismus und vom Realismus gearbeitet worden. Sehr viele Güter haben keine historische Herrschaft mehr, fast alle haben den poetischen Nimbus verloren, der sie noch in unserer Jugend umkleidete, viele sind gleich gewöhnlicher Budenware behandelt und sind mitunter in profane Hände übergegangen, deren Inhaber kein Verständnis für historische Berechtigungen und historische Verpflichtungen haben. — Es ist ein Unrecht, den unter die Reaktionäre zu zählen und ihm das Verständnis für erweiterte Freiheit abzuspochen, der die schöne Blume bedauert, die aus einem gleichfalls strebsamen und ehrenhaften, wenn auch andersgestaltigen Geist vergangener Zeiten hervorwuchs, und die nun mit dem Schutt des Unhaltbaren zugleich fortgeräumt wurde, vielleicht fortgeräumt werden mußte!

* * *

Einförmig sahen die Wirtschaften damals in Ostland aus. Dreifelder-system bei den Bauern, Dreifelder-system an den Höfen. Von letzteren hatten sich einige allerdings schon zwischen 1830 und 1840 zum Futterbau und zur Schafzucht, mit den dazugehörigen Weideschlägen entschlossen, doch diese waren Ausnahmen. Den meisten Gutsherrn fehlte es nicht allein an den Mitteln und an dem Willen zu Neuerungen, sondern es fehlte den Hofsfeldern oft auch die Ab-rundung, die zur Betreibung der Wechselwirtschaft erforderlich ist. Oft griffen die Hofsfelder in unregelmäßigen Zacken ineinander und beide waren dadurch, hinsichtlich des Wirtschaftssystems, von einander abhängig. — Die Teilung der Fruchtwechselschläge stammte vom Anfang der Dinge — „katku aeast“. Die Schläge („Lotten“)

waren durch feste Zäune, oft Steinzäune von bedeutender Schwere, abgeschlossen. Diese Steinzäune innerhalb der Ackerfelder haben später, bei der Umlage der Fruchtwechselschläge und bei der Streulegung der Bauerstellen, bedeutende Schwierigkeit und Kosten verursacht.

Die Grenze zwischen den Wirtschaftsländereien des Hofes und der Bauern war gleichfalls eine überkommene, an deren Verschiebung oder Regulierung kein Mensch gedacht hatte, bis das Eindringen rationeller Wirtschaft eine rationelle Abrundung des Feldplanes zur Lebensfrage machte. — Der Gutsherr bezog seine Einkünfte aus den Erträgen der Hofsfelder, die Bauern und das Bauerland waren für ihn nur da, um das Hofsland zu bearbeiten, das Vieh zu beschicken usw. Daß dabei die Belastung der Bauern in den verschiedenen Gebieten eine verschiedene sein mußte, das ist selbstverständlich. Es gab große Gebiete mit verhältnismäßig kleinen Hofsländereien, und umgekehrt. Hinsichtlich der Arbeitsleistung, der Frone jeder einzelnen Bauerstelle — nicht der Bauern, denn ein Leibdienst hat hier nie bestanden — war nach der Aufhebung der Leibeigenschaft freie Vereinbarung zwischen dem Gutsherrn und den Inhabern der Bauerstellen gesetzlich. Diese Vereinbarung ist aber während der Fronpachtzeit eigentlich nie zum praktischen Ausdruck gelangt. Im Jahre 1804 waren die aus schwedischer Zeit stammenden sogenannten Wadenbücher eingeführt worden und behielten ihre gesetzliche Kraft bis zur Aufhebung der Leibeigenschaft, in Estland also bis 1816. Diese Norm blieb auch nach 1816 stillschweigend in Kraft und wurde späteren Berechnungen zugrunde gelegt. In der Tat blieb sie aber in den meisten Fällen nur eine theoretische, die zu gunsten der Bauern überschritten war und blieb, besonders im Binnenlande. Man bemühte sich eben, die Bauern so zu stellen, daß sie leben und gedeihen konnten, so weit es bei den damaligen Verhältnissen und Gewohnheiten möglich war.

Bis in die vierziger Jahre waren die wenigsten Güter vermessen; die Größe der einzelnen Gesinde und des ganzen Bauerlandes war nur schätzungsweise bekannt. Die faktisch geleistete Frone war mehr eine traditionelle als eine berechnete. Es bestanden sehr bedeutende Unterschiede zwischen Land und Leistung, nicht allein auf

den verschiedenen Gütern, sondern auch zwischen den einzelnen Bauerstellen eines und desselben Gutes. Die Dorfsfelder waren zwar, wahrscheinlich von den Bauern selbst, in sogenannten Schnurstücken, langen schmalen Landstreifen, auf die einzelnen Gefinde verteilt, und es war dabei eine gewisse Gleichmäßigkeit des Areal nach Quantität und Qualität hergestellt worden, die aber nicht immer zutraf. Die Verteilung nach Qualität, d. h. die Zuweisung eines Stückes an jedes Gefinde in jeder Bodenart, hatte zu einer so großen Zerstücklung geführt, daß zu einem Gefinde gelegentlich an die 150 Stücke Ackerland gehörten. Es gab somit innerhalb eines Gebietes schwächer belastete, gute Gefinde, und stärker belastete, schlechte Gefinde. Und es gab Gebiete mit stärkerer und mit schwächerer Frone, je nachdem die verhältnismäßig große oder kleine Hofswirtschaft es bedingt hatte. Eine Erhöhung der Frone konnte dem Gutsherrn zu damaliger Zeit keinen Nutzen bringen, denn er konnte damit nichts anderes tun, als eben seine Wirtschaft betreiben, sie bedeutete nur eine Arbeitserleichterung für den Fronknecht, und eine Ermäßigung der Frone bedeutete im Grunde nur eine stärkere Anspannung des Fronknechts, denn dieser war der eigentliche *F r ö n e r*, nicht der Bauer, der „Wirt“.

Wie viele Arbeitskräfte während der Fronpachtzeit nutzlos verschleudert oder lahmgelegt wurden, davon möge hier ein Beispiel Raum finden. Dicht beim Hofe des Gutes H. bestand ein Dorf von 18 Sechstagsgefinden, und die Hofswirtschaft wurde von den Fronknechten und Fronmägden dieser 18 Sechstagsgefinde besorgt. In einer Osternacht brannten Hof und Dorf vollständig ab. Bei dieser Gelegenheit wurde der nähergelegene Teil der Dorfsfelder zum Hofe gezogen und von den Bauerstellen wurden zehn als Viertagsgefinde auf den entfernteren Feldern angebaut. Diese zehn Viertäger bearbeiteten nun in der Folgezeit die früheren Hofsfelder mit dem bedeutenden Teil der Dorfsfelder, der zum Hofe gezogen war, und ihre Knechte waren nicht überlastet. Es entsteht nun wohl billig die Frage, was die Knechte und Mägde der vormaligen achtzehn Sechstäger auf den vormaligen Hofsfeldern getrieben haben, die etwa halb so groß waren, als die späteren?

Nach dem bestehenden Gesetze bildete das Landvolk nur einen Stand, im wirklichen Leben war es anders. Da zerfiel das Landvolk in drei scharf abgegrenzte Gruppen, obgleich das Übertreten aus der einen Gruppe in die andere weder gesetzlich noch landesüblich erschwert war und häufig vorkam. In der ersten Gruppe standen die eigentlichen Bauern, die „Wirte“ und „Wirtinnen“ — „peremehed“ und „perenaesed“. Obgleich diesen gesetzlich keine persönlichen Standesvorrechte zukamen, obgleich sie gleich den übrigen Gliedern der Bauergemeinde der Gutspolizei unterstanden und sogar der Leibesstrafe unterworfen waren, von der erst ein beeidigtes Gemeindevorsteher erimierte, so haben sie doch nie aufgehört die Dorfaristokratie zu bilden. Dieser ihrer Stellung sind sie immer voll bewußt gewesen, namentlich diejenigen unter ihnen, die von unvordenklichen Zeiten her von Glied zu Glied auf ihrem angestammten Grundbesitz saßen. Und gegen diese ihre bevorzugte Stellung opponierten die beiden anderen Gruppen, die Knechte und die Lostreiber, auch nie. Der Wirt, „peremees“, eine Bezeichnung, die genau dem lateinischen dominus entspricht, herrschte unumschränkt im Hause, und der Einfluß der Wirte leitete unumschränkt die inneren Angelegenheiten des Dorfes und der Gemeinde, während der Gutsherr sich in die ersteren nie, in die letzteren nur so weit einmischte, als es das Gemeindevermögen, das aus der Initiative des Gutsherrn hervorgegangen war, und die Wahl des wichtigsten Gemeindebeamten, des Gemeindeältesten, „Tallitaja“, betraf.

Er war ein ernster Mann, der „peremees“; an den Spielen der Jugend, der Knechte und Mägde beteiligte er sich nicht. Seinen Anordnungen folgten Kinder und Gesinde unbedingt, ein Fall von Widersetzlichkeit gegen den „peremees“ war eine äußerste Seltenheit und wurde vom Gutsherrn, wie von der Obrigkeit überhaupt scharf gerügt als schweres Verbrechen gegen die Obrigkeit. Eine Klage der Knechte und Mägde gegen den Wirt ist auch kaum vorgekommen. Die ständische Ordnung und Unterordnung war tief mit dem Leben des Volkes verwachsen. Das Leben der Bauern damaliger Zeit war sehr einfach, in den meisten Fällen ärmlich. Vor dem Einlenken in neue Bahnen hatte unsere heimatische Landwirtschaft

überhaupt einige sehr schwere Jahre durchzumachen; viele Güter waren unter den Hammer gekommen und für das sehr geringe Darlehn der Kreditkasse losgeschlagen worden. Es gab hier eine Zeit, wo man Güter ohne jede Zahlung, nur gegen Übernahme der Kreditkassenschuld erwerben konnte. Dieser allgemeine Notstand des Landes war selbstverständlich nicht ohne Wirkung auf den Bauer geblieben, hatte diesen vielmehr meist am schwersten getroffen, wenn seine Not auch weniger in die Öffentlichkeit drang. Der ganze Reichtum des Bauern der alten Zeit bestand in Kornvorräten; waren diese einmal durch Mißwachsjahre erschöpft, waren seine Schulden im Kornvorratsmagazin gewachsen, so war sein völliger Ruin schwer aufzuhalten. Geld besaßen zu damaliger Zeit nur einzelne wenige Bauern, und auch dieses Geld war in der Regel nicht erworben und erspart, sondern es war aus alter Zeit — „kattu aeapt“ — auf das Gesinde gekommen und blieb bei dem Gesinde, oft unverzinst in Rubelstücken.

Geld verstand der damalige Bauer sich überhaupt nicht zu machen. Das Korn verbrauchte er selbst mit seinem großen Haus- und Dienstpersonal, zu dem ja auch Fronknecht und Fronmagd gehörten, er speicherte es jahrelang auf und war stolz darauf, gefüllte Ketten zu haben, wenn sich dieses Kapital auch nicht nur nicht verzinst, sondern durch Mäusefraß und durch natürliches Verderben jährlich Einbuße erlitt. Wenn vom Korn etwas veräußert wurde, so geschah es auf dem Wege des primitivsten und unvorteilhaftesten Tauschhandels. Der Bauer brachte einiges Korn zur Stadt und zwar direkt zum „befeundeten“ vorstädtischen Kaufmann, der ihn beherbergte, während seiner Anwesenheit in der Stadt wohl gar beköstigte und mit der notwendigen Ware, Eisen, Salz, Heringen, Strömlingen und dergl. versorgte. Das Korn wurde von dem „Freunde“ mit „gutem Maß“ empfangen und gegen die Ware verrechnet. Diese „Freunde“ und die Fleischer damaliger Zeit haben die Bauern arg exploitiert und haben ihre Popularität dadurch erhalten und befestigt, daß sie weidlich auf den Gutsherrn schimpften. Ja, sie waren so gründlich in das Schimpfen hineingeraten, daß sie selbst schließlich den Gutsherrn für den Exploitor und sich für die Wohltäter der Bauern hielten. Ferner vertauschte der Bauer sein Korn gegen Strömlinge am

Strande, zurzeit der Frühlingsfischerei und an Finnländer, die gezogene Strömlinge an den Strand brachten oder mit diesen auch im Lande umherfuhren, wie auch die ländlichen Handwerker, Schmiede und Schneider, und alle Diensthöten mit Korn bezahlt und abgelohnt wurden. Bei dem Tauschhandel spielte das „gute Maß“, d. h. der Haufen auf dem Maßgefäß, dem „Külmit“, eine gar gefährliche Rolle, und dieses Gefäß hatte leider auch die auf solchen Handel berechnete Form; es war breit und niedrig, und bei jedem Schimpfwort auf den Gutsherrn und bei jeder teilnahmshvollen Klage über die gedrückte Lage der Bauern glitt eine Handvoll Korn zu dem „Haufen“.

Aus seinem Viehbestande, der zu damaliger Zeit recht erbärmlich war, verkaufte der Bauer nur etwas Butter, die Schlachtkälber zu 20—40 Kopeken, dann allenfalls noch gemästete Schweine zu Preisen, die das verfütterte Korn lange nicht ersetzten und Eier. Das Vieh selbst, soweit es an den Fleischer zum Verkauf gelangte, war sehr niedrig im Preise und auch da wurde der Bauer schmählich betrogen. Auch mit seinem allenfalls ersparten wenigen Gelde wußte der Bauer nichts anzufangen. D. W. Masing erzählt in seinem „Nädali Leht“, der ersten estnischen Zeitung, wie er einen Bauer angetroffen, der seinem „befreundeten“ Kaufmann Butter und Eier „meele heaks“ (zur Aufmunterung, zum Dank) dafür zuschleppte, daß dieser sein Geld „aufbewahrte“. — Verbunden mit einigen schlechten Jahren, ist diese Unerfahrenheit der Bauern, ihre Produkte in Geld umzusetzen, und in Geldangelegenheiten überhaupt, die hervorragende Ursache der großen Verarmung gewesen, die wir in den vierziger Jahren fast durchgängig in Estland antreffen.

Dieselbe Unerfahrenheit war auch das Haupthindernis bei der Umwandlung der Fronpacht oder richtiger Arbeitspacht in Geldpacht, die nicht von den Bauern angestrebt wurde, auch nicht von der Staatsregierung anbefohlen worden ist, wie unsere jetzigen „Volksmänner“ deklamieren. Die von den Gutsherrn angestrebte und oft aufgezwungene Geldpacht, mit wenigen Ausnahmen in besonders wohlhabenden und entwickelten Gebieten, stieß zunächst auf den größten Widerstand von seiten der Bauern. Schreiber dieses, der lange Jahre

als Mittelsmann und beiderseitiger Vertrauensmann tätig war, der mehr als 4000 Bauerstellen organisiert hat und durch dessen Hände mehr als 4000 Pachtkontrakte gegangen sind, weiß, mit welchen Schwierigkeiten die Gutsherren bei ihren Reformen zu kämpfen hatten. Die Pacht war anfänglich sehr niedrig gestellt, höchstens 15 Rubel für den regulären wöchentlichen Anspanntag, was mit dem dazugehörigen Fußttag, auf Fußtage reduziert, jährlich 150 derselben, also 10 Kopeken für den Arbeitstag ohne Anspann ergab. Zu diesem Preise sind den Bauern anfänglich langjährige Pachtkontrakte angetragen worden; es ist aber nicht möglich gewesen, sie zur Annahme zu bewegen. Übrigens war es ein Glück für beide Teile, wie sich später ergab.

Das Leben der Bauern war in den vierziger Jahren also sehr einfach, ärmlich und relativ erbärmlich. Dieses bekundete schon sein Haus, das nach einem urväterlichen Plane gebaut war. Durch einen engen, dunklen Vorraum, nach außen mit einer breiten Tür abgeschlossen, gelangte man an eine etwa zwei Fuß hohe Schwelle. Über dieser Schwelle befand sich eine Schiebetür mit einem quadratischen Loch in der Mitte. War man über die Schwelle geklettert, so gelangte man in einen größeren Raum, der in der Regel alles war, was das Haus für Menschen an Gelaß bot, als Wohn-, Arbeits- und Schlafzimmer und als Trockenriege diente, oft aber auch Ferkeln, Schafen Hühnern Herberge bieten mußte. An der Hinterwand lag der mächtige Ofen, der oben mit mäßig großen Geröllsteinen zugedeckt war, der „keris“. Durch die Zwischenräume der Steine des „keris“ zog sich der Rauch in die Höhe, senkte sich und flutete durch die offene Tür hinaus. Die Steine des „keris“ erwärmten sich und strömten bis zur nächsten Heizung Wärme aus. Über dem „keris“ wurden Schinken, Speckseiten und Hälften geschlachteter Schafe geräuchert, und zu Festzeiten wurden Würste und Speckseiten auf dem „keris“ gebraten, der übrigens auch in etwas abgekühltem Zustande zur bevorzugten Schlafstätte diente. Vor dem Ofen, der tiefer als der Estrich eingebaut war, befand sich eine Vertiefung, „lee auk“, und zwischen dieser und dem Ofen eine Art von Heerd mit Vorrichtungen, um Kochkessel aufzuhängen. Hier wurde gekocht, namentlich in den Wintermonaten,

während für die Sommermonate meist eine besondere Küche vorhanden war, die im Hofe lag und aus kegelförmig zusammengestellten gespaltenen Stangen bestand. In dieser Küche wurde gewaschen, oft aber auch im allgemeinen Zimmer. Fenster waren in dem Wohnhause nicht vorhanden, das Licht fand Zugang durch das Loch in der Schiebetür, die übrigens meist völlig offen gehalten wurde. Durch eine Tür in der Hinterwand gelangte man in die Dreschtenne, die im Winter zugleich zum Stall für bevorzugtes Vieh diente, wie es übrigens noch jetzt bei den verbesserten und mit rauchfreien Zimmern versehenen Bauernhäusern gehalten wird. An einem solchen Bauernhause war kein Pfund Eisen; Hängen und Verschluss, alles war von Holz. Die Lage und die Wände des Wohnraumes waren mit einer dicken Rußschicht überzogen, namentlich die erstere, die wie poliert aussah. Im Sommer, wo nicht geheizt wurde, war die Luft in diesem Wohnraume dumpf, im Winter von einem kräftigen Kreoßotgeruch durchzogen, der jede Unreinlichkeit absorbierte, und der Aufenthalt darin war im Grunde weniger lästig, als man denken sollte. Selbstverständlich war ein solcher Raum zur Zeit des Heizens nur von Leuten bewohnbar, die von Jugend auf sich daran hatten gewöhnen müssen. Ein großer Luxus wurde und wird auch noch jetzt mit Nebengebäuden — Mleeten, Ställen, Scheuern und Schuppen — getrieben. Es gibt Bauernhöfe, besonders sogenannte Streugefinde, die an 14 Dächer auf dem Hofe haben. Holz und Arbeitskraft wurden eben nicht veranschlagt.

Einfach im höchsten Grade war auch das ganze Hausgerät: ein paar Tische, wenns hoch kam, einige Stühle mit Sitzen von Strohflecht, einige Bänke, Schüsseln und Löffel, alles von Holz und alles selbstgemacht. Aus Holz und immer Holz bestand auch das Gefährt und das Feldgerät, soweit es nicht schneidend sein mußte. Ohne eiserne Reifen waren die Wagenräder, ohne eiserne Schienen die Schlittensohlen. Eisen und resp. Stahl wurde nur zum Pferdebeschlag, zu Pflugscharen, Sicheln, Sensen, Beilen und Messern gebraucht. Alles das war vom ländlichen Schmied gemacht, der öfter eine kleine Freistelle im Dorf hatte. Das einzige gekaufte schneidende Gerät war ein Einschlagemesser, das vornehmlich als

Tischmesser und als Gabel diente und in besonderen Ehren gehalten wurde. — Die Kleidung war meist besser als jetzt. Alles war echt, Wolle und Leinen, von fleißigen Frauenhänden gekrazt, gehechelt, gesponnen, gewebt und, so weit es von der Frauenkleidung gilt, meist auch von den Frauen selbst zugeschnitten und genäht. Das Wollenzug zu Frauenröcken war in lebhaften Farben gestreift. Das Tuch zu den Überröcken der Männer und Frauen — je nach den einzelnen Kreisen, Kirchspielen und sogar Gutsgemeinden, bald schwarz, braun oder grau — war selbstgesponnen, selbstgewebt und selbstgewalkt, ohne Beihilfe von Walkmühlen und Maschinen. Die Männerkleidung war vom Dorfschneider gemacht. Gekauft waren zur Männerkleidung der Hut und für den Winter die Fellsnütze, zur Frauenkleidung das Zeug zu den hohen, pickelhaubenartigen Mützen der verheirateten Frauen und zu den Kränzen, „pärg, pärjad“, der Mädchen, nebst den dazu gehörigen Bändern, mit denen Luxus getrieben wurde, indem sie bei Wohlhabenderen oft vom kostbarsten Stoffe waren, dafür aber auch nur in der Kirche und bei festlichsten Gelegenheiten getragen wurden, das Leben der Besitzerin überdauerten und sich nicht selten auf die Töchter vererbten. Die Frauen trugen wohl auch seidene oder halbseidene Knüpfstücher.

Das Silbergeschmeide aus alter Zeit war damals schon meist verschwunden. Durch die Herrnhuter, die auch in Estland Eingang gefunden, war neben manchem Guten auch viel Pietismus unter dem Landvolk verbreitet worden; dieser hatte gegen das Geschmeide geeifert und strebsame Schacherjuden hatten es dem Volke pfundweise, gegen schlechteste Ware, abgeschwindelt. Dieses Silbergeschmeide der Frauen bestand als Halschmuck aus großen runden Silberperlen, mit später angehängten Taler- und Rubelstücken, oft vergoldet, und als Brustgeschmeide aus großen runden Broschen, „prees, preesid“, bis zu vier Zoll Durchmesser. Es soll dieses Geschmeide mitunter so reichlich vorhanden gewesen sein, daß die Mütter es pfundweise ihren Töchtern verteilten. Von diesen Kostbarkeiten, die in ihrem Grundstoc wohl noch aus den Ordenszeiten und aus den ersten Zeiten der schwedischen Regierung stammten, sah man in den vierziger Jahren nur noch wenig, das wohl auch jetzt erhalten

sein wird. Getragen wird das alte Geschmeide aber wohl kaum, denn in der Tracht des Landvolkes ist eine heillose Korruption eingerissen, zu der das Alte und Gediegene nicht mehr paßt.

Die Alltagskost estnischer Bauern ist immer sehr einfach und einförmig gewesen. Im Sommer Brot, Milch und Strömlinge; im Winter Kartoffeln, einfache Suppen, Kohl, Erbsen, Bohnen oder Grütze, meist mit Fett. Sehr schlecht war in vielen Gegenden und Gemeinden das liebe tägliche Brot. Die Notjahre hatten den Bauer vielfach veranlaßt, sein Korn mit einer Beimischung von sog. Raff vermahlen zu lassen und aus diesem graulichen Gemisch ein Brot herzustellen, das weder den primitivsten Anforderungen des Geschmacks noch der Nahrungsfähigkeit entsprach. Diese Sitte oder Unsitte dauerte auch noch fort, wie sie nicht mehr von der Not geboten war. Jetzt dürfte solches Brot selbst in der ärmlichsten Postreiber-Hütte nicht mehr zu finden sein, und unser gegenwärtiges Geschlecht würde es wohl kaum essen, auch die älteren Leute nicht, die in ihrer Kindheit und Jugend damit genährt sein mögen. Dieses ungenießbare Brot war rauh und so leicht, daß man sich damals erzählte, es seien ganze Gebäcke verbrannt, in die zufällig ein Funke geriet. Es mag diese Übertreibung sein, charakterisiert aber doch das damalige Brot mancher Gegenden. Übrigens gab es immerhin auch ganze Gemeinden, wo das Raffbrot unbekannt oder wenigstens nicht in Gebrauch war. Des Sonntags hat der estnische Bauer, und wohl auch fast jeder Postreiber, wenn auch nicht ein Huhn, so doch ein Stück Schweinefleisch oder Schaffleisch im Topfe gehabt, während Rindfleisch nicht oder kaum gegessen wurde, wie denn der Este auch jetzt noch einen sehr eng begrenzten Küchensettel hat, und jeder unbarmherzig dem Spott verfiel, der darin freier zu denken wagte.

Zu den Feiertagen, den drei Hauptfesten des Jahres, wurde Bier gebraut, und namentlich im Weihnachtszyklus, besonders aber am Weihnachtsabend, wurden Würste und wurde Schweinefleisch in unendlichen Quantitäten aufgetischt, wie zu diesen Festen in der Regel auch Weißbrot gebacken ward. Auch derjenige, der sonst mehr oder weniger darben mußte, hatte namentlich zu Weihnachten sich ein mehrtägiges Festmahl besorgt, erspart und erdarbt. „Jõulud,

Zöulu pühad“, ursprünglich wohl „Zuulu pühad“ — Zulfeste — ist das höchste Kirchenfest und zugleich Volksfest der Esten. Die Sitte der Festessen mag wohl von alten Opferfesten der Winterjonnenevende stammen. Das Freuden- und Friedensfest der Christenheit, das Fest der wiederum aufwärtstrebenden Sonne, wurde außerdem im ältestnischen Bauerhause mit besonderen, einfachen und wahrscheinlich sehr alten Gebräuchen begangen. In das wohlgeheizte, vom Fettgeruch bratender Würste und Speckseiten reichlich druchdrungene Gemach wurde Stroh gebracht und in dicker Schicht auf der Diele ausgebreitet. Nach wohlgenossenen Speis und Trank flocht sich die liebe Jugend, die mitunter wohl auch schon recht stark bei Jahren war, aus dem Stroh kurze Stricke, „passid“, und hieb, auf dem Stroh sich wälzend, tapfer aufeinander los. In vielen Häusern, namentlich solchen, die reichlicher mit jungen Mädchen versorgt waren, wurden zu diesen höchsten Festtagen Kronleuchter von Stroh gewunden und mit ausgeblasenen Eiern, Quasten von rotgefärbtem Wollengarn usw. verziert — Kronleuchter, die außerdem noch bei Hochzeiten in Anwendung kamen und die man auch noch jetzt antrifft. Das frohe und wildbewegte Leben in der heiligen Nacht währte unberechnete Zeit, bis eben einer nach dem andern ermüdete und auf dem Stroh einschlief. Am Morgen des Weihnachtstages, d. h. etwa um fünf Uhr, wurde ein Frühstück von verüstetem Warmbier, Weißbrot und obligatem Schweinefleisch verzehrt; dann rüstete sich die Jugend zum Kirchgange oder zur Kirchenfahrt. Am ersten Feiertage besuchte gewohnheitsgemäß meist die Jugend die Kirche, der zweite Feiertag war für das Alter, und an beiden Festtagen waren die Kirchen immer überfüllt, ja, es konnten nicht alle Raum finden, denn oft war der ganze Kirchhof mit Leuten besetzt. Übrigens fehlten weder am Weihnachtsabend noch am Morgen geistliche Lieder, das Volk sang, so gut es damals eben singen konnte, und es wurden die entsprechenden Kapitel aus der Bibel und die bestimmten Gebete aus dem Anhang des Gesangbuches vorgelesen. Daß die Leute lesen konnten, dafür sorgten damals die Mütter, die Visitationen durch den Pastor und endlich die Konfirmandenlehre. Analphabeten waren schon damals eine seltene Ausnahme.

Außer den Weihnachtsfeiertagen gab es Würste und so reichliches ja wohl noch reichlicheres Schweinefleisch nur noch bei Hochzeiten. Schreiber dieses hat bei solchen Gelegenheiten in wohlhabenderen Bauerhäusern ganze Kollektionen von Schweinsköpfen auf den Tischen gesehen. Selbstgebrautes Bier, ein unendlich trübes Getränk, war reichlich vorhanden, wurde gelegentlich auch mit Honig versüßt und mit Schnaps gestärkt. Es gab ja unter den Hochzeitsgästen und unter den Festgenossen so manchen, der sich des Guten zu viel tat, in Schwelgereien arteten die Festlichkeiten aber nie aus, wenigstens nicht bei den eigentlichen Bauern. Überhaupt ist das Trinken nie ein Volkslaster der Esten gewesen. In den Zeiten der vielen Krüge gab es wohl häufige Besucher derselben, die sich gelegentlich auch zu Gewohnheitsstrinkern ausbildeten, aber diese waren dann auch gezeichnet und veremt. Im großen und ganzen ist der Esten ein mäßiger und nüchterer Mann, und jetzt, wo etwa die Hälfte der Krüge geschlossen ist, die ohnehin mehr von Knechten und sogenannten losen Leuten frequentiert wurden, ist ein Trinker auf dem Lande verhältnismäßig eine Seltenheit.

Es herrschte eifrige Kirchlichkeit, tiefe Religiosität und Gottesfurcht bei den Esten damaliger Zeit. Ein freches oder auch nur leichtfertiges Wort gegen die Kirche und gegen den Glauben, namentlich ein gedrucktes Wort dieser Art, wie wir solchen jetzt oft in der nationalistischen Presse begegnen, wäre damals entweder nicht verstanden worden, oder es hätte einen allgemeinen Sturm tieffster Entrüstung erregt. Fast alles Gedruckte damaliger Zeit war religiösen oder, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, halbreliösen Inhalts. Viele Jahre hindurch herrschte in dem, was man estnische Literatur nennen konnte, eine entschieden pietistische Richtung vor, und die Esten wurden mit einer Flut von Traktätchen überschwemmt, deren abstrakten Geist das Volk schwerlich begriff; trotzdem wurden sie von ihm eifrig gelesen und gelobt. Die Achtung vor allem Gedruckten war so groß, daß der Esten sein Haupt entblöhte, wo Gedrucktes gelesen wurde oder wo er selbst ein gedrucktes Buch aufschlug. Es war hierin sicher viel einseitiges und übertriebenes, und der geistige Druck, den diese einseitige Art der Geistesnahrung unwillkürlich ausübte, mag mit-

gewirkt haben, eine Reaktion hervorzurufen und dem Schmutz die Wege zu ebnen, der sich jetzt in der estnischen Literatur breit macht. Trotz mancher Ausartung und trotz vielfacher, wir möchten sagen, unbewusster Heuchelei, hat aber die eifrige Kirchlichkeit und die tiefe Religiosität dem Volk in schweren Zeiten seinen ergebenen Lebensmut, seine Sittenreinheit, seine Ruhe und seinen Frieden bewahrt. Wenn das heute vielleicht in vielen Fällen auch nicht mehr der Fall ist, so waren diese Kirchlichkeit und diese Religiosität doch eine feine äußere Zucht, und sie sind nicht ohne wohlthätigen Einfluß auf das praktische Leben gewesen. Eine weltliche Literatur fehlte den Esten fast ganz, und es ist sehr zu bedauern, daß sich eine solche nicht aus der im Volk herrschenden gläubigen Richtung heraus entwickelte, pietistische Ausartungen unausgesprochen bekämpfte und sich lebensfrisch, lebenskräftig und volkstümlich an den christlichen Geist anschloß, der tatsächlich Volksgeist geworden war. Der von D. W. Masing und Dr. Fählmann genommene Anlauf fand leider zu wenig Nachfolge, vermochte die Masse des Volkes nicht zu bewegen und ihre Schriften waren in den vierziger Jahren dem eigentlichen Volk kaum mehr bekannt. Zu dieser Zeit erschien „Meawilde peeru walgusel“ (Zeitvertreib bei Bergelicht) von Peter Graf Manteuffel auf Medts, eine Erzählung aus dem Bauerleben, die trotz ihres anspruchslosen Titels und ihres geringen Umfanges wohl das Beste ist, was bisher in dieser Art in estnischer Sprache erschienen ist. Unmittelbar aus dem Volksleben geschöpft, die tägliche Beschäftigung, die Freude und die Sorge, das Gute und das Böse des ländlichen Lebens unter den damals herrschenden Verhältnissen berührend, verwandelt das Werkchen unser Bauerleben ohne hervortretende Absicht in eine Idylle. Der einfachen Erzählung folgend, lernen wir den Bauer achten und den Esten lieben. Gleichfalls von dem Grafen Manteuffel erschien bald darauf: „Willem Nawi elupääwad“ (Wilhelm Naws Lebenslauf) und von Dr. Kreuzwald „Wiina katk“ (Die Branntweinspest), zwei für die damalige Zeit formvollendete und lebenswarme Arbeiten. Sie mögen beide zweckentsprechend gewirkt haben, aber ihr ästhetischer Wert ist durch ausgesprochen hervortretende Tendenz selbstverständlich mehr oder weniger beeinträchtigt.

Es erschienen noch einige Bücher weltlichen Inhalts, sie wurden wohl auch gelesen, aber sie wurden meist vergessen. Wer von den Esten damaliger Zeit überhaupt las, der gehörte schon zu den Wohlhabenderen, und diese neigten sich mehr oder weniger der Brüdergemeinde der Herrnhuter zu und zeigten mehr oder weniger eine Verachtung alles Weltlichen; was aber von dem übrigen Volk überhaupt zum Lesen kam, das folgte seinen wohlhabenderen Stammesgenossen. Das Volk war überhaupt mehr geistlich als geistig entwickelt undkehrte stets zur geistlichen Lektüre, zu religiösen Schriften und Erbauungsbüchern zurück. In diesem ungleichen Ausbau geistlicher und geistiger Entwicklung liegt vielleicht auch eine der Ursachen, daß sich das geistliche Leben des Volkes nicht so vertiefte, wie es schon an und für sich sein soll, wie es aber gegenüber den bald hereinbrechenden Stürmen besonders erforderlich war. Darum vielleicht fielen bei dem ersten Anprall in den vierziger Jahren in Livland so viele vom Baume ihrer Stammkirche ab. Die evangelische Freiheit war gegeben, hatte nicht den geringsten Kampf zu bestehen gehabt, war nicht erkämpft und darum nicht bewußtes, eigenstes Gut des Volkes geworden.

Die Verbreitung der wenigen weltlichen Literatur fand auch wohl darin ein Hindernis, daß in dieser Richtung den Esten jeder geistige Mittelpunkt zur gegenseitigen Anregung fehlte. Es gab nur zwei Vereinigungspunkte im Guten und einen Vereinigungspunkt im Bösen: die Kirche, das Bethaus der Brüdergemeinde und — den Krug. Es gab keine Vereine für gesellige und literarische Zwecke, von denen aus die gegebene Anregung sich hätte verbreiten und verallgemeinern können; es gab keine estnische Zeitung, die für eine allgemeine geistige Regung hätte eintreten und diese verbreiten können. Noch spielte sich das estnische Leben, namentlich das Leben des Landmannes mit äußerstem Partikularismus innerhalb des engsten Kreises der eigenen Dorfschaft und der eigenen Gemeinde ab. Das Volksleben war strömungslos, bewegungslos und streblos, es war das graue Feld, aber nicht das des Herbstes, sondern das des Frühlings. Das Samentorn der Freiheit war eingesenkt, es keimte im Verborgenen, um zu seiner Zeit als Zeichen einer neuen Ara unseres Heimatlandes aufzugehen.

Werfen wir noch einen kurzen Blick auf die beiden unteren Gruppen des Landvolkes, die Knechte und die Lostreiber. Unter den Knechten damaliger Zeit sind hauptsächlich *Fronknechte*, d. h. diejenigen Arbeiter zu verstehen, die der Bauer annahm, auf seine Kosten unterhielt und mit seinem Anspann und seinem Fuhr- und Ackergerät zur Ableistung der bestimmten oder vereinbarten Frontage an den Hof schickte. Knechte zur Aushilfe bei der eigenen Feldarbeit hielten die Bauern selten, und natürlich nur die Bauern oder Wirte der größten Gesinde, die Halbhäflner und die einzelnen wenigen Bauerstellen, die darüber waren. Zur Hilfe bei der eigenen Wirtschaftsbestellung genügte meist die Familie, die erwachsenen Söhne die jüngeren Brüder usw. Eigene Familienglieder leisteten zwar gleichfalls Fronknechtdienste, in der Regel rekrutierte sich dieser Stand aber aus den Söhnen der Lostreiber. Wie schon früher bemerkt, war der Fronknecht der eigentliche Fröner.

Diese Gruppe des Bauernstandes war die rechtloseste; man konnte sie bis zur Aufhebung der Frone und Landpflichtigkeit fast zu den Leibeigenen rechnen, wenn auch nicht des Gutsherrn, so doch der Gemeinde. Nach Martini (10. November) jeden Jahres wurden die Knechte und die sogenannten losen Leute des Gebietes zusammengezählt, es wurde der Bedarf an Fronknechten und sonstigen Knechten berechnet, und dann zunächst den Bauern überlassen, sich aus dieser Masse mit dem erforderlichen Dienstpersonal zu versorgen. Der Knechtslohn war gesetzlich normiert, wobei es den Bauern natürlich unbenommen blieb, eine höhere Bewilligung zu machen. Den arbeitsfähigen losen Leuten, d. h. Leuten, die innerhalb der Gemeinde keine anderweitige Anstellung oder Erwerbsart nachweisen konnten, war es nicht erlaubt, sich dem Knechtdienste zu entziehen. Hatten sie sich zu einer bestimmten Zeit nicht freiwillig mit den Wirten vereinbart und fehlte es einigen von diesen an Knechten, so wurden die annoch freien losen Leute von seiten der Gemeindeverwaltung gegen den gesetzlichen oder üblichen Lohn dort eingestellt, wo sie eben nötig waren. Die Knechte hatten das Recht, zu Martini zu kündigen und in eine andere Gemeinde überzugehen, sie unterlagen aber überall dem Gesetze der Repartition. Hatten sie bis Lichtmess keinen Aufnahme-

schein aus einer fremden Gemeinde beigebracht, so blieben sie in der alten. Die Kündigungsscheine und die Aufnahmescheine wurden bis 1866 von der Gutsverwaltung ausgestellt.

Am Sonntag abend empfing der Fronknecht der Sechstagsstelle, des Halbhäckners, seine Kost auf drei Tage, ein Brot, eine Schachtel „karp“, mit Strömlingen, bei guten Bauern wohl auch eine solche mit Butter und etwa 4—6 Stos saurer Milch in einem besonderen Geschirr, „lähker“ genannt. Am Mittwoch abend kam er wieder nach Hause, erneuerte seine Vorräte, mußte am Donnerstag morgen rechtzeitig bei der Arbeit sein und kam am Sonnabend abend wieder nach Hause, um am Sonntag frei von seinem schweren Dienst zu sein. Fronknechten aus entfernten Dörfern und Gefinden wurde wohl auch eine Mahlzeit — ein Drittel vom Sommertage und die Hälfte vom Wintertage — für diese Gänge berechnet. Am Hofe trat der Fronknecht voll unter die Botmäßigkeit der Gutsverwaltung, ohne daß sein eigentlicher Dienstherr, der Bauer, über ihn verfügen konnte. Sein nächster Vorgesetzter war der Fronvogt, „kubjas“, — eine sehr gefürchtete und oft sehr gehaßte Persönlichkeit. Gewohnheitsrechtlich konnte der Kubjas säumigen, nachlässigen oder unbotmäßigen Arbeitern bis drei Stockschläge geben; es mögen aber wohl auch manche Schläge außeretatmäßig gefallen sein, wenn der Mann, der in der Regel früher selbst Fronknecht gewesen, nun nach unten hin seine Machtvollkommenheit zeigen wollte. Die folgenden Autoritäten waren der „aidamees“ — Kleetenkerl, eine Art von Unterverwalter, und der „opmann“ — Verwalter, wo der Gutsherr nicht selbst diesen Posten versah, wie es bei kleineren Gütern üblich war. Diesen Vorgesetzten gegenüber stand der Fronknecht im Verhältnis des Soldaten zum Unteroffizier und zum Oberoffizier: eine Klage war zulässig, aber sie war nicht opportun. — Die Arbeit, die Tagesleistung des Fronknechtes, war gesetzlich normiert, und sie ließ sich leicht bewältigen, wenn der Anspann und das Gerät gut waren, was freilich nicht überall zutraf.

Es war ein einförmiges Leben voll Mühe und Entbehrung, das der Fronknecht führte. Selten wurde ihm eine aufmunternde Anerkennung zuteil, selten eröffnete sich ihm eine freundliche Perspektive

in die Zukunft. Wollte man daraus aber schließen, daß diese geplagteste Gruppe der Landleute stets in gedrückter oder gar verbissener Stimmung war, so würde man sich sehr irren. Es war ein munteres Völkchen voll Lebenskraft und neckischen Übermuts, das Volk der Fronknechte, der „teumehed“, das selten einen Vorübergehenden ungeneckt passieren ließ, wenn dieser nicht zu den bekannten Respektspersonen gehörte. Der „teumees“ ist sogar als Repräsentant des neckischen Übermutes in die Volksmärchen übergegangen, vor dessen losem Wiß sogar der Teufel sich fürchtete, als er noch in Begleitung seines Sohnes die Erde durchstreifte. Diese Leute schienen die Fertigkeit zu haben, in den langen Winternächten in Vorrat schlafen zu können, um während der angestrengtesten Arbeitszeit, der Heuzeit, davon zehren zu können. Die Heuarbeit vereinte die Fronknechte und Fronmägde vorübergehend auf einem Arbeitsfelde, und diese Zeit wurde zur jugendfrohen Länderei voll ausgenutzt. Nach getaner Tagesarbeit vereinten sich die beiden Lager am Feuer oder in einer Scheune, und es wurde fast die ganze Nacht hindurch gesungen und Mutwillen getrieben, wobei Ungehörigkeiten schon durch die große Zeugenschaft ausgeschlossen waren.

So aussichtslos das Leben der Fronknechte im allgemeinen war und so wenig sie imstande waren, etwas für ihre alten Tage zurückzulegen, so gab es unter ihnen doch so manchen strebsamen Mann, der von seinem Brotherrn ein Stückchen Feld und ein Stückchen Heuschlag als Beigabe zu seinem kargen Lohn erhielt und der sich von den Erträgen dieser Landstücke („kasu maa“) ein Pferd oder ein Stück Rindvieh oder auch beide erzog und in dieser Art seine Einkünfte zu vermehren mußte. Weide für die Sommermonate hatte er frei, da diese in der Regel bei jeder Dorfschaft überflüssig vorhanden war und auch meist unbegrenzt in den Hofswald ausgedehnt wurde. Zur Bearbeitung des Feldstückchens fand er Zeit, wenn er zu Mittwoch und Sonnabend mit seiner Stückarbeit am Hofe in Vorrat gekommen war und daher früher nach Hause kommen konnte, oder sein Brotherr gab ihm auch ein paar Tage frei und ersetzte sie am Hofe durch andere Leute. So schaffte er sich Winterfutter für seine Pfleglinge, und im übrigen mußte auch gelegentlich die Hofszriega aushelfen, indem beim

nächtlichen Dusch manches Säckchen ungereinigten Kornes beiseite wanderte. Solche kleine Diebereien wurden kaum für ein Unrecht, geschweige denn für eine Sünde angesehen. Der Mann sah sich mit dem Hofe für solidarisch an: „Senna meie köik teeme, sealt peame köik saama“ („Dahin schaffen wir alle, von da müssen wir alle bekommen“) sagte er und beruhigte sich, namentlich wenn es nur für sein Fronpferd oder für sein eigenes junges Pferd bestimmt war. Und auch der Aufseher sah wohl bei solchen Diebereien durch die Fingerringe. Es gab freilich auch größere, wo das gestohlene Korn in den Krug oder sonst zum Verkauf gebracht wurde, aber das galt immer für Diebstahl und wurde nur von Fronknechten begangen, die auf abschüssige Bahnen geraten waren und auch keine Zukunft vor sich hatten. Von den sorgsamem und ordentlichen Fronknechten ist mancher in der Folge wohlhabender Bauer geworden, der noch selbst oder dessen Nachkommen als Pächter oder gar als Eigentümer auf der Bauerstelle sitzen. Mancher Fronknecht ist Aufseher, Unterverwalter oder sonstiger Beamter des Hofes geworden, und es sind Fälle vorgekommen, wo sich einzelne Fronknechte zu geachteten Arrendatoren ganzer Güter hinaufgearbeitet haben. In der Regel verfielen die Fronknechte für ihre alten Tage aber dem Stande oder der Gruppe der Lostreiber.

Lo s t r e i b e r — „wabadi“ — hieß und heißt zum Teil noch jetzt alles, was nicht Wirt oder Wirtin, Knecht oder Magd war und ist. Das Wort „wabadi“ bezeichnet einen Freien, und das legt die Vermutung nahe, daß wir in dieser Gruppe, dem Urstamme nach, die heruntergekommenen Reste der einstigen Landfreien zu suchen haben, von denen die spärliche Geschichte der Ordenszeiten berichtet.

Unter schwedischer Herrschaft, wo die Gutsherren ihre Feudalherrschaft einbüßten, verloren die vormaligen Landfreien auch ihre Vorzüge und fielen dem Standesrechte nach mit dem übrigen Landvolk zusammen.

Den vormaligen estnischen Landfreien war von ihrer Freiheit nichts übriggeblieben, als der Name „wabadi“, um dessen Ethymologie sich niemand kümmerte und der jetzt mehr einen niedrigeren als höheren Stand bezeichnet.

Im Verlaufe der Zeiten war die Gruppe der Lostreiber sehr

buntscheckig geworden. Zu den ursprünglichen Löstreibern gesellte sich alles, was sonst keine feste Beschäftigung und keinen Dienst hatte oder was sich unter irgendeinem Vorwande, als Kränklichkeit u. dgl., vom obligatorischen Dienst losmachen konnte. Alte Fronknechte und andere Knechte, die nicht mehr dienen konnten oder dienen mochten, bankerotte Bauern, ausgelebte Soldaten, Witwen und alte Mädchen alles baute sich ein Häuschen, machte sich in der Dorfweide, auf Anhöhen, in Heuschlägen und Wäldern ein Stückchen Ackerland nutzbar, rodete Waldniederungen zu Heuschlag und wurde Löstreiber. Um das Bauholz war man nicht verlegen, es wurde mit oder ohne Erlaubnis aus dem Walde des Gutes, oder aus dem des Nachbargutes genommen. Die Leute sammelten Windbruch und Windwurf, erwarben sich gelegentlich auch die gesunderen Balken einer verfallenen Scheune oder eines anderen Nebengebäudes einer Bauerstelle, die zum Neubau neues Holz erhielt, und bald war das Bauholz beisammen. Zu den ärmlichsten Löstreiberhäusern gehörte auch gar nicht viel Holz. Die Leute gruben sich in Sandhügel Löcher, fütterten diese notdürftig aus, setzten einen primitiven Ofen hinein, fügten auf die Ränder der Grube ein paar Schichten Balken, um dem Dach eine Unterlage zu schaffen, bettelten sich das wenige Stroh zum Dach zusammen, nahmen dazu gelegentlich wohl gar Fichtenzweige, und das Haus war bald erbaut. Jämmerlich genug sahen diese Häuser auswendig und inwendig aus, und Philanthropen verschiedener Färbung haben dieselben oft zur schweren Anklage gegen das Land und speziell gegen die Gutsherren benutzt. Wir vermeinen, daß die Philanthropen ohne Kenntnis der einschlägigen Verhältnisse geurteilt haben. Unser Landvolk hat eine große Vorliebe für Einzelwohnungen, es behilft sich lieber in der jämmerlichsten Hütte, als daß es mit Leuten in einem Hause zusammenwohnt, die nicht speziell zur Familie gehören. Wer es irgend konnte, der schaffte sich eben die Einzelwohnung, wie es seine Mittel, seine Kräfte und sein Geschmaek erlaubten und zuließen. Diese Hütten entstanden zu der Zeit, als die Güter noch nicht vermessen waren und nicht jedem Landstück speziell ein Herr gegeben war, meist ohne Erlaubnis und ohne Vorwissen des Gutsherrn. Diesem blieben also nur zwei Mittel, seinen

Boden vor solchen Ansiedlungen zu schützen. Entweder mußte er die Hütten abreißen lassen, was noch weniger philanthropischen Doktrinen entsprechen dürfte, oder er mußte den Leuten auf eigene Kosten neue Häuser bauen, was ihm nicht gut zugemutet werden konnte, um so weniger, als er in vielen oder den meisten Fällen keinen Vorteil von solchen Ansiedlern hatte.

Nach altem Gebrauch, oder sagen wir lieber nach alter *S a g e*, die auch in die erste Bauverordnung übergegangen war, mußte jeder Lostreiber, d. h. alle dienstlosen Leute, sogar die Knechtswießer eingeschlossen, dem Hofe von St. Georg bis Michaelis wöchentlich je zwei Tage Arbeit leisten. Diese zwei Tage, die gewissermaßen an Leibdienst erinnern, waren damit motiviert, daß auch diese Leute Vieh hatten, das auf dem gutsherrlichen Grund und Boden geweidet wurde und daß sie selbst ihre Heizung dem gutsherrlichen Boden entnahmen. Diese beiden Arbeitstage sind aber kaum jemals von landlosen Leuten verlangt, noch weniger geleistet worden, vielmehr lebten viele Lostreiber in eigenen Häusern auf angeeignetem Lande, oft ohne jede Leistung. Auf größeren Gütern hat die Vermessung oft Dutzende von regelrechten Lostreiberstellen ans Licht gebracht, von deren Existenz die Gutsverwaltung bis dahin keine Ahnung hatte, die entstanden waren, ohne daß man recht wußte, wann und wie. Beim Anfertigen der Lagerbücher wurden die Häuser solcher Stellen von den Inhabern als Eigentum reklamiert. Nach dem Landesgesetz gehörte das Gebäude dem, der das Material dazu gegeben hatte. Gegeben hatte es der Gutsherr nun meist nicht, es wurde von den Inhabern als „gesammelt“ („forjatud“) aufgegeben und denselben das Eigentumsrecht zugestanden. Solche Häuser wurden zur Zeit der Organisation ihren Inhabern meist abgekauft und zum Grund und Boden verschrieben, um allerlei Unzuträglichkeiten zu vermeiden. Viele sind aber auch Eigentum der Inassen geblieben und als solches in den Lagerbüchern eingetragen.

Vielleicht mit einigen wenigen Ausnahmen ist immer nur von Lostreibern mit Land eine Leistung verlangt worden, und es wurde auch schon vor der Vermessung die Größe und Güte des Landes der Lostreiber berücksichtigt, soweit sich dieses ohne technische Nachweise

tun ließ. Es gab immer Lostreiber mit einer wöchentlichen Leistung von zwei Tagen und von einem Tage, und die Leistungszeit dauerte bei den einen bis Michaelis, bei den andern bis Martini, je nachdem die Tradition oder die öffentliche Meinung der Gemeinde ihre Stellen als stark oder schwach, als gut oder schlecht bezeichnete. Die spätere Vermessung hat in dieser Beziehung oft ungeahnte Dinge zutage gefördert. Es gab alte Lostreiberstellen, die sich im Verlaufe der Zeiten viel Land angeeignet hatten, namentlich hatten einige mehr Heuschlag, als reguläre Bauerstellen. Die neueren Ansiedlungen, die auf manchen Gütern in unglaublicher Menge entstanden waren, hatten in der Regel nur sehr wenig Land, ihre Inhaber lebten aber meist doch davon, und es ist unbegreiflich, wie sie dieses machten, da sie in keinem regelrechten Dienst standen, nur wenig Tagelöhnerarbeit taten und überhaupt keine nachweisbaren Existenzmittel hatten. Bei manchen Dörfern hatten sich Lostreiber-Kolonien gebildet, die an Wohnungszahl die Bauerstellen bei weitem überstiegen, viele Dorfweiden waren mit Lostreiberhäusern einzeln und in größeren oder kleineren Gruppen durchspickt, und da sie alle einiges Vieh hielten, so wuchs die Unzufriedenheit der Bauern über die unbegrenzte und unkontrollierte Vermehrung dieser Ansiedler, die mit ihrem Vieh die Weide der Bauern beengten, die gelegentlich die Zäune als Depots für Heizmaterial ansahen und auch sonst der bäuerlichen Wirtschaft mehrfach hinderlich und gefährlich wurden, während sie sich in keiner Art an öffentlichen Lasten beteiligten, am förderlichen Gemeindeleben nicht teilnahmen und in ihrem höheren Alter oft dem Gemeindevermögen, dem Magazin, zur Last fielen. — —

So sah es in Ostland in den vierziger Jahren aus. Anscheinend lag alles im tiefsten Frieden und lebte in den starren Formen, wie sie uns die Zeit der Leibeigenschaft überliefert hatte. Der Gutsherr übte tatsächlich eine Macht über Land und Leute aus, die vielfach an die formell verschwundene Feudalherlichkeit erinnerte. Der Bauer fühlte sich unausgesprochen als Vollbürger des Feudalstaates und hatte als solcher seinen Patriotismus neben dem noch nicht erloschenen Bewußtsein der Erbuntertänigkeit. Die Knechte arbeiteten, gehorham der Tradition, meist ohne an ihre Zukunft zu denken

und erhaschten und benutzten die Lebensfreuden in der Form und in dem Maße, wie sie ihnen verständlich und zugänglich waren. Die Löstreiber, die „wabadikud“, machten sich möglichst los von allem formalen Lebenszwang, verfielen dafür aber oft dem tatsächlichen Zwang der Lebensnot. Die Großwirtschaften wurden zum größten Teil, die Kleinwirtschaften alle nach alter Schablone betrieben. Das Lebensfeld war grau, aber in den Boden war das Samenkorn der Freiheit gefallen, hatte meist unsichtbar, wohl aber schon hin und wieder sichtbar gekeimt und zeigte Triebe, die den überkommenen starren Lebensformen nicht entsprachen. In den Nachbarländern hatte die neue Zeit schon gewaltig an dem schablonenhaften Betriebe der Landwirtschaft gerüttelt und zwang durch die bereits eingetretene wirtschaftliche Notlage, die von jedem Zurückbleiben unzertrennlich ist, zur Nachfolge. Schon hatten manche Gutsherren bei sich neue Wirtschaftsmethoden eingeführt, die aber bei der vorgefundenen Gestaltung der Feldflächen und mit der vorgefundenen Fronarbeit nicht gut durchführbar waren. Schon hatten manche Gutsherren den Versuch gemacht, neben die leibliche Freiheit der Bauern auch die wirtschaftliche zu setzen, indem sie Fronpacht für einzelne Bauerstellen durch Geld- und Naturalpacht ersetzten. Die Versuche waren mehr oder weniger mißglückt, weil der Bauer in Geldangelegenheiten ungeübt war, weil die Versuche eben vereinzelt waren und weil weder bei den Gutshöfen noch bei den Bauerhöfen die Wirtschaftsfelder zum freieren Betriebe eingerichtet und vorbereitet waren. Diese Versuche hatten aber doch die Idee geweckt und verbreitet, daß auch eine andere Form des Pachtverhältnisses möglich sei, als die Form der Frone. Vor allem hatte aber die Aufhebung der Leibeigenschaft ihre Wirkung getan, wenn den meisten Nächstbeteiligten auch unbewußt, so doch dem aufmerksamen Beschauer unverkennbar. Aus dem transitorischen Zustande und dem transitorischen Gesetz waren neue Lebensbedürfnisse hervorgewachsen, die nun auch ihre Sanktion in positiver gesetzlicher Form und in wirtschaftlicher Organisation verlangten. Durch das Land ging ein Ahnen neuer Zeit und ein meist unausgesprochenes Verlangen nach neuen Lebensformen.

III.

Aus der „guten alten Zeit“.

Wer der Verfasser dieser Erinnerungsbilder aus den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts gewesen ist, können wir leider nicht angeben. Wegen der etwas allzugroßen Weiterschweifigkeit des Erzählers werden sie hier in einer mit leiser Hand gekürzten Form wiedergegeben. Aber sie verlieren dadurch nichts an ihrer anziehenden Frische, ihrer Gemütsiefe, mit der sie den Leser in eine ganz eigenartige Stimmung zu versetzen verstehen. In bunter Reihenfolge schildern sie uns den damaligen Edelhof, das landsche Pastorat und Doktorat, den „Familienonkel“ und die „Familientante“, die Lektüre und die Spiele der Kinder, die Dienstboten, den Gutswalter, das Reisen, die Feste des Jahres. Sie wurden zuerst im „Rigaer Tageblatt“ 1889 Nr. 136 ff. veröffentlicht. Hier werden die einzelnen Abschnitte nur in etwas anderer Reihenfolge wiedergegeben.

* * *

Der Fremde, welcher heute unsere stattlichen, wohlbebauten Gutshöfe, die wohnlichen, häufig genug schloßähnlichen Prachtbauten sieht, in denen unsere Edelleute leben, der ahnt nicht, wie unscheinbar und bescheiden diese noch vor vier bis fünf Jahrzehnten dreinsahen, wie gering die Ansprüche waren, welche die Bewohner an ihr Heimwesen stellten, wie wenig Komfort dazu gehörte, um sie zufrieden zu stellen. Die häufig genug nur aus Holz erbauten und mit Stroh gedeckten Nebengebäude umgaben meist in nächster Nähe das einfache, schmucklose Wohnhaus, und eine weit geringere Anzahl derselben genügte den damaligen Bedürfnissen. Bestand doch damals

noch die Frone überall in voller Kraft und Knechtswohnungen sowie die dazu gehörenden Nebengelasse waren durchaus nicht erforderlich.

Das von dem Pferdestall, der Wagen Scheune und den Viehställen gebildete geräumige Karree, — die sog. „Viehbürg“, in welcher die Vierfüßler der verschiedensten Familien sich trotz der dort meist herrschenden Unsauberkeit umhertummelten, wenn die Jahreszeit den Weidegang unmöglich machte; die Kleeten, welche die Ernte barg; ein den verschiedensten Zwecken dienendes Gebäude, welches die zu häuslichen Zwecken angelegte Brauerei, die Waschküche und Rollkammer, häufig genug auch die Badstube unter einem Dache vereinigte; das „Faselhaus“ mit verschiedenen Abteilungen für das zahlreich vertretene Federvieh, und mit einem getrennten, apart zu diesem Zwecke eingerichteten Maststalle, — dann die etwas weiter entfernte Riege mit der von beiden Seiten von Hitzriegen und an diese angebauten kleinen Getreideschuppen flankierten Tenne, — das waren die Nebengebäude, welche den Ansprüchen selbst größerer Güter zum Wirtschaftsbetriebe in jener bedürfnislosen Zeit in der Regel völlig genügten. Kein lautes, bewegtes Drängen und Treiben geschäftiger Knechte und Arbeiter herrschte auf dem Hofe; dies war auf das Feld oder im Herbst und Winter in die Riege hinaus verlegt; nur die bunte Schaar des Geflügels belebte das Gehöft.

Ländliche Stille, ländlicher Friede herrschte überall, wohin man blicken mochte, und hatte auch seinen Stempel dem herrschaftlichen Gutsgebäude selbst aufgeprägt, welches dem Streben nach stiller, ungestörter Beschaulichkeit Rechnung tragend hinter dichte Hecken und Büsche, in welchen die Vögel ihr Nest bauen und ihr Lied schmettern konnten, sich zurückgezogen hatte.

Doch, wenn auch das Familienleben der damaligen Zeit gleich Dornröschen hinter dieser Hecke zu schlummern schien, sie zu durchbrechen und die scheinbar Schlummernde zu wecken, erforderte keine besondere Anstrengung, willig wichen die Rosen- und Jasminsträucher zurück, wenn auch ein völlig Fremder sich nahte, und einem jeden, der mit dem gewichtigen eisernen Klopfer, welcher damals die Stelle des modernen Glockenzuges vertrat, an die Thür pochte, öffnete sie sich.

Auch die innere Ausstattung eines Edelhofes der guten alten Zeit entsprach in ihrer schlichten Einfachheit seinem äußeren Ansehen; war doch der alten wahrheitsliebenden Zeit jeglicher äußere Schein, jegliche Heuchelei zuwider. Einfache, solide Möbel, entweder aus massivem Mahagoni oder aus einheimischem durablen Eschenholz gefertigt, schwerfällig, doch fest und sicher auf ihren kräftigen Beinen dastehend, lieferten dafür den Beweis. Da standen die treuen, zuverlässigen Repräsentanten einer nun leider verschwundenen Zeit in Reih und Glied an den Wänden aufgestellt, oder symmetrisch um den Sophatisch geordnet; geniale Unordnung und Zersplitterung des einmal Zusammengehörigen, welche die Geschmacksrichtung der heutigen Generation kennzeichnen, waren damals völlig unbekannte Dinge auf den Gutshöfen unserer Heimat. Schwarzes oder auch grünes Leder, welches von so manchem Sturme zu erzählen wußte oder auch der „Möbelzitz“ (großgeblühter Statur) führten als Möbelüberzüge unumschränkt das Szepter, und waren noch nicht von dem vornehmen Seidendamast oder dem prunkenden Plüsch verdrängt. Dort aber, an der Wand, neben dem auf Holzfüßen ruhenden gewaltigen Ofen aus glasierten, buntbemalten holländischen Kacheln, welche schon so mancher Generation Wärme gespendet, standen auf der einen Seite das künstlich gearbeitete, vom Vater auf den Sohn seit lange sich forterbende, mit altertümlichen Messingbeschlägen versehene Bureau, meist alte Dokumente und wertvolle Familienpapiere bergend, auf der anderen der unvermeidliche Glaschrank, angefüllt mit den verschiedenartigsten vergoldeten und buntbemalten Tassen, mit Porzellanfiguren, meist Damon und Psyllis in den verschiedensten Situationen darstellend, mit Tieren, welche aus der Hand irgendeines umherreisenden kunstfertigen Glaspustlers hervorgegangen waren, und mit Kaiserien aller Art im Rokokogeschmack.

Da stand auch in dem Saale das alte steifbeinige Klavier, dem längst veralteten Spinett in seiner äußeren Erscheinung weit verwandter als unseren heutigen eleganten Flügeln. Und diese Seelenverwandtschaft trat noch deutlicher zutage, wenn die Klappe geöffnet wurde und der „Marter“= oder „Wimmerkasten“, der Schrecken sämtlicher Hausbewohner, hauptsächlich aber des Hausherrn und

sämtlicher Kinder, seine dünne, fadenscheinige Stimme erschallen ließ, der man es anhörte, daß so mancher harte Sturm über die schwarzen Tasten der ganzen und die weißen Tasten der halben Töne dahingebraust war, und daß vor Alter grämlich gewordene Instrument an ewiger Heiserkeit laboriere. Und vielleicht gerade dieser glückliche Umstand hat die damalige Zeit vor der entsetzlichen Überfülle des Virtuositentums bewahrt. — Damals galt, trotz des verstimmten Flügels aus der Fabrik des Herrn Wenzel Flutschhorst aus Wien, die Musik noch wirklich als „die hohe herrliche Göttin“, die von Herzen kam und zu Herzen ging. Ein einfaches Volkslied mit leiser, nicht aufdringlicher Begleitung, selbst von ungeschulter Stimme gesungen, genügte den damaligen bescheidenen musikalischen Anforderungen vollständig und entsprach dem Geschmack und der ganzen Denkungsweise der guten alten Zeit weit mehr, als die glänzendsten Turnerkunststücke der technisch gebildeten, fingerfertigen modernen Schule.

Tapeten gehörten damals noch zu den Luxusgegenständen, welche nur in wenigen bereits größere Eleganz anstrebenden Häusern gefunden wurden. Die Wände waren einfach weiß, taubengrau, rosa, blau, grün, gelb gestrichen, doch oben am Rande fehlte nirgends eine passende breite Borte, oder auch eine Blätter- oder Blumenquirlende. Auch die Bilder, welche damals die Wände eines Privathauses schmückten, machten durchaus keinen Anspruch auf Eleganz oder künstlerischen Wert. Die Photographie war eine noch völlig unbekannte Kunst. Da schauten höchstens die Ölgemälde des Hausherrn und der Hausfrau oder deren Eltern aus breiten Goldrahmen freundlich bewillkommend über dem steiflehnigen Sopha auf den Fremden nieder; da gab es außerdem nur noch in einfachen schwarzen oder naturfarbenen Rahmen Stahl- und Kupferstiche, Madonnen oder andere Sujets aus der heiligen Geschichte darstellend, oder auch im Zimmer des Hausherrn, wenn er einst Militär gewesen und als Leutnant oder Kapitän verabschiedet war, einige Schlachtenbilder, Lithographien seiner einstigen Vorgesetzten, auch landschaftliche Aquarelle, kleinere Bleistiftzeichnungen und dann die eigenhändig mit Hilfe des Storchschnabels verkleinerten Schattenrisse der Familienglieder, aus schwarzem Papier geschnitten. Ganz besondere

Sorgfalt aber war von dem Maler meist auf die Decke des Zimmers verwandt. Die Mitte und die Ecken waren mit bunten kunstvollen Malereien, entsprechend der Bestimmung des Raumes, geziert.

„Richte den Blick aufwärts! schau nach oben!“ das schien der leitende Gedanke zu sein, der bei der Dekorierung des Zimmers maßgebend gewesen war, denn der Fußboden entbehrte jeglichen Schmuckes.

Nur selten fand man hier und da gestrichene Dielen; einfache Tannenbretter, doch blütenweiß geschuert, bildeten den Stolz der Hausfrau und niemand vermochte es ihr zu wehren, alle Sonnabend und vor jedem größeren Feste eine gründliche Schuierung vorzunehmen.

Die baltische Edelfrau alten Schlages kannte keine Rücksicht weder gegen sich selbst, noch gegen andere, wenn sie das zu unternehmen begann, was sie als die Pflicht einer tätigen Hausfrau erkannt hatte; rastlos mühte sie sich ab, vom Morgen bis zum Abend. Unter ihren scharf blickenden Augen bereitete die Köchin — mit der Butter verschwenderisch das Feuer schürende Käche gab es damals hier zu Lande nur in einzelnen Häusern — die einfache, gesunde Hausmannskost zu; sie scheute sich auch nicht, die Wolle, die zu feineren Geweben bestimmt war, eigenhändig am emsig sich drehenden, behaglich schnurrenden Spinnrade zu spinnen, und rastlos selbst überall wo es Not tat, Hand mit anzulegen. Wirtschaftlich praktisch, das war die Losung einer Hausfrau aus jedem Stande, und sie war durch die Erziehung, welche sie genossen, von vornherein darauf hingeleitet worden, einst den Posten einer solchen voll auszufüllen. Freilich können wir es nicht verschweigen, höhere geistige Interessen waren den damaligen älteren Frauen fast gänzlich fremd, sie gingen fast vollständig in ihrer Wirtschaft auf; so manche von ihnen hatte noch nicht einmal sämtliche Schwierigkeiten der deutschen Orthographie zu überwinden vermocht. Doch innerhalb ihres Wirkungskreises da leistete sie, was in ihren Kräften stand und sie erschien deshalb durchaus nicht weniger achtungswert, weil sie durchaus nicht das geringste Fünkchen vom Blaustrumpfe an sich hatte.

Nach der baltische Edelmann des alten Schlages hatte meist keinen

besonders hohen geistigen Ausbildungsgrad erlangt, auch ihn interessierten die Welthändel und die kommunalen Angelegenheiten nur insoweit, als er selbst dadurch in Mitleidenschaft gezogen wurde. Nur der geringste Teil der damals älteren Generation hatte die Universität Dorpat besucht; ein Teil freilich hatte sich wohl „studierend halber“ auf ausländischen Universitäten aufgehalten, und wenn er auch dadurch für eine Zeitlang seinen Gesichtskreis erweitert hatte, so verengte sich dieser doch wieder allgemach nach der Rückkehr in die Heimat durch deren beschränkte Verhältnisse. War doch auch die Presse unserer Provinzen damals recht unentwickelt; die wenigen Duodezblätter, die erschienen, waren fast völlig inhaltslos. Diesem politischen Indifferentismus machte erst der später entbrennende Krimkrieg ein Ende, welcher den Patriotismus der baltischen Bevölkerung zu hellauslohernden Flammen ansachte, so daß sie mit freudiger Opferwilligkeit freiwillig ihr Scherflein je nach Kräften beisteuerte. Charakteristisch für die frühere, jeder Politik abgeneigte Denkungsweise unserer baltischen Edelleute war die den Goetheschen Ausspruch: „Pfiu! ein politisch Lied! ein garstig Lied!“ paraphrasierende Antwort, welche ein alter Gutsbesitzer auf die Frage: welche Zeitung er halte, erteilte: „Die Gouvernements-Zeitung, die genügt mir vollständig!“

Und auch außerdem wurde herzlich wenig Lektüre auf einem baltischen Edelhofe getrieben. Die Erzeugnisse der schönen Literatur zu erwerben, galt bei den damals noch recht hohen Preisen für Verschwendung, und dem geringen Bedürfnis nach zeitweiliger Lektüre genügten die sorgsam aus den Zeitungen geschnittenen und zusammengehefteten Feuilletonartikel. Neben diesen Repräsentanten der leichteren Unterhaltungslektüre bildeten noch das Predigt- und Gesangbuch, Wagenfelds Vieharzneikunde und, wenn es hoch kam, einige landwirtschaftliche Werke die Bibliothek eines baltischen Landgutes. Selbst Kochbücher existierten nur erst in wenigen Exemplaren und die Hausfrauen, welche solche besaßen, nahmen sie nicht gern zur Richtschnur, da die darin enthaltenen Küchenrezepte ihrem stets auf Sparsamkeit gerichteten Sinn als zu verschwenderisch erschienen. Statt dessen lag in einem besonderen Fache des Wirtschaftschranks —

ein Schreibtisch für die Hausfrau erschien damals noch als ein völlig überflüssiger und entbehrlicher Luxus — ein dickes Heft, gleichsam ein Stammbuch, in welches die verschiedenen Rezepte für Küchen=erzeugnisse mit genauester Detailierung teils von der Hand erfahrener Freundinnen, teils von der Hand der glücklichen Besitzerin selbst eingetragen waren und derart auf Kind und Kindeskinde sich vererben sollten. Da waren dann glücklich vor ewiger Vergessenheit gerettet und einer unverdienten Nichtachtung entrückt: „Tante Annchens Pfannkuchen“, „Tante Malchens Paltten“ und eine unendliche Reihe anderer verständnisvoll zusammengesetzter Produkte, welche das Entzücken der erwartungsvollen, stets heißhungrigen Jugend bildeten, welche mit scheuer Ehrfurcht zu diesem Buch der Bücher aufschaute, das ihnen als der Inbegriff alles Guten und aller Weisheit erschien. Denn sein Inhalt war von umfassender Vielseitigkeit. Enthielt diese Sammlung aus dem reichen Schätze vielfacher Autorinnen doch noch Rezepte und kostbare Ratschläge für das Einkochen von verschiedenen Säften, für die Zubereitung von Bischof, Johannisbeerwein, Warmbier und Anweisungen dafür, wie Wolle und Garn waschecht zu färben, wie Seife gekocht, Lichte gezogen werden mußten usw. Wenn aber die Wurstzeit gekommen, wenn das ganze Haus durchzogen war von dem Dufte des Majorans und Zebers, welche als unumgänglich notwendige Ingredienzien galten, dann entwickelte die Hausfrau einen fieberhaften Eifer, und die fertigen Würste wurden in die verschiedensten Körbchen und Paudelchen, in größere und kleinere Pakete verpackt. Galt es doch, der nachbarlichen Pflicht genüge zu leisten und sämtlichen getreuen Freunden und Nachbarn „als Probe ihrer Wenigkeit“ von den Erzeugnissen ihrer Kunstprodukte mitzuteilen. Das Unterlassen dieser Sitte, welche uns den Beweis liefert, wie eng der Zusammenhang der einzelnen Güter in recht ausgedehntem Umkreise war, hätte als schwere Beleidigung gegolten und das Band des freundschaftlichen Verkehrs jäh zerschnitten. Doch, wenn auch derart der größte Teil der schmachhaften Würste, der Paltten, des Schweinegallerts usw. verteilt wurde, die in die reichen Vorräte gerissenen Lücken wurden durch die von allen Seiten einlaufenden Gegengeschenke wieder gefüllt. Vom Beginn des Novembers bis

gegen Weihnachten hin nährte sich das ganze Haus nur von Wurst in den verschiedensten Gestalten, und glücklich konnte sich derjenige preisen, welcher seinen Magen wohlbehalten durch diese Zeit hindurch gesteuert, da hinter der Charybdis der Wurstperiode die Scylla der Weihnachtszeit auf den verwegenen Schiffer lauerte.

Wenn nun, wie schon oben gesagt, der Bildungsgrad der älteren Generation kein gar zu hoher war, die Erkenntnis, daß die Welt nicht stille stehe, hatte sich doch bereits Bahn gebrochen, und die jüngere Generation mußte sich bereits kräftiger ins Geschirr legen. Ein Lehrer für die Buben, eine Gouvernante für die Mädchen gehörten bereits damals zu den unumgänglich notwendigen Erfordernissen des Hausstandes, und während diese sich bemühten, den Geist ihrer Zöglinge zu entwickeln, tat Mamachen ihr möglichstes, diese gegen Strophel zu schützen, indem sie enorme Quantitäten von Eichelkaffee und Lebertran austeilte und ihr Gemüt und Herz zu bilden, indem sie zur Wohltätigkeit gegen die häufig genug vorkommenden Bettler und Bettlerinnen ermunterte; der Vater aber freute sich der Fortschritte, welche seine Jungen im Reiten machten, oder nahm sie auch, wenn er ein eifriger Nimrod war, mit hinaus auf die Jagd, bisweilen ohne Rücksicht darauf zu nehmen, ob dadurch der Unterricht unterbrochen wurde, bisweilen auch dem übereifrigen Pädagogen ein heilsames Gegengewicht bietend und die notwendige gesunde Bewegung im Freien sicherstellend.

Still und äußerlich unbewegt flossen die Tage auf dem baltischen Gutshofe dahin, und wenn sich der Abend auf die Erde niedersenkte, dann fanden sich häufig genug Gäste aus der Nachbarschaft ein, denn jene gute alte Zeit liebte das gesellige Leben und Treiben, und je mehr Gäste sich sammelten, je voller das Haus wurde, desto freudiger und heller strahlte das Gesicht der Hausfrau. Die heute so häufig geltende Sorge, wie all die zahlreichen Gäste satt werden sollten, existierte damals noch nicht; setzte man doch vor, was eben da war, Umstände wurden durchaus keine gemacht und die Speisekammer war stets reichlich versorgt, so daß man es schon wagen konnte, die üblichen Nötigungen zu ungeniertem Zulangen ergehen zu lassen, ohne befürchten zu müssen, daß die Vorräte erschöpft würden. Nie-

mand verlangte ja auch Delikatessen — mochte das Essen auch noch so einfach sein, niemand rümpfte die Nase, war doch das junge Volk herzlich froh, ein fröhliches Tänzchen nach den uralten Weisen zu machen, welche eine alte gutherzige Tante dem Klavizimbal entlockte, obgleich sie wohl selbst gern wieder einmal das Tanzbein geschwungen hätte, wie das noch ältere „Cousinchen“, welche da in steifer Grandezza im Arm des alten Herrn Pastors, einer verstorbenen Jugendliebe, ruhend, im Pas des alten Knickwalzers, durch stetes Heben und Senken des Armes den Takt angehend, vorüberschwebt und nun ermattet in einen Stuhl sinkt, mit der Versicherung, sie sei einst die beste Tänzerin der Gegend gewesen, was etwas bedeuten wolle, denn früher, da hätte man beim Tanzen etwas auf Grazie gegeben, die heutige Jugend aber rafe nur in wildem Ungestüm durchs Zimmer.

Und während die Mütter in stiller Freude dem jugendlich unbefangenen Treiben zuschauten und ihre Zukunftspläne ebenso spannen, wie die Mütter der Jetztzeit — nur daß sie meist offen davon sprachen und aus ihrem Herzen durchaus keine Mördergrube machten — saßen dort drüben im Zimmer des Hausherrn die älteren Herren am Kartentisch, gehüllt in die Wolken des damals so beliebten finnischen Tabaks, der dem Auge des Gesezes unsichtbar geblieben war, und nun in den langen „Stambulken“ mit Bernsteinspitze seinen Beruf erfüllend, das ganze Haus mit seinem Aroma erfüllte. Wie oft bot da die Dunkelheit, das Regenwetter oder der schlechte Weg den Wirten die Veranlassung, die lieben Gäste zur Nacht dort zu behalten, und da sah man denn häufig genug bereits am frühen Morgen die munteren Paare sich wieder im Reigen drehen, oder die alten Herren mit ihren Pfeifen am Kartentische sitzen. Hatte die Schar der Gäste aber das Haus verlassen, dann gingen die Hausfrau und die Kinder wieder an ihre Arbeit, der Hausherr aber nahm seinen Feldstuhl, seinen Regenschirm und seine Angel zur Hand, um die zur Bewirtung der Gäste aus dem großen Mühlenteiche mit dem Neze gefangenen Barsche und Karauschen, die nun zu seinem Vergnügen in einen kleineren Teich ausgefetzt wurden, einzeln mit der Angel wieder zu fangen. Denn „ohne Gäste ist es so langweilig!“

Das Wort kennzeichnete die damalige Zeit, die Liebe zur Geselligkeit, die unbeschränkte Gastfreiheit, sowie das unbefangene, heitere Wesen, den kindlich naiven Ton, der damals die Geselligkeit nicht zu einer Plage, sondern zu einer Quelle frischer Freude zu gestalten vermochte.

* * *

Zwischen den grünen Laubkronen der Obstbäume lugt das Dach des Pastorates hervor; stiller, ungestörter Friede scheint auf der ganzen Umgebung zu ruhen. Rings von duftenden, blühenden Hecken eng umschlossen, liegt die bescheidene Stätte, welche die Gemeinde ihrem Seelsorger erbaut, und ringsherum zerstreut die hölzernen, strohgedeckten Nebengebäude. Einige Stufen führen auf die Treppe hinauf, wo ein Paar einfache Bänke zur Rast einladen. Wie ruht es sich dort so gut im Schatten der beiden gewaltigen Bäume, welche ihre dichtbelaubten Äste weithin ausbreiten, Schatten und Schutz bietend. Ihre Zweige haben sich eng ineinander geschlungen, zum Zeichen, daß Frieden und Einigkeit in diesem Hause wohnen. „Philemon“ und „Baucis“ sind sie genannt, wohl in Erinnerung an die Zeit, wo die nun schon längst ruhende fleißige Hand, welche sie einst gepflanzt, die Metamorphosen des Ovid hielt, und zum Zeichen dafür, daß auch dieses Haus, welches sie beschatten, wie einst die ärmliche Hütte der beiden guten Alten, deren Namen sie tragen, ein Tempel der unbeschränktesten Gastfreundschaft sein sollte. Ist auch die innere Einrichtung des Pastorenhauses noch schlichter, noch einfacher, als die auf den ringsum liegenden Landgütern, noch in weit höherem Maße als dort ist der Zauber stillen Behagens, anheimelnder Gemütlichkeit darüber ausgegossen, der Hauch der Liebe und des stillen Glückes weht dadurch.

Wir treten in die Studierstube des Herrn Pastors, der uns freundlich dorthin einladet, und nehmen auf dem alten, von vielfacher Benutzung zeugenden Sofa Platz, über welchem die Sixtinische Madonna in einfachem Rahmen den Ehrenplatz einnimmt. Hier ist der Bücherschrank wohl gefüllt. Da stehen in langen Reihen die theologischen Schriften aus der rationalistischen Periode, doch sie

haben bereits längst ihre Bedeutung verloren. Die Zeit ist vorüber, wo sie alleinherrschend waren; auch durch die Periode des darauf folgenden Pietismus hat unser Gastfreund, wie er uns lächelnd mittheilt, wenn auch unter schweren Kämpfen sich zu immer größerer Klarheit, zu einem festen, freieren Standpunkt hindurchgerungen. Frei von jeder geistlichen Überhebung war die Geistlichkeit unserer Heimat in jener Zeit und hatte auf ihr Panier den Spruch geschrieben: „homo sum! humani nil a me alienum puto!“ Doch nicht allein Werke theologischen Inhalts füllen den Bücherschrank und die an den Wänden stehenden Regale. Da schauen wir alte Freunde, all unsere Klassiker, Goethe und Schiller, Wieland und Herder, selbst der gewaltige Lessing hat hier ein Plätzchen gefunden. In besonderer Achtung standen auch die Vertreter der romantischen Schule und die Säger der Befreiungskriege. Brannte doch noch damals ein heiliger, grimmer Zorn gegen den Störer des europäischen Friedens, den gewaltigen Korsen, in den Herzen der älteren Generation, welche seinen Einfall nach Rußland und den Rückzug der großen Armee mit erlebt hatte. Wie oft erzählte noch leuchtenden Auges ein alter baltischer Pastor, wie er ein Gelübde getan habe, einen als Familienerbstück besonders heilig gehaltenen Kristallpokal zu opfern, wenn der Zug gegen Moskau mißglücken sollte, und als die Kunde von der Flucht des bis dahin für unüberwindlich gehaltenen Eroberers auch bis zu ihm gelangte, da hatte er den Pokal mit heller Freude an dem Holzstoße zersplittert und das Opfer leichtem Herzens gebracht. Mit besonderer Vorliebe aber wurden zwei Dichter behandelt, Klopstock, der Säger des Messias, und Jean Paul, die heutzutage völlig vergessen, von niemandem mehr gelesen werden. Freilich! Die Zeit war bereits vorüber, wo der Letztere gleichjam Patenstelle bei so manchem baltischen Pastorenkinde vertreten, wo die Namen der Jean Paulschen Helden und Heldinnen diesen in der Taufe beigelegt wurden; die „Allwils“ und „Aurels“, die „Adelinden“ und „Fannys“ waren bereits herangewachsen, doch in dem Herzen des alten Vaters da lebte die Verehrung für die Lieblingsdichter seiner Jugend noch fort.

Wenn nun am Abend nach abgetanen Amtsgeschäften ein Stündchen der Muße winkte, wenn die ganze Familie, groß und klein,

sich um den runden Familientisch geschart hatte, und die beiden Talglichte, oder die düster brennende, oft genug versagende, altertümliche Öllampe mit Mühe und bedeutendem Zeitaufwande zum Brennen gebracht waren, und die erwachsenen Männer die von den Kindern gestopften und mit dem Fidibus angezündeten Pfeifen gehörig angeraucht hatten, da wurde dann ein Band des Messias oder des Hesperus, Titan oder das Schulmeisterlein Wuz hervorgeholt. Beim Schnurren des Spinnrades, beim Klappern der Stricknadeln begann die Lektüre, doch bald wurde es stiller und immer stiller, nur die Stimme des begeisterten Vorlesers tönte durch das Zimmer. Verstohlen nickte wohl Großmütterlein in ihrer Sofaecke, und die jüngere Generation, welche ja kein genügendes Verständniß mehr für das Schöne und Erhabene besaß, schlummerte bereits längst sanft und still und war in das Reich der Träume geflüchtet.

Doch das Stündchen, welches fürs Vorlesen bestimmt war, ging vorüber, das Buch wurde zugeklappt und das Geräusch erschreckte so manchen, dessen Gewissen nicht völlig rein war. Mit erneuter Anstrengung sogon die Raucher an ihren längst erloschenen Pfeifen, so manche meuchlings zu Boden gefallene Stricknadel wurde verstohlen wieder aufgelesen und die Kinder rieben sich den Schlaf aus den Augen.

Die jüngere Generation aber war völlig erfüllt von den Zauberklängen der Romantik, und diese ihre Vorliebe suchte sie auch auf ihre Kinder zu übertragen. Es wird wohl kaum jemand geben, dessen Kindheit in diese Zeit fiel, der nicht für Fouqué geschwärmt, der nicht den zauberischen Klängen, welche von stiller, mondbeschiener Wald-einsamkeit, von stillen, lauen Sommernächten sangen, mit seligem Entzücken gelauscht, der nicht versucht hätte, in ähnlicher Weise das, was sein Herz bewegte, in Worte zu kleiden, und die Reime „Sehnen und Tränen“, „Herz und Schmerz“ zu häufiger Anwendung zu bringen.

Dominierten auf den baltischen Gütern mehr die praktischen Interessen, auf den Pastoraten herrschte wiederum ein reges, geistiges Leben, in welchem das Gefühl Befriedigung suchte. Und trotz dieses scheinbaren Gegensatzes verstanden sich die dort lebenden Menschen

aufs beste und ein festes Band inniger Freundschaft schlang sich um sie. Gab es doch der Anknüpfungspunkte, der gemeinsamen Interessen gar viele. Beseelte nicht beide, den Gutsherrn sowohl als den Pastor, die innige, treue Liebe zur Heimat, lag nicht beiden ihr Wohl und Wehe in gleicher Weise am Herzen und wenn auch die Meinungen über die einzuschlagenden Wege bisweilen auseinanderliefen, das Ziel, welches sie erstrebten, war das gleiche, und daher Verständigung stets möglich. Auch der Pastor war Landwirt, wenn er auch vielfach seinem erfahrenen Aufseher die Bewirtschaftung der Pastoratsländereien überließ, und welcher ein ergiebiges Gesprächsthema Saat und Ernte, das Bestellen der Felder und das Gedeihen des gebauten Getreides zu sein pflegt, das weiß noch heutzutage jedermann, der auf dem Lande gelebt oder mit Landwirten verkehrt hat. Und dann die Pflege der Blumen!

Dies war ein weiteres unererschöpfliches Feld, auf welchem beide in gleicher Weise zu Hause waren; fast der erste Gang diente dazu, dem Gaste die neuesten Zierden des Gartens zu zeigen. Und auch den Frauen wurde es gar leicht, sich zu verständigen; war doch ihr Arbeitsfeld in jedem Hause, ob groß oder klein, das gleiche; mit gleicher Liebe fast wie die eigenen Kinder umging die Frau Pastorin den jungen Nachwuchs der gesamten Nachbarschaft, der unter ihren Augen aufwuchs, und die für diesen lange Zeit hindurch „Tante Pastorin“ blieb, wie denn auch ihr Mann als „Onkel Pastor“ eine zahlreiche Nessen- und Nichtenchaft besaß. Natürlich war der Verkehr mit dem einen Hause reger und intimer als mit dem anderen, das wußten selbst die Pferde, und bisweilen hielt es schwer, sie von dem Gedanken abzubringen, daß der beabsichtigte Besuch nicht den meist befreundeten Nachbarn gelte; das wußten selbst die Hunde, die den ankommenden Wagen wedelnd umsprangen. Und Dur, der gelehrigste von ihnen, der sonst seinem Beruf als Viehhund mit gewissenhafter Treue oblag, ließ sich doch von Zeit zu Zeit zu Briefträgerdiensten herbei; wenn der Frau Pastorin etwas auf dem Herzen lag, was die liebste Nachbarin durchaus so schnell als möglich erfahren mußte. Und wenn dem vierfüßigen Postboten der Zettel um den Hals gebunden war, dann machte er sich sofort in Eile auf den Weg, auch

wenn der Adresse kein „cito“ hinzugefügt war, um die anvertraute Epistel wo gehörig abzuliefern, seinen Botenlohn in Empfang zu nehmen und die empfangene Rückantwort zu überbringen.

Bei der Arbeit mußte während der Werktag ein jegliches Mitglied der Familie gesucht werden. Da bereitete der Seelsorger den Samen, den er in die Herzen seiner Beichtkinder streuen wollte und ein jeglicher, der an seine Tür klopfte, fand sie geöffnet, fand ein offenes Ohr, ein offenes Herz, für seine Leiden und Freuden freundliche Teilnahme. Und so war er auch ein liebevoller Hausvater, der mit pflegender, sorgsamer Hand die Keime der Heimatsliebe und einer poetischen Weltanschauung, der Menschenliebe und gläubigen Gottvertrauens in die Herzen seiner Kinder legte. Er wetteiferte in seinen Mußestunden mit der treuen Lebensgefährtin, Geist und Herz der kleinen Welt zu bereichern, und seine eigene kindlich naive Denkungsweise, der jede ägende und zersetzende Kritik fern lag, war trefflich dazu geeignet, den kindlichen Gemütern den Zaubersaal zu erschließen, welcher die Märchen- und Sagenwelt in unübersehbarer Reihe enthält und in welchen mit gläubig staunendem Großblick die Kleinen hineinschauten. Nächst frommen Kirchenliedern und kleinen Gebeten waren das alte wertvolle, ganz dem kindlichen Sinn angepaßte „Spektersche Fabelbuch“, sowie später die Grimmschen und Andersen'schen Märchen die Nahrung, welche dem Kinde geboten wurden, und später trat der Robinson Crusoe an deren Stelle, Bücher, welche unsere heutige verständige und praktische Jugend nur spöttisch und mitleidig belächelt.

Die Hausmutter aber „rührte ohn' Ende die fleißigen Hände.“ Während sie selbst die Nähnadel handhabte und ohne eine Nähmaschine die Wäsche der ganzen Familie in musterhafter Ordnung hielt — saßen um sie im Kreise die Kinder. Doch die kleinen Hände durften nicht träge im Schoße ruhen. Da wurde Gabelschnur gemacht oder Garn gewickelt, der kleinste Sprosse mühte sich mit flammendem Amtseifer, den an seinem Hosenknie befestigten Strumpf abzureffeln und die morschen, oft genug reißenden Fäden zu einem Knäuel zu formen. „Herkules am Spinnrocken“, der Gedanke kam der damaligen Jugend nicht in den Sinn, ihr war es eine Freude, sich nützlich

zu machen, und sie fühlte sich durch ein Wort des Lobes aus dem Munde des Vaters oder der Mutter überreich belohnt. Die Knaben maßen noch nicht ängstlich ab, ob irgend eine Beschäftigung ihrer männlichen Würde angemessen sei oder nicht, sie legten nie den Maßstab der Kritik an das, was ihnen aufgetragen wurde. Beim Zupfen und Klopfen der Wolle zum Zwecke der Farbenmischung, beim prüfenden Wägen der Kordeispinnerei, beim Einteilen des Garnes in vier-, fünf- und sechsblötiges, beim Färben desselben, beim Schleißzen der Federn und dem Stopfen der neuen Bettstühle und Kissen, beim Seifekochen und Lichtziehen bildeten sie die treuen Trabanten der Mutter und versahen wichtig ihre Adjutantendienste. Und erschien dann der Alt-Febalgsche oder Ronneburgsche Weber, um das Garn zu weiterer Verarbeitung in Empfang zu nehmen, dann wohnte die gesamte Kinderchar mit stiller Neugierde und hochklopfendem Herzen der wichtigen Verhandlung bei, und die leise Hoffnung regte sich in jedem Herzen, daß auch für jeden irgend etwas abfallen werde, ein halb Duzend Schnupftücher oder sonst irgend ein notwendiges Wäschestück, und selbst die kleinste Errungenschaft erfüllte die so genügsame, weil noch nicht verwöhnte Jugend mit fröhlichem Jubel.

Wie oft stand der glückliche Aspirant auf irgend ein aus dem alten väterlichen Rocke zu verfertigendes „neues“ Kleidungsstück stundenlang neben dem Künstler, dessen Meisterhänden dieses schwierige Werk anvertraut war, und schaute seinen langsamen Fortschritten in hoffnungsvoller Ungeduld zu, ohne zu ahnen, daß binnen kurzem ihm die neue Sonntagsjacke Unannehmlichkeiten in Fülle und den Vorwurf der Pietätlosigkeit eintragen würde. Wie oft hörte man da die entrüsteten Worte: „Ich habe diesen Rock zwölf Jahre getragen, und du kannst ihn nicht einmal ein Jahr lang tragen!“

Ärgerlich war solches immerhin, wenn man auch damals weit weniger dem Prinzip huldigte, daß „Kleider Leute machen“. Denn am Sonntag, wenn deutscher Gottesdienst gewesen, versammelten sich meist die Angehörigen der deutschen Gemeinde im Pastorat zum Mittagessen und blieben den Abend beisammen. Da war es denn doch ärgerlich, vor Nachbars Quisichen in zerrissener Jacke erscheinen zu müssen und selbst der Umstand vermochte diesen nicht zu trösten,

daß am Abend statt der gewohnten Milchsuppe ein Festtagsessen gereicht wurde.

„Milch und Brot, macht die Wangen rot!“ Das Prinzip galt damals unabänderlich in jedem baltischen Pastorenhaufe, und die Kinder gediehen dabei frisch und fröhlich und blühten, wie der damalige Kunstausdruck lautete: „wie die Pojängen.“ War doch damals der furchtbare, jeden Genuß an Speise und Trank völlig vernichtende, allgegenwärtige „Bazillus“ noch nicht erfunden, und wenn vielleicht so mancher Scharfsinnige eine dunkle Ahnung von dessen Existenz gehabt hatte, so ignorierte er ihn vollständig.

Nur an Geburtstagen, da erlitt die einfache, allen unnützen Pomp verschmähende Lebensweise in dem Pastorenhaufe eine Unterbrechung, und ein größerer oder geringerer Aufwand, je nach der bedeutenderen oder unwichtigeren Stellung des Geburtstagskinds, wurde entfaltet. Wenn der Herr Pastor selbst sein Wiegenfest feierte, wie strömten da bereits am Morgen früh aus allen eingepfarrten Gütern, auch aus den benachbarten Pastoraten die gelben Kringle, die verschiedenartigsten Torten und Kuchen im Festhause zusammen. Wie hatten da die Hausfrauen ihr möglichstes geleistet, um einander den Vorrang abzulaufen und das Werk ihrer Hände würdig zu schmücken und geschmackvoll zu betten. Wie wechselten da weiße und rosa Übergüsse und wie kunstvoll waren auf diesen die gewagtesten, buntesten Verzierungen aus Beeren und Saftstückchen, die kühnsten Arabesken und Girlanden aus gefärbtem Zuckergusse, den Namenszug des Gefeierten umgebend, angebracht; wie lebhaft sprach der Kranz aus Garten- oder aus Zimmerblumen von der Liebe und Verehrung, welche der treue Seelsorger und vielbewährte Freund im weitesten Umkreise genoß. Und am Abend da stellten die Geber sich selbst ein; mochte Weg und Wetter sein, wie es wollte, die gesamte Nachbarschaft fand sich ein, ohne Rücksicht auf Stand oder gesellschaftliche Stellung. War doch die „alte gute Zeit“ eine durch und durch gesellige, und der Reiz dieser Geselligkeit lag eben zum größten Teil auch in der Anspruchslosigkeit, welche nicht über ihre Mittel hinaus wollte und eine solche Anforderung auch an niemand stellte.

Für die Kinder war die nun folgende Woche eine süße Zeit, konnten doch all die eingegangenen Leckerbissen beim besten Willen nicht rasch vertilgt werden, und auch den Diensthoten wurde ein erkleckliches Quantum davon zu teil. Auch die Pferde der Gäste fanden nicht nur Unterkommen, sondern auch eine tüchtige Extraration Hafer. Doch eine Sorge quälte die Hausfrau und ihre getreue Köchin, das war die Zufriedenstellung der Herren Rosselenker, welche an einem solchen Tage stets dazu bereit waren, die hochgehendsten Ansprüche an opulente Bewirtung zu machen. Oft genug äußerte die sonst so resolute Frau Pastorin mit ängstlicher Verlegenheit zu ihrer getreuen Vertrauten: „Mit den Herrschaften, da wollen wir schon fertig werden, was aber fangen wir mit den Kutschern an?“ Und daß die Besorgnis nicht grundlos war, das zeigte folgender Vorfall. Während da drinnen im Speisezimmer die Gäste fröhlich beim Mahle saßen, öffnet sich plötzlich die Türe und herein zieht ein langer Zug der fremden Kutscher, jeder ein Schüsselchen in der Hand tragend. Der Spitzführer beklagt sich, daß man es gewagt, ihnen gänzlich verdorbenes Essen vorzusetzen. Die in Tränen zerfließende Köchin remonstrirt dagegen, und schließlich erweist sich, daß die unzufriedene Gesellschaft das gleiche Essen erhalten, wie ihre Herrn, denen es trefflich gemundet. Nun! das Donnerwetter, welches über die Häupter der beschämt abziehenden Malkontenten sich ergoß, ließ durchaus nichts zu wünschen übrig.

Fehlte es dem Pastorat schon für gewöhnlich nicht an Gästen, so lockte doch die Zeit der Sommerferien die bedeutendste Anzahl unter das gastliche Dach. „Ohne Feriengäste keine Ferien!“ so lautete der Wahlspruch. Hier galt es zu zeigen, was baltische Gastfreundschaft zu leisten vermochte, denn nicht selten war es die gesamte, oft sehr zahlreiche Verwandtschaft mit sämtlichen Kindern und Kindermägdchen, die untergebracht werden mußte. Doch die damalige Zeit, welche von dem Grundsatz ausging, daß ein jedes Haus von Gummi sein müsse, brachte das schwierige Stück doch stets fertig; ja es gab Pastorenhäuser, in welchen alljährlich die Ferien über 30 bis 40 liebe und hochwillkommene Gäste sich wohl und heimisch fühlten, und der Abschied fiel beiden Teilen, den Gastgebern wie den Gästen,

stets schwer genug. Nur selten mußte zu jenem verzweifelten Mittel gegriffen werden, welches ein altes Kochbuch als unfehlbares Hilfsmittel in Notfällen anpreist: „Wenn man nichts im Hause hat, nehme man etwas anderes!“

Eine ländliche Wirtschaft ist eben nicht so leicht zu erschöpfen, und das „Logis“ gehört für so manchen zu den herrlichsten Erinnerungen. Selbstverständlich wurden die älteren Leute und die kleineren Kinder im Hause plaziert, die Hausfrau hatte ihr sämtliches Reservebettzeug ins Feuer führen müssen und ihre sorgsam gehüteten Wäscheschränke und Truhen geöffnet. Und die jüngeren Leute? Nun, ein Luft- oder ein Gartenhäuschen gab es fast auf jedem Pastorate, ein „Brau“ ließ sich überall leicht herstellen, und im höchsten Notfalle mußte irgend eine nahegelegene gefüllte Heuscheune herhalten. Und wie froh, wie heiter war die jugendliche Gesellschaft dabei, mit fröhlichem, jubelndem Gesange zog sie in das ihr angewiesene Logis ab, selbst wenn der Himmel seine Schleusen geöffnet hatte und bisweilen auch ein vorwitziger Tropfen durch das defekte Dach auf eine Lagerstätte fiel.

„Wem ewig jung das Herz geblieben, — dem bleibt das Leben ewig jung!“ Dieses Dichtervort paßt auf die damalige ältere Generation; eine Frische, eine unbefangene kindliche Fröhlichkeit, wie wir sie heutzutage, wo das Leben schwerer auf jedermann lastet, vergeblich suchen, lebte in ihr, und gab dem damaligen Leben das charakteristische Gepräge. Am vollsten und reinsten aber hatte es sich in den Pastoraten erhalten; das Leben, wie es sich heute in diesen abspielt, erscheint nur wie ein fernes Echo, wie ein leiser Nachhall jener unvergesslichen Zeit. Der jungen Generation fehlt heute die naturwüchsigke Kraft und Frische, welche damals in froher Jugendlust schäumte, und die ältere Generation gedenkt voll wehmütiger Resignation jener Zeit, welche für sie jetzt die „gute alte“ heißt.

* * *

Wenn man heute häufig genug über Mangel an Ärzten auf dem flachen Lande klagend hört, — um wieviel mehr wäre die gute alte

Zeit dazu berechtigt gewesen, wo die Landärzte so dünn gesät waren, daß sich stellenweise im Umkreise von einer Tagesreise kein einziger finden ließ. Doch die damalige Generation war von einer Genügsamkeit in jeder Beziehung, welche Klagen über derartige Übelstände nicht auffommen ließ.

Die Stimmen einzelner, welche auf die Reformbedürftigkeit unserer Heimat hinwiesen, verhallten ungehört und vereinzelt der Privatinitiative entsprungene Versuche, dem erwähnten Mangel abzuhelfen, fanden erst später Nachahmung. Und wenn es auch eine unbestrittene Tatsache ist, daß der Beruf unserer heutigen Landärzte mit bedeutenden Unbequemlichkeiten verknüpft ist, so hatte solches für die damalige Zeit noch in weit höherem Grade Geltung, und der Arzt war in jeder Hinsicht weit härter gebettet. Doch die Menschen jener Periode besaßen die nötige Spannkraft und Energie des Geistes, um selbst unter den schwierigsten Verhältnissen sich stets nach der Decke zu strecken, stets den Kopf oben zu behalten, und auf dem Prokrustesbette ihres Berufes einen beneidenswert guten Humor zu bewahren. Es wurde weit weniger geklagt und über schwere Zeiten gejammert, als heutzutage. Das war das Verdienst der bescheidenen Bedürfnislosigkeit, welche alle Klassen unserer Bevölkerung damals charakterisierte.

Wenn auch so mancher Jünger der Musen aus den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts bei dem rastlosen Jagen nach Idealen, bei dem Studium der Dichter und Philosophen den realen Boden unter den Füßen verlor, und nur in dem Reiche der Träume sich heimisch fühlte, gerade für den Mediziner bildete seine Wissenschaft ein heilsames Gegengewicht, und zwang ihn, ohne sich allzuviel phantastischen Spekulationen hinzugeben, mitten im Leben der realen Welt zu fußen, ohne daß er dabei den Idealen seiner Jugend untreu zu werden brauchte.

Das Heim des Arztes hielt somit die Mitte zwischen dem ein starkes Übergewicht der idealen Lebensrichtung zur Schau tragenden Pastorate und dem die realen Interessen in den Vordergrund drängenden Edelhofe. Dafür liefern uns die Ärzte der guten alten Zeit den Beweis. Es war ein kernhaftes Geschlecht, welches sich wahrlich

selbst nicht schonte, ohne irgend eine Spur von Weichlichkeit, kräftig, ja bisweilen sogar rauh zugreifend, wo ihnen solches notwendig erschien, welches aber dabei ein weiches, kindlich fühlendes Herz sich bewahrt hatte, und unerschütterlich, mochte es sich handeln, um wen es wollte, ohne Ansehen der Person an dem Grundsatz festhielt, daß es ihre unabweisbare Pflicht sei, nicht für sich, sondern für andere, für die leidende Menschheit zu leben.

Nicht einem jeden der Landärzte war es sofort vergönnt, sich ein eigenes Heim zu gründen. Gab es doch damals noch nicht ein einziges *Doktorat*. Hier und da blieb solch ein fertiger Arzt noch fürs erste im Vaterhause, um von dort aus seine Praxis zu betreiben, allmählich zu erweitern und so festen Fuß zu fassen; andern griff vielleicht ein Studiengenosse hilfreich unter die Arme und räumte ihnen ein Nebenhaus auf dem ererbten Gute als Wohnung ein; noch andere, welche selbst einige Mittel besaßen, übernahmen eine kleine Pachtung, bauten sich wohl gar selbst ein Häuschen, um dann auf die Suche nach einer Frau Doktorin zu gehen.

Der Bezirk, auf welchen die ärztliche Tätigkeit sich zu erstrecken hatte, war ein weit ausgedehnter. In Notfällen wurde der Arzt zu seinen Patienten abgeholt, doch außerdem existierten ja noch die sog. „Tourfahrten“. Da unternahm denn der Landarzt eine Rundreise auf all die Güter und Höfe, welche ihr körperliches Wohl ihm anvertraut hatten, je nach der getroffenen Vereinbarung entweder allwöchentlich oder auch alle zwei Wochen. Da machte er sich denn auf den Weg, entweder anfänglich in seinem kleinen einspännigen Wägelchen, sich selbst kutschend, oder späterhin, wenn die Verhältnisse sich vielleicht günstiger gestaltet hatten, in einem zweispännigen Wendenischen Wagen mit dem Kutscher auf dem Bock. Der „Doktorwagen“ war weit in der Umgegend bekannt, ebenso wie die Equipage des Pastors, welche von den pietätlosen Städtern mit dem respektwidrigen Namen „Gotteswort vom Lande“ bezeichnet wurde. Den Luxus eines verdeckten Wagens erlaubte sich zu jener Zeit kein Landarzt; war er doch abgehärtet gegen Wind und Wetter, in die er zu jeder Tages- oder Nachtzeit, ohne Rücksicht auf die eigene Person, hinaus mußte, wenn die Pflicht ihn rief.

Wenn nicht dringende häusliche Pflichten die Frau Doktorin zurückschickten, so begleitete sie wohl auch ihren Gatten auf seiner Berufsfahrt, mit ihm von Gut zu Gut fahrend und freundschaftliche Beziehungen, ohne Rücksicht auf die weite Entfernung, die anderwärts jeden Verkehr ausschließen würde, anknüpfend und unterhaltend. Wie freudig wurde da von den Erwachsenen der vielgewanderte Gast willkommen geheißen, der stets einen ganzen Sack von Neuigkeiten mit sich brachte, der ihnen sicher verbürgte Nachrichten über das Leben in den Häusern von Verwandten und Bekannten zu geben vermochte, der über das Befinden eines jeden zuverlässigen Bericht erstatten konnte, und von allen an alle herzliche Grüße überbrachte. So war denn der Landarzt jener Zeit, hauptsächlich im Frühling und im Herbst, wenn die Wege bereits für andere Menschen unfahrbar geworden, ein Bindeglied von Hof zu Hof. Und die Hausfrau, welche zu dem Arzt wie zu einer schützenden Gottheit ihrer Kinder aufschaute und der er daher ein willkommener, hochgeehrter Gast war, ließ es sich nicht nehmen, ihm das Beste, was Küche und Keller vermochte, vorzusetzen.

Auch die Kinder, in deren Seele sich stets einige Scheu vor dem mächtigen Manne regte, welcher der einflußreiche Ratgeber der Eltern war, der die Macht hatte, sie für längere oder kürzere Zeit ins Bett zu bannen, oder sie frei umherhüpfen zu lassen, oder gar ihrem Appetit Zwang anzutun, hießen den „Onkel Doktor“, die „Tante Doktorin“ herzlich willkommen, wenn nicht ihr böses Gewissen sie seiner Ankunft mit Bangen entgegensehen ließ. Als Mensch, da hatten die Kleinen den regelmäßigen Gast herzlich gern und selbst der jüngste Familienproß erklärte ihn mit dem richtigen, den Kindern innewohnenden Instinkt für „pai“ und nur wenn der Arzt sich an dem Arsenal, welches die Mittel gegen Krankheiten in sich barg, zu schaffen machte, änderte er seine Ansicht.

Die alte, allezeit wahre, jeden Schein hassende Zeit war noch nicht daran gewöhnt, das Bittere zu versüßen, und jede Selbstüberwindung bereits in dem Kinde zu töten. Gerade diese sollte, wenn auch erst im Kleinen, in der Jugend großgezogen und ausgebildet werden; sie sollte das heranwachsende Geschlecht späterhin

befähigen, die Bitternisse, welche das Leben in seinem Schoße birgt, mit frischem, kräftigem Entschlusse zu überwinden, und selbst aus dem schwersten Kampfe als Sieger hervorzugehen. Welcher Arzt, welche Mutter dachte damals daran, den zu jener Zeit als Universalmittel geltenden Fischlebertran in gereinigtem Zustande oder gar in Kapseln den Kindern zu verabreichen. Wohl schmeckte die braune, widerliche Flüssigkeit ganz nichtswürdig, doch die Kinder, welche zu ihrem Genuße in bedeutender Quantität designiert waren, setzten eine Ehre darin, ihren gefüllten Löffel ohne Äußerung des Mißfallens kühnen Mutes herunterzuschlucken, und höchstens wurde es ihnen gestattet, ein Stückchen Schwarzbrot mit Salz darauf zu genießen. „Nicht mucken — und wenn es auch noch so bitter schmeckt!“ Das war die Parole jener Zeit, welche vielleicht gerade infolge des ihr unverkennbar anhaftenden Idealismus eine energische Widerstandskraft besaß, die unserer jüngeren, realistisch denkenden Generation mangelt.

Auch der Landarzt jener Zeit hatte so manchen bitteren Tranf leeren, hatte so manche ideale Hoffnung zu Grabe tragen müssen und es gehörte eine bedeutende Energie, sowie ein Herz voll Liebe dazu, um nicht zu ermatten. Ein Herz voll Liebe hatte er dem Volke, für welches zu wirken, dessen Wohl zu fördern er unternommen, entgegengebracht, doch meist fand die Saat, die er ausäte, keinen Boden, in dem sie Wurzel zu schlagen vermochte. Gerade die ärmere Klasse der Bevölkerung, die der Arbeit des Arztes am meisten bedurfte, trat seinen Bestrebungen nur mit Mißtrauen entgegen. Da hatte dann der Landarzt einen harten Kampf mit eingewurzeltten Vorurteilen und bösem Willen zu kämpfen. Waren doch damals all die verschiedenartigsten Charlatane, die alten Weiber, die selbst jetzt noch nicht völlig von dem Schauplatze verschwunden sind, überall tätig; standen doch die sympathetischen Mittel, die Besprechungen — von den unschädlichen Hausmittelchen und der Homöopathie ganz zu schweigen — selbst in den gebildeteren Kreisen in höchstem Ansehen, und die ungebildeteren griffen häufig genug zu den schädlichsten Mitteln. Wie häufig waren die Armen, die solchen Kurpfuschern in die Hände gefallen waren, und nun ein trauriges Andenken an die Kur ihr Leben lang mit sich herumtragen mußten.

Das Pfeifenöl, welches so manchem mit Ohrenschmerzen Behafteten in die Ohren gegossen worden war, das gestoßene Glas, welches gegen entzündete Augen als Heilmittel weite Verbreitung gefunden, und viele ähnliche Mittel lassen das Vorhandensein vieler Tauben und Blinden völlig erklärlich erscheinen.

Welchen Kampf hat da der Landarzt zu kämpfen gehabt, um nur einigermaßen festen Fuß zu fassen, und oft genug mag er schier den Mut verloren haben, wenn er sah, wie wenig er wirken konnte, wie oft mögen da Zweifel an dem eigenen Können in seinem Herzen aufgefliegen sein. Hatte er doch auch selbst mit erheblichen Schwierigkeiten zu kämpfen; war es doch schwer genug bei den mangelhaften Kommunikationsmitteln der damaligen Zeit, bei den bedeutenden Entfernungen, in welchen die Städte lagen, die nötigen Medikamente zu ergänzen. Wie unendlich selten war es einem Landarzte der damaligen Zeit vergönnt, mit einem Berufsgenossen in Verkehr zu treten, und im gegenseitigen Austausch der Meinungen Früchte zu sammeln, welche er verwerten konnte; wie schwer war es ihm gemacht, sich in seiner Wissenschaft weiter fortzubilden, da auch wissenschaftliche Quellen ihm schwer zugänglich waren. Und selbst das freundliche, anheimelnde Familienleben, wie es in den Edelhöfen und Pastoraten jener Zeit so köstliche Blüten trieb, kam in dem Hause des Landarztes nicht zur vollen Geltung, da es dem Hausvater unmöglich war, mit Sicherheit auf bestimmte Mußestunden zu rechnen.

Mögen diese Schattenseiten dem Leben des Landarztes auch teilweise noch heute anhaften, in jener guten alten Zeit traten sie weit schroffer und auffallender hervor. Da spricht es denn laut für den tüchtigen, resoluten Kern, der in den Landärzten jener Zeit steckte, die dank ihrer Fähigkeit, derartige Kraftnaturen hervorzubringen, vollauf den Namen der „guten alten“ verdient, daß diese nicht bitter wurden und die Flinte mutlos ins Korn warfen.

* * *

Wenn heutzutage das Streben, unsere Jugend möglichst früh selbständig zu machen, diese oft bereits im zarten Kindesalter aus

dem Elternhause losreißt, und dadurch, je nach der Individualität des einzelnen, mehr oder weniger den Familienzusammenhang lockert — so war das Bestreben jener guten alten Zeit mit allen Kräften darauf gerichtet, den Familienzusammenhang durch stetes Beisammensein immer mehr zu befestigen. Daher wurden auch die Kinder so lange als irgend möglich im Elternhause behalten, und wenn auch für viele die Stunde schlug, wo sie sich blutenden Herzens losreißen mußten, wenn so mancher Jüngling fort mußte, um sich für seinen künftigen Beruf vorzubereiten, wenn so manche Jungfrau an der Seite des Gatten sich ein eigenes Heim gründete — die Zahl derer war nicht gering, die bei Lebzeiten der Eltern, ja auch darüber hinaus, Bewohner des Hauses blieben, in welchem sie geboren, wo sie zu Jünglingen und Jungfrauen herangewachsen waren.

Auf den Gütern und Pastoraten blieb der herangewachsene Sohn häufig genug nach Beendigung seiner im Elternhause im kleinen Kreise genossenen Schulbildung, oder selbst nach Absolvierung seiner Studien auf einer Hochschule, zu Hause, um den alternden Vater, der das Bedürfnis fühlte, sich zur Ruhe zu setzen, in der Wirtschaft, in seinem Amte zu unterstützen, und selbst wenn der Sohn eine eigene Familie gründete, — die alte Heimat war geräumig oder dehnbar genug, um mehreren Familien Unterkommen zu gewähren, die dann doch nur eine einzige Familie bildeten, deren unbestrittenes Haupt der Vater war, und ebenso unbestritten leitete die Mutter die gemeinsame Wirtschaft. Der patriarchalische Sinn, der Geist pietätvoller Achtung und Liebe hatte viel zu festen Fuß in den Häusern unserer Heimat gefaßt, war mit den Anschauungen der damaligen Zeit viel zu innig verschmolzen, als daß Kompetenzkonflikte zwischen Schwiegermutter und Schwiegertochter, die ja bisweilen nicht ausbleiben konnten, mehr als vorübergehend den Frieden des Hauses zu stören vermocht hätten.

Doch auch so mancher der Söhne blieb unverheiratet: die ein sicheres Brot bietenden Berufsarten waren noch nicht so vielfach gegliedert wie heutzutage, da blieb der unverehelichte Sohn denn ruhig im Elternhause, welches nach der damaligen Auffassung stets seine Heimat war und blieb. Und was von diesem galt, das hatte natur-

gemäß auch für die unverheiratet gebliebene Tochter des Hauses volle Geltung. Weder bot sich ihr zu jener Zeit irgendwie Gelegenheit, sich eine selbständige Stellung zu schaffen, noch fühlte sie das Bedürfnis dazu; sie fühlte sich völlig befriedigt, wenn sie nach Möglichkeit sich bestrebte, die Liebe, welche die Eltern ihr erwiesen, zu vergelten, und die Dankbarkeit, welche in ihrem Herzen lebte, durch die Tat zu beweisen.

Aus diesen unverheirateten Mitgliedern der Familie, die meist im Elternhause blieben, selbst wenn Vater und Mutter aus dem Leben geschieden, denen dann ganz selbstverständlich das Haus des nun das Erbe des Vaters antretenden verheirateten Bruders ein schützendes Obdach, eine bleibende Heimat bot, rekrutierte sich die damals noch zahlreich vertretene Klasse der „Famili onkel“ und der „Famili tante n“. In jener Zeit, von welcher wir sprechen, gab es wohl kaum ein einziges Haus, in welchem nicht ein solcher „Familienonkel“, eine solche „Famili tante“ wirkte und sich nützlich machte. Der Gedanke, „andern zur Last zu fallen“, lag dem „Familienonkel“ wie der „Famili tante“ selbst, sowie den Familienangehörigen, bei welchen sie lebten, völlig fern. Waren sie doch alle, und mochten es noch so viele sein, Mitglieder einer Familie, und dieses eine, damals weit bedeutsamere Wort war der Inbegriff einer ganzen Reihe von unveräußerlichen Rechten und Pflichten, welche streng abzuwägen und abzugrenzen der guten alten Zeit, in der die realen Interessen sich noch nicht alles beherrschend in den Vordergrund drängten, durchaus fern lag.

Der Kreis der Pflichten, welche die nicht rechnende Liebe der damaligen Zeit als ihren Wirkungskreis betrachtete, erstreckte sich aber auch über die Familie hinaus. Wahrlich, der Vorwurf der Engherzigkeit, welche die Pflichten scharf nach den Rechten abwägt, kann der guten alten Zeit auf keinen Fall gemacht werden. Gab es doch auch der Fälle nicht wenige, in welchen der „Familienonkel“ oder die „Famili tante“ nicht durch die Bande der Verwandtschaft mit dem Hause verknüpft war, wo nur gegenseitige treue Anhänglichkeit, inniges, langjähriges Interesse und Achtung beide Teile fest miteinander verbunden hatten; wo ein ursprünglich fremdes Haus dem

alleinstehenden Junggesellen, der befreundeten alten Jungfer die gastlichen Pforten geöffnet, wo diese nun als vollberechtigte Familienglieder die Liebe fanden, welche ihnen sonst versagt geblieben.

Damals, wo Herz und Gemüt noch höher im Kurse standen, als heutzutage, da war die „Familientante“, welche, ohne jegliche Prätension, als verstände sich solches ganz von selbst, erfüllte, was sie erfüllen sollte in ihrem Bereich, durchaus kein Gegenstand des Mitleids für andere, kein überflüssiges Anhängsel, als welches sie den auf ihre Selbständigkeit und Unabhängigkeit so stolzen heutigen „Berufsjungfrauen“ erscheint, sondern ihre einem innigen Herzensbedürfnisse entspringende Tätigkeit sicherte ihr im Hause bei ihren Angehörigen, wie bei den Diensthöten, bei alt und jung die höchste Achtung, und den meisten gelang es, in den Herzen ihrer Umgebung das Gefühl anhänglicher Liebe zu erwecken. Sie hatte sich diese, sowie das Recht, ein gewichtiges Wort in allen Familienangelegenheiten mitzureden, durch die selbstlos dienende Liebe erworben, welche ihre Tätigkeit innerhalb des Hauses charakterisierte. In Küche und Keller die unentbehrliche, rastlos tätige, treue Gehilfin der Hausfrau, der stets hilfsbereite, vermittelnde und tröstende Engel in der Kinderstube, fand sie in der Liebe, welche ihr entgegengebracht wurde, den schönsten Lohn.

Damals war die Benennung: „die alte Tante“ durchaus nicht mit der popanzartigen Nebenbedeutung verknüpft, welche ihr heute häufig genug anhaftet. Die „Familientante“ war damals ein Schmuck- und Ehrenname, auf welchen die also Bezeichnete mit vollem Rechte stolz zu sein vermochte. Der Blick unserer älteren Leser, der in die Vergangenheit zurückschweift, verweilt gewiß mit Liebe auf dem Bilde der Familientante, wie sie ihm aus dem Rahmen des Elternhauses entgegentritt, auf der bereits etwas gebeugten, einfach, ja vielleicht altväterisch gekleideten Gestalt, auf dem freundlichen Gesichte, das stille Zufriedenheit und ein glückliches Lächeln verjüngt und verklärt, auf den lieben, rastlos tätigen Händen. Und das Auge ruht dann wohl auch auf dem riesigen Pompadour, dessen Inhalt stets das Staunen der Kinderschar hervorrief, und ohne welchen eine echte, rechte Familientante der alten guten Zeit nicht denkbar ist, der sie

auf Schritt und Tritt begleitete. Welche Fülle der verschiedenartigsten Schätze barg dieses Arsenal für alle Wechselfälle des Lebens. Da fanden sich die verschiedenfarbigen Wollen- und Twiſtknäulchen neben den glänzenden Seidenſitzchen, da ruhten die Schlüssel von jeder Größe, dort verschwanden in der bodenloſen Tiefe all die farbigen Seiden-, Wollen- und Stattunlappchen, welche die Tante mit rastloſem Eifer ſammelte und aus denen dann ſpäterhin die bunten „Flückerdecken“ entſtanden, die ſo warm hielten und unter denen es ſich ſo süß träumen ließ. Da ruhten auch die klappernden Nadelbüchſchen und das zeitweilig feiernde Strickzeug, die bunten Glasfugeln, die zum Stopfen der Strümpfe gebraucht wurden, das getrocknete Lavendelſträußchen, die meiſt ziemlich dürftig gefüllte und doch ſtets zu jeglicher Hilfe bereite gehäkelt Geldbörſe, und außerdem ſo mancher Leckerbiſſen für die wirklichen, wie für die Adoptivneffen und Nichten: Obſt der verſchiedenſten Art, Wall- und Hafelnüſſe, Rosinen und Korinthen, Mandeln und Kuchen, und das Ziel ſo mancher ſehnsuchtsvollen Wünſche, die in jenen einfachen Zeiten ſo hochberühmte Schmeemannſche Schokolade aus Mitau. Armer Pompadour, der du damals dem ſegenſpendenden Füllhorn der Jungfrau aus der Fremde glichſt, die Zeit iſt mit rauhem Tritte über dich fortgeſchritten, und du lebeſt nur noch in der dankbaren Erinnerung der Kinder jener Zeit fort.

Und wenn dann die Augen der guten Alten ſchwächer und ſchwächer wurden, dann kam die Zeit, wo ein bereits in die Geheimniſſe der Leſekunſt eingeweihtes Mitglied der Kinderſchar den Zoll der ſchuldigen Dankbarkeit zum Teil abzutragen vermochte, und der andächtig Lauſchenden ein Kapitel aus der Bibel, ein Gebet oder ein Lied aus dem Gefangbuche vorlas. Wenn aber einer ihrer Lieblinge, an welchen die Familientante mit der ſorgenden Liebe einer zweiten Mutter hing, erkrankte, dann war ſie es, welche mit nimmer müder Aufopferung an dem Krankenlager wachte und mit der Mutter ſich in die Pflege und in die Nachtwachen teilte. Hatte aber eine anſteckende Krankheit ein Kind ergriffen, hatte dann, wie es damals noch häufig genug geſchah, ein Nachbarhaus den nicht erkrankten Kindern gäſtlich ein Unterkommen gewährt, um ſie der Gefahr der Anſteckung

zu entrücken, so war es die Familientante, welche diese begleitete und hier mit liebevoller Treue Mutterstelle an ihnen vertrat, oder, falls zu Hause ihre Hilfe nicht entbehrt werden konnte, dann fand die Schar der fremden Kleinen an ihrem Zufluchtsorte wohl auch eine andere Familientante, welche mit Liebe ihrer sich annahm, und deren Pflege die Eltern sie ruhig überlassen konnten. Ja, das Leben der Familientante, auf welche so manche auf eigenen Füßen stehende Berufsleute der Jetztzeit mitleidig herabschaut, war reich an Liebe und an dem bescheidenen, selbstlosen Glücke, welches sie aus dieser schöpfte. Nicht für sich, nur für andere lebend, verdient es dieses so häufig verkannte und bemitleidete Familienmitglied, deren stille Freuden die heutige egoistische Welt nicht zu begreifen vermag, daß sie in der dankbaren Erinnerung weiter fortlebe, daß die Liebe, welche sie mit voller Hand aus säete, ihre Früchte trage.

Auch der „Famili onkel“ erstreckte seine Wirksamkeit, soweit er solches vermochte, soweit ihm die rastlose Tätigkeit der Hausfrau und der Familientante noch freies Feld gelassen, auf das Haus und auf die Kinder. Wenn er einmal selbst eine klassische Bildung genossen, so war meist er es, welcher die heranwachsende männliche Jugend die ersten Schritte in das Reich der höheren Bildung tun ließ, bei welchem sie ihre ersten lateinischen Vokabeln lernte. Wieviel er als Pädagog und Lehrer leistete, wir wollen es nicht weiter untersuchen, das jedoch wissen wir, daß es Lehrer sowohl als Schüler so manchen bitteren Schweißtropfen gekostet, und das sonst innige Verhältnis zwischen beiden oft genug ernstlich getrübt erschien. Eine weit nachhaltigere Wirkung übte jedoch „der alte Onkel“ in anderer Beziehung auf die Schar der Nissen und Nichten. Er, welchem der Mußestunden gar manche zu Gebote standen, hatte als Autodidakt so manche Kunstfertigkeit sich angeeignet. Da hing über seinem Bette an dem verblichenen blauen Seidenbände das Lieblingsinstrument des ein wenig zur Sentimentalität neigenden alternden Mannes, die Gitarre, welche die pietätlose Neuzeit mit dem Spottnamen „Wimmerholz“ bezeichnet, und mit angehaltenem Atem lauschten die Kinder, wenn er, sich selbst begleitend, mit leiser Stimme, aus welcher ein Ton wehmutsvoller Erinnerung an alte, längst vergangene

Zeiten hindurchtönte: „Mnchen von Tharau ist's, die mir gefällt“ oder „Wir hatten gebauet“ anstimmte. Allmählich stimmten sie selbst in die gesungenen Lieder mit ein, und lernten derart eine bedeutende Anzahl herrlicher Volkslieder kennen und lieben.

Doch noch größer war der Familienonkel in praktischen Arbeiten, in deren Ausführung er sich eine ganz bedeutende Geschicklichkeit angeeignet hatte. Häufig genug war er Drechsler und Buchbinder, und gerade die Papparbeiten waren seine größte Liebhaberei. Hauptfächlich in der Zeit vor Weihnachten, oder wenn ein Geburtstag vor der Tür stand, entwickelte sich in seinem Stübchen ein reges Arbeitsleben unter dem Schleier des tiefsten Geheimnisses. Unter seiner Beihilfe fertigten die noch ungeschickten Kinderfinger der Sachen gar mancherlei: Buchzeichen und Sterne zum Aufwickeln von Garnknäulchen und andere derartige Kunstwerke, welche selbstverständlich als Gegenstände der Überraschung ihren Zweck vollständig erfüllten und bei welchen der gute Wille jedenfalls das beste war. Unter des Onkels kunstfertigen Meisterhänden jedoch, da entstanden eine Menge der verschiedenartigsten Dinge, wie sie den Bedürfnissen der damaligen Zeit angemessen waren. Das viel Geduld, viel Mühe und Arbeit erfordernde, in zahlreiche Stagen und Fächer geteilte Perlenkästchen, in welchem kleine geschlossene oder auch deckellose Tönchen zur Aufnahme der verschiedenfarbigen gröberen und feineren Perlen bestimmt waren, die in mancherlei künstlichen Formen sich präsentierenden Näh- und Strickkörbchen, der runde oder auch vielkantige Pappbehälter, in welchem der Stricknäuel eingeschlossen am Gürtel hing, und welcher derart auch das Stricken im Gehen ermöglichte, der mit einem Polster versehene, aus einem künstlichen Gehäuse, in welchem eine Bleiplatte oder bisweilen auch nur ein Ziegelstein lag, gebildete Nähstein, die verschiedenartigsten Pennale für Strick-, Häkel- und Tambournadeln, sowie für die von ihm eigenhändig geschnittenen und angespitzten Blei- und Gänsefedern, sowie die sauber gehefteten Schreibhefte für die Jugend, die Wandkörbe, die Schmutzkästchen und viele andere derartige Kunstwerke verdankten dem Familienonkel ihre Entstehung.

Wenn er nun auch sich im Hause, im Garten und bei den Feldarbeiten nach Möglichkeit nützlich zu machen suchte, wenn Hausherr

und Hausfrau ihm auch zu so manchem Danke verpflichtet waren, wenn auch in seiner Brust ein Herz voll Liebe schlug und er mit anhänglicher Treue an dem Hause hing, in welchem er Aufnahme gefunden, — der Grad der selbstverleugnenden Opferwilligkeit, die bescheidene Anspruchslosigkeit, die stete Zufriedenheit der Familiantante fehlte doch teilweise dem Repräsentanten des männlichen Egoismus. Der Familienonkel war häufig genug ein wenig Hypochonder und stellte daher bisweilen Ansprüche, welche beim besten Willen nicht zu erfüllen waren, und besonders die Speisefrage gab Gelegenheit zu erregten Disputen mit der Köchin. Doch gerade diese Hypochondrie, welche bisweilen kleine Wolken am Horizonte des häuslichen Friedens aufsteigen ließ, wurde in vielen Fällen der Grund, daß der Familienonkel die Grenzen seiner Tätigkeit weiter ausdehnte und sein gutes Herz auch Fremden gegenüber zu betätigen vermochte.

Es war die Zeit, wo Hahnemanns Homöopathie eine bedeutende Zahl von Anhängern zählte, und zu den begeistertsten gehörte meist der Familienonkel. Und als getreuer Apostel der neuen Lehre ruhte er nicht eher, als bis er sich eine Zahl gläubiger Patienten geschaffen, welche sich Hilfe suchend an ihn wandten. Verabfolgte er doch die von ihm verordneten Medikamente in flüssigem Zustande und in der Gestalt von Streukügelchen ohne irgendwelche Entschädigung, und dieser Umstand übte eine bedeutende Anziehungskraft auf die umwohnende Landbevölkerung aus. Wie häufig wurde da der Tribut des Dankes in Beeren, Nüssen oder Eiern entrichtet. Doch auch so manche traurige Erfahrung mußte der fanatische Anhänger des Meisters Hahnemann machen. Da erschien einst bei einem solchen ein Bauerweibchen, das geleerte Fläschchen und einen mit Eiern gefüllten Strumpf als Beweis der glücklich beendeten Kur überbringend. Doch welches Entsetzen erfaßte den strengen Homöopathen, als er auf sein Befragen erfuhr, die in dem Fläschchen enthaltene Flüssigkeit habe durchaus keine Wirkung gehabt, erst der Genuß „der Wurzel“ — des zufällig in dem Fläschchen zurückgebliebenen Korkens — habe das Übel von Grund aus gehoben. Das unverdiente Honorar, die wohlgezählten 17 Eier, welche ein Strumpf stets enthielt, fielen als

Opfer des stark erschütterten ärztlichen Selbstbewußtseins, und endeten an der Tür, welche die entsetzte Spenderin schleunig zwischen sich und den erzürnten Askulap gebracht hatte. — Paßt auch das Bild, welches wir von dem Familienonkel der guten alten Zeit zu entwerfen versuchten, nicht auf die ganze Spezies, gab es da auch Männer von durabler Gesundheit, welche es als ihre Hauptaufgabe betrachteten, täglich ein möglichst großes Quantum Tabak zu konsumieren, — die Stellung, die sie zum Hause und zu dessen Bewohnern einnahmen, wurde durch ihre Liebhabereien nicht geändert, und sie alle hingen an sämtlichen Hausgenossen, hauptsächlich an den Kindern, mit treuer Liebe.

Die Anforderungen der neueren Zeit, welche jedermann dazu zwingt, irgendeinen selbständigen Beruf zu ergreifen, haben die „Familiendanten“ und „Familienonkel“ hinweggespült, doch in der alten guten Zeit, da waren sie ein charakteristisches Merkmal baltischen Sinnes und baltischen Lebens. Noch! : ihnen auch einzelne Schwächen anhaften, eines sichert ihnen bei denen, welche jene Zeit noch miterlebt, ein dankbares Angedenken, — das war die Liebe, welche in ihren Herzen lebendig war und sich in ihrer Umgebung betätigte.

* * *

Wenn heutzutage das Stilleben fast überall zur Mythe geworden und einem geschäftigen Hasten und Jagen hat Platz machen müssen, wenn das Streben der heutigen Erziehung, den praktischen Sinn, bereits im Kinde auszubilden, diesem nur selten ein Stündchen stiller Muße schenkt, wo es den Flug seiner Phantasie und ihre Gestaltungs-gabe zu üben vermag; wenn pädagogischer Eifer all die Bildungsmittel der alten Zeit, die Bücher, die damals das Entzücken der Kinderwelt ausmachten und dieser einen Einblick in eine ideale Welt gewährten, in die Kumpelkammer geworfen und mit Bann und Interdikt belegt hat; wenn unsere heutigen Kinder bereits früh nüchtern und profaisch verständig werden sollen, — damals in der guten alten Zeit, da durfte ein jedes Kind noch in kindlicher Begeistung die Töne, die in seiner Seele angeschlagen, voll ausklingen

lassen, eine Welt der Phantasie in sich ausbauen, und diese späterhin in das praktische Leben mit hinübernehmen.

Wenn nun in den Kinderspielen sich am getreuesten und reinsten die charakteristische Eigentümlichkeit einer Zeitperiode widerspiegelt, so müssen wir, um das Treiben der Kleinen völlig zu verstehen, die Einwirkung in Betracht ziehen, welche die Lektüre darauf geübt. Was damals der Kinderwelt geboten wurde, hat, gerade weil es meist ohne pädagogische Präntensionen auftrat, in ihrem Herzen tiefe Wurzeln geschlagen, ja erweckt noch heute ein sympathisches Echo in den Herzen der älteren Generation, während einzelne moralisierende Erzeugnisse der damaligen Literatur nur vorübergehend sich zu behaupten vermochten.

Die Kinderwelt hat einen feinen Instinkt; der lehrhafte, moralisierende Ton, der aus einem Buche ihr entgegentritt, wird sie nie angenehm berühren, und seinen Zweck völlig verfehlen. Amalie Schoppe und Franz Hoffmann haben mit ihren moralischen Erzählungen diese Erfahrung machen müssen, trotz ihrer trefflichen Absicht; sie erzielten gerade das Gegenteil von dem, was sie bezweckt hatten. Sie haben so manchen lockeren Vogel Streiche kennen gelehrt, an die er früher nie gedacht; sie haben ihm die Klippen gezeigt, an denen der Held der Erzählung bei seinen Unternehmungen scheiterte, und den Gedanken in ihm wachgerufen, es schlauer anzufangen, um nicht gefaßt zu werden, und häufig genug ging ein solcher auf Grund der moralischen Erzählungen in Szene gesetzter Streich über den Rahmen des Spiels hinaus.

Tiefere Wurzeln haben aber zum Glück jene wohlgemeinten Produkte auch damals nicht zu fassen vermocht; sie sind der Vergessenheit anheimgefallen. Andere Bücher aber leben noch, trotz aller berufsmäßigen Pädagogen, lebendig in so manchem Herzen fort und wenn sie genannt werden, steigt auch in der Seele der älteren Generation die Erinnerung an die frohen Spiele der Kindheit wieder auf.

Da war zuerst ein altes, unscheinbares Büchlein, dessen Aussehen von fleißigem Gebrauch deutlich Zeugnis ablegte, der erste Freund des kleinen Weltbürgers, der nicht müde wurde, die tausendmal geschauten Holzschnitte immer und immer wieder zu betrachten und

die darunter gedruckten Verse sich vorlesen zu lassen: „Spekters Fabeln“¹⁾. — Wie verständnisvoll mußte es sich der kindlichen Anschauungsweise anzuschmiegen und weckte gleichsam spielend die Liebe zur Natur und zur Tierwelt. Alles, was in der Natur lebte und webte, wurde dem Verständnis des Kindes näher gebracht, und so manche in diesem Büchlein dargestellte Szene aus dem Leben des Tierreiches wurde in der Kinderstube dargestellt. „Der Hahn in seiner Tenne“, der so hell und freudig sein „Kikeriki!“ erschallen läßt, „Der Bettelmann im kohlschwarzen Röcklein“, kurz fast eine jede dieser Fabeln wurde der Darstellung würdig gehalten.

Welche Freude aber machte es den Kindern der damaligen Zeit, wenn diese Fabeln eine bedeutende Erweiterung erfuhren und unter dem Weihnachtsbaum der Grimmsche Märchenbuch lag, der jene Wunderwelt, in die das Kind bereits hier und da einen flüchtigen Blick hatte hineintun dürfen, voll erschloß. Wie lebendig wurde es da allüberall! Und auch das Auge der Erwachsenen tauchte mit innigem Vergnügen hinein in diese bunte Märchenwelt, welche die heutige nüchterne, kalte Zeit nicht mehr zu würdigen weiß, weil sie die Kindlichkeit verloren. Möge sie sich die Worte Jacob Grimms ins Gedächtnis zurückerufen. „Ihr nennt sie Ammenmärchen! Ihr habt Recht! Die Amme sind sie gewesen des Volksgeistes und werden es immerdar bleiben!“ Da mußte denn das alte Tantchen gar oft die böse Hexe in „Hänsel und Gretel“ darstellen, oder gar den bösen Wolf agieren, der Rotkäppchen verschlingt. Wenn aber das Personal zusammenzubringen war, dann trat auch Schneewittchen mit den sieben Zwergen in ihre Rechte, kurz die Kinderwelt begnügte sich nicht, all die schönen Märlein an ihrem geistigen Auge vorüberziehen zu lassen, sie lebte mitten darin und Alt und Jung hatte seine Freude daran, unbefangen und kindlich.

Doch nicht allein die deutsche Märchenwelt erschloß sich dem Auge der Kinder; waren doch neben den Grimmschen die Andersen'schen Märchen die Lieblingslektüre des damaligen Geschlechts und man brauchte nur vor den Nippeschrank, der da an der Saalwand stand, zu treten, um hinter seinen Scheiben so manche liebe

¹⁾ Erschienen zuerst Hamb. 1833—37.

bekannte Gestalt zu erblicken: Da stand der alte Chinese, der so bedächtigt mit dem Kopfe nickte, wenn die Kinder ihn fragten, ob er mit ihnen spielen wolle, dort trauerten, durch ein feindliches Geschick voneinander getrennt, der junge Schornsteinfeger und die kleine, niedliche Schäferin.

Und dann folgten die Heldensagen, welche ihnen sangen und sagten von hochgemuten Helden, von großer Kühnheit, von Abenteuern und Kämpfen mancherlei Art. Köhns „Goldenes Heldenbuch“ wurde die Lieblingslektüre der heranwachsenden Jugend. Da wurde denn die Kunstfertigkeit des Familienonkels auf gar harte Proben gestellt; glänzende Rüstungen, leuchtende Helme, funkelnde Schwerter, gleich Wieland dem Schmied, hatte er in großer Anzahl zu fertigen, und die ungeduldige Jugend wich nicht von seiner Seite. Konnte sie doch den Augenblick nicht erwarten, wo sie wohlgerüstet ausziehen würde, um ihren ritterlichen Sinn zu betätigen. Und die Schwestern und Kusinen, die Töchter des Nachbarn spielten auch eine hervorragende Rolle dabei. Was auch nur Spiel, ein tieferer Sinn lag ihm doch zugrunde, und die ritterliche Galanterie, welche meist auch noch heutzutage der älteren Generation eigen, ist damals in diesen Spielen großgezogen worden.

Auch die Volksbücher von Schwab boten der jugendlichen Phantasie der Nahrung gar viel. Die vier Haimonskinder mit ihrem Rosse „Bayard“, Genovefa, die provençalischen Sagen lieferten manchen prächtigen Stoff, der sich so herrlich verwerten ließ; doch bisweilen wurde auch das phantastische Ritter- und Redenspiel beiseite gelegt und der naturwüchsige, schalkhafte Humor, an dem die Volksbücher so reich sind, trat in Geltung. Gar manchen Stoff zu prächtigen Spielen, zu heiteren Scherzen gab die Geschichte der Schilddürger, Lill Eulenspiegels Streiche, der Zug der sieben Schwaben u. a. und hinderte die Jugend daran, einseitig zu werden.

Doch nicht allein die Fabel- und Märchenwelt, nicht nur die mit der Geschichte in engem Zusammenhange stehenden Sagen und das romantische Mittelalter bildeten den Mittelpunkt, um den das Denken der Jugend jener Zeit sich grupperte — der Robinson eröffnete ein neues, ergiebiges Feld, und erschien geeignet, ihren

Horizont bedeutend zu erweitern. Das Fremdartige erschien besonders angetan, die Phantasie der jungen Generation mit mannigfaltigen, stets wechselnden neuen Bildern zu erfüllen und den Wissensdurst zu erwecken. Der Siegfried oder Dietrich von gestern, der noch soeben mit dem Lindwurm siegreich gestritten, wandelte sich der Abwechslung halber in den schiffbrüchigen Matrosen; die treuen Genossen in grell bemalte feindliche Wilde. All die Nachahmungen, die der Robinson in bedeutender Zahl hervorrief, bildeten das Entzücken der Jugend und eigneten sich trefflich dazu, den trockenen geographischen Unterricht, wie er damals erteilt wurde, zu ergänzen.

Die nachhaltigste Wirkung haben aber wohl die C o o p e r'schen Erzählungen, die sämtlich für die Jugend bearbeitet wurden, hervorgerufen, und eine geradezu fanatische Begeisterung für die fremde Welt, in die sie einen Blick hineintun ließen, in den Herzen von Groß und Klein wachgerufen. Die glänzenden Rüstungen, das früher so hoch gehaltene Schwert ruhten untätig in der Bodenkammer: „Die lange Büchse“, „Wildtöter“ und „Pfadfinder“ irrten durch das Dickicht des Waldes, begleitet von dem „letzten Mohikaner“, dem edlen „Chingachgock“ und dessen unglücklichem Sohne „Unkas“ und schlugen sich wacker mit dem tüchtigen „Magua“ und dessen Genossen herum. So manches stille Plätzchen im Waldesdickicht, so manche dichtbewachsene Insel schien von der Natur wie eigens zu solchen Spielen geschaffen. Und auch die Mädchen beteiligten sich gern an diesen Spielen, die Eltern aber begünstigten das phantastische Treiben der Kinder, schwärmten sie doch selbst für die Cooperschen Indianergeschichten, die eine kluge, kalte Kritik heutzutage zum größten Teil in die Kumpelkammer geworfen, die nur in der dankbaren Erinnerung der älteren Generation fortleben, der sie so manchen frohen und glücklichen Augenblick bereitet.

Was aber Cooper und dessen Nachahmer für die Sitten- und Völkerkunde, das wurde Walter Scott für die Geschichte. Seine reiz- und poesievollen Erzählungen, heutzutage fast völlig vergessen, weckten den historischen Sinn der Jugend. Letztere war noch flammender Begeisterung fähig; naserümpfende Kritik, wie sie heute bereits unreife Tertianer zu üben unternehmen, war jener Zeit noch

völlig fremd. Da hatten denn die „Kavaliere und die Rundköpfe“ so manchen harten Strauß miteinander auszufechten, und aus dem Spiele wurde oft genug bitterer Ernst. Feuriger und kerniger war auch die Jugend der damaligen Zeit, von kühl abwägender Überlegung wußte sie wenig, und es war ihr nicht gegeben, neutral zu bleiben; wo die Geschichte ihr sich bitter befehdende Parteien vorführte, da mußte sie auch mit ganzer Seele Partei ergreifen. In einer jeden Schule, unter den Schülern jeden Alters gab es, je nach dem Standpunkte ihrer Bildung, einander anfänglich nur im Spiel feindselig gegenüberstehende Gruppen, die aber auch oft genug ernstlich einander in die Haare gerieten. Hier in den engen Klassen wurden aufs neue all die erbitterten Kämpfe ausgefochten, die einst die Länder in ihren Grundfesten erschütterten. Da gab es Griechen und Trojaner, Spartaner und Athener, Römer und Karthager, Guelfen und Gibellinen, Ritter und Städter, wenn auch der Ausgang der Fehde häufig genug geeignet erschien, die historischen Fakta völlig auf den Kopf zu stellen. Doch das kümmerte die begeisterte Schar wenig, lag ihr doch weit mehr daran, ihre subjektive Ansicht offen zu bekunden.

Einen reichen Schatz köstlicher Erinnerungen aber rettete der die Schule Verlassende mit hinüber in das Mannesalter. Möge das positive Wissen unserer heutigen Jugend ein reichhaltigeres sein, der Schwung der Begeisterung, die volle Hingabe an den einmal erfaßten Stoff, wie sie von klein auf den Kindern der „guten, alten“ Zeit eigen war, fehlt denen der Jetztzeit. Jenen aber war es gegönnt, einen Blick hineinzutun in eine Welt der Phantasie, welche dem nüchternen heutigen Geschlechte ein verschlossenes Paradies bleibt.

* * *

Wer sich liebevoll der guten alten Zeit erinnert und sie pietätvoll in der Erinnerung an seiner Seele vorüberziehen läßt, vor dessen Auge taucht gewiß ein gutes altes Gesicht voll unzähliger Runzeln auf, eingerahmt von grauen, glattgeschheitelten Haaren, oder von einem weißen oder bunten Tuche. Schön ist dieses Gesicht durchaus

nicht, die Züge sind grob und plump, und hohe Intelligenz ist in ihnen nicht ausgeprägt, doch ein Hauch stillen Seelenfriedens ruht darauf, Treue und ehrlicher Wieder Sinn spricht aus diesem Antlitz, welches untrennbar mit den Erinnerungen an die früheste Kindheit verknüpft ist und uns freundlich wie ein Gruß aus alter, lieber Zeit entgegenlächelt.

Die alte Wärterin ist es, welche bereits den Vater oder die Mutter, die älteren Geschwister auf ihren Armen getragen, an deren Hand diese die ersten schwachen Gehversuche gemacht, und welche nun den Kindern, bisweilen schon in der dritten Generation, die altgewohnten Liebesdienste mit gleicher Aufopferungsfähigkeit und Treue erweist, wenn auch die Arme kaum mehr die Kraft haben, die anvertrauten kleinen Wesen zu schaukeln, und das alte, erprobte Wiegenlied seine früher so bewährte Kraft eingebüßt hat. Ja, damals, in jener Zeit, welche für die gute Alte wie für uns selbst unvergeßlich geblieben, da war sie wohl noch rüstig genug, uns in den grotesksten Stellungen die Tänze ihrer Jugend vor Augen zu führen, uns den Latschu-, Kruppu- und Wehschudanzis, diese früheren national-lettischen Tänze, aus eigener Anschauung kennen zu lehren. Und jubelnd stimmte der sangeskundige kleine Weltbürger mit ein, wenn die Tänzerin das Liedchen dazu anstimmte: „Tudalin, tagadin, pastalneeki danzo, zits ar wisahm, zits ar jekkeh, zits ar' bassahm kahjahm!“ und ebenso tief hat sich den Kindern jener guten alten Zeit das zur Beruhigung sonst unermüdblicher Schreihälse dienende Liedchen eingeprägt, welches das Schicksal eines knarrenden Fuhrwerkes besingt: „Tschiku-tschiku! — grabbu — grabbu! — zellawihra raggu-tin; — notschihksteja, nograbbeja, — pallik' zella mallina!“

Und ein ähnliches, auf gegenseitige Zuneigung und Liebe basiertes Verhältnis der Kinder hatte sich, wenn auch vielleicht weniger offen zur Schau getragen, zu fast sämtlichen Diensthöfen herausgebildet. War doch damals durchaus keine so scharfe Scheidewand zwischen der Herrschaft und der Dienerschaft errichtet, brauchte doch das Verhältnis von Ober- und Unterordnung durchaus nicht besonders betont zu werden, das hatte auf beiden Seiten im Bewußtsein derartig feste Wurzeln geschlagen, daß es völlig überflüssig erschien, es noch äußerlich scharf zu markieren.

Die meisten der Dienstboten jener guten alten Zeit hatten noch die Zeiten der Unfreiheit erlebt, sie waren damals schon als Dienende in das Hauswesen des Gutsherrn aufgenommen worden, und nach ihrer Freilassung dafelbst in ihrer bisherigen Funktion verblieben, und ob ihnen auch das Recht zustand, zu gehen und sich anderweitig zu verdingen — sie hatten unter Tränen gebeten, sie nicht zu verstoßen, sie auf ihrem alten Posten zu belassen. „Du bist ja doch unser Vater!“ Dieses oft gehörte Wort charakterisierte die Stellung, welche die Dienerschaft der guten alten Zeit zum Herrn einnahm. War auch das Band, welches die übrige Bauerschaft mit diesem verknüpfte, ein lockeres geworden, die Mitglieder derselben, welche in seinem Hause, in seiner nächsten Umgebung weilten, fühlten sich mit der gesamten gutsherrlichen Familie, — ob alt oder jung — ob groß oder klein — aufs innigste verwachsen und dachten an keine Trennung; fühlten sie doch selbst sich nicht ganz sicher, ob sie instande sein würden, fest auf eigenen Füßen zu stehen; im Schatten aber, unter dem Dache des Gutshofes, da fühlten sie sich völlig gesichert gegen alle Stürme des Lebens; mußte doch der Herr, unter dessen Befehlen sie standen, es am besten wissen, was ihnen frommte.

Dieses Gefühl der Unselbstständigkeit zunächst, das Bedürfnis, sich als dienendes Glied an ein Ganzes zu schließen, wo man selbst nicht die Kraft in sich fühlte „ein Ganzes zu werden“, und die daraus sich allmählich naturgemäß herausbildende treue Anhänglichkeit hatte zur Folge, daß die Dienstboten der guten alten Zeit, meist in reiferen Jahren stehend, bereits Jahrzehnte lang im Dienste des Hauses standen. Da waren solche, die über fünfzig Jahre lang Freude und Leid mit dem Hause getragen hatten, in welchem sie als Kinder aufgenommen, aufgewachsen waren und ihren nunmehrigen Herrn auf den Armen getragen hatten, wie sie jetzt dessen Kinder pflegten und hegten, für sie Stedenpferde schnitten, oder die so beliebten Flöten aus Weidenrinde verfertigten, und die Vertrauten ihrer kleinen Leiden und Freuden waren. Da kam es denn oft genug vor, daß ein solcher Dienstbote seinen Herrn, wie er früher gewohnt gewesen, mit dem vertraulichen „Du“ anredete, ohne daran zu denken, daß solche Anrede irgendwie unziemlich sein könnte. Konnte doch so mancher

Graukopf, auf dessen breitem Rücken früher „sein Kundsinn“ umhergeritten, sich nicht darin finden, daß dieser zum „Saunskungs“ emporwuchs und nun gar als „Kungs“ vollberechtigt sei, ihm Befehle zu erteilen. Für so manche alte Wärterin blieb ihre einstige Pflegebefohlene stets „mana preilena!“, selbst wenn deren Kinder bereits auf dieselbe Anrede Anspruch machen konnten. Wie bitterliche Tränen vergoß der biedere Thomas, ein Gste von Geburt, welcher mit seinem Gefährten Wanka, der alten Großmutter als Aussteuergut mitgegeben war, als sie nach Lettland hin verheiratet wurde und der nun alt und gebrechlich mit Strümpfestricken sich beschäftigte, als sein kleiner Herr zum Predigtamtskandidaten herangewachsen, seine erste Predigt hielt. „Nun ist mein Jungherrchen groß und Thomas ist vor ihm ganz klein!“

Die lange Dienstzeit der Diensthoten brachte es freilich mit sich, daß diese im Gefühle ihres Besserwissens und ihrer Meinung nach, im Interesse ihrer Herrschaft sich deren Anordnungen strikt widersetzen, daß es manches liebe Mal harter Kämpfe und der Aufbietung der gesamten Autorität, sowie der Anwendung der damals noch zu Recht bestehenden Hauszucht bedurfte, um die Unbotmäßigen zum Gehorsam zu bringen. Doch hatten selbst die schärfsten Mittel ganz und gar keinen Einfluß auf die Gefühle der Diensthoten ihrer Herrschaft gegenüber, und oft genug gelang es einem alten, erprobten Diener, einer alten, treuen Dienerin des Hauses eine gewichtige, vielbedeutende Stellung zu erringen und in mancher wichtigen Frage das entscheidende Wort zu sprechen.

Die damalige Zeit, die den Wert der Lebensmittel, welche das Land in genügender Menge hervorbrachte, durchaus nicht hoch schätzte, welche von dem Prinzipie ausging, daß die Landesprodukte an Ort und Stelle konsumiert werden mußten, brachte es mit sich, daß unter den Diensthoten es gar viele Verheiratete gab, die nun mit ihrer gesamten, oft recht zahlreichen Kinderchar auf dem Gute hausten und mißsamt ihrer Familie das Brot des Herrn aßen; an die Kleidung wurden damals noch nicht so große Ansprüche gestellt, wie heutzutage. Da tummelte sich denn eine bisweilen recht abenteuerlich und malerisch kostümierte Schar des jungen Nachwuchses auf dem Gutshofe, in der

warmen Jahreszeit häufig genug nur mit dem Hemde bekleidet, und im Winter in die Kleider der Eltern gesteckt, oder auch stattlich mit den abgelegten Kleidungsstücken der herrschaftlichen Kinder herausstaffiert. Bot doch dazumal auch die äußere Erscheinung der Hofesdienftboten ein ganz anderes Bild als heutzutage, und trug den modernen Anforderungen an adrettes, sauberes Aussehen nur in höchst ungenügendem Maße Rechnung. Barfuß und häufig genug in mangelhaftem und defektem Kostüm wandelten die Stubenmägde, die Köchin, wie der Kutscher und Hausknecht und alle die weit zahlreicher als heute vertretenen „Leute“ für gewöhnlich umher; nur an den Sonntagen und zu besonderen Gelegenheiten hielten auch sie es für ihre Pflicht, ihre Feststimmung auch äußerlich zu dokumentieren und eine Extrasäuberung ihres äußeren Menschen vorzunehmen, während sonst die Reinlichkeitsbestrebungen, wenn nicht ein direkter Befehl einen heilsamen Zwang ausübte, auf das übliche Sonnabendbad in der Badestube beschränkt blieben.

Einfach genug war aber auch die Festtagskleidung. Da hatten die Weiber und Mädchen in den allerfeltesten Fällen ein Kleidungsstück auf dem Leibe, welches nicht ein Produkt ihrer eigenen Hände gewesen wäre, nur die Schuhe waren ein Erzeugnis des ländlichen Schusters. Das bunte Tuch, welches den Kopf bedeckte, war von einem jüdischen Hausierer für ein Billiges erstanden. Der bunte, kurze Wollentrock, der erst in späterer Zeit mit breiten, einfarbigen Querstreifen geschmückt wurde, sowie die graue, enganliegende Jacke aus dicken Wadmall, die weißen Strümpfe und die weiße, mit langen Franzen gezierte „Wehpe“, die zum Kirchgange als Schal um die Schultern gehängt wurde und die genügenden Anlaß zur Entfaltung ländlicher Grazie bot, waren von der glücklichen Besitzerin selbst gewebt, die Wolle von ihr selbst gesponnen worden.

Auch die Männer schauten einfach genug in ihrer Festkleidung aus, welche meist aus dem langen grauen, mit Haken fest bis zum Halse geschlossenen Wadmallrocke, aus plumphen, bis zum Knie reichenden Stiefeln und einem schwarzen hohen Zylinderhute, in der Art, wie ihn die Schornsteinfeger noch heute tragen, bestand, und diese Bestandteile ihres Anzuges waren sämtlich ein Teil des für Dienst-

leistungen empfangenen Lohnes. Bares Geld war damals rarer noch als heutzutage, doch Klagen über diesen Übelstand wurden weit weniger häufig gehört.

Was für Nutzen würde ein modernes, anspruchsvolles Dienstmädchen machen, wenn sie einen Blick in das Lohnbuch einer Kollegin der guten alten Zeit hätte hineinwerfen können, derenbarer Lohn zwischen drei und fünf Rubeln, je nach ihrer Stellung, schwankte. Dafür wurde jedoch vorausgesetzt, daß sie die Geschicklichkeit besitze, aus den Rohmaterialien, welche den Hauptbestandteil ihres Lohnes bildeten, sich selbst kleiden zu können. So erhielt sie denn eine bestimmte Quantität Wolle und Flachs, den sie in ihren Mußestunden selbst nach Belieben verarbeiten konnte, meist, um ihrer Barfüßigkeit zu steuern, eine halbe Pastelhaut und ein Paar Schuhe für extraordinäre Fälle. Und der Gagierungsmodus für die Männer war fast der gleiche, nur erhielten diese bereits fertige Kleider und Leibwäsche, für die übrigen außergewöhnlichen Bedürfnisse mußten die acht bis zehn Rubel baren Geldes ausreichen. Und merkwürdig, sie reichten! Ließen sich auch mit dieser kleinen Summe keine großen Sprünge machen, war auch jeglicher Luxus ausgeschlossen — den Genuß eines Pfeischens „Zurrit“ konnte ein männlicher Diensthote sich ruhig gestatten, und wer etwa noch nicht über jugendliche Eitelkeit hinaus war, für den fiel zu Weihnachten noch vielleicht ein neuer Hut, ein buntes Halstuch oder ein ähnliches Geschenk ab, denn damals war noch nicht daran zu denken, daß ein derartiges Geschenk auf der Lohnliste als Verpflichtung der Dienstherrschaft figurierte. Jedes Geschenk war damals noch eine freie Gabe, welche bei den Beschenken auf volle Dankbarkeit rechnen konnte, wenn es auch nach heutigen Begriffen fast wertlos erschien.

Die damalige Zeit machte ja keine großen Ansprüche und war wirklich kindlicher Freude noch zugänglich; auch der pessimistische Spruch: „Undank ist der Welt Lohn!“ galt nicht in dem Grade wie heutzutage. Dafür liefert das Faktum den Beweis, daß so mancher alte Diensthote, welcher in seinen langen Dienstjahren von dem knappen Lohne und etwaigen Geschenken seiner Herrschaft — Trinkgelder gab es noch nicht — kleine Ersparnisse gemacht hatte, diese, wenn er nicht

gerade leibliche nahe Verwandte besaß, dem Herrn, in dessen Diensten er stand, oder dessen Kindern vermachte. Es spricht laut zugunsten der Herren sowohl wie der Dienstboten der damaligen Zeit, daß solches geschehen konnte; es legt ein ehrendes Zeugnis ab für die Herren, welche es verstanden hatten, sich dankbare Liebe und Anhänglichkeit zu erwerben, wie auch für die Dienstboten, welche für die ausgefäete Saat ein fruchtbares Feld in ihren empfänglichen Herzen boten. Freilich, die Arbeit, welche heutzutage von einem Bediensteten verlangt wird, durfte man in jener Zeit, wo man den Wert der Zeit noch nicht in solchem Maße kannte wie jetzt, wo jede Beschäftigung mit der behaglichsten Gemütlichkeit betrieben wurde und der Spruch: „Arbeit ist kein Hase, der davonläuft!“ fast allgemein gebräuchlich war, nicht beanspruchen; überlastet war niemand, und es konnte keinem verdacht werden, wenn er, dem Beispiele der Herrschaft folgend, ein tüchtiges Mittagsschläfchen hielt.

Die gründliche Ausnutzung aller Kräfte bis zum letzten Atemzuge, welche jetzt fast durchweg an der Tagesordnung ist, war damals nach dem Prinzipie „Leben und leben lassen!“ noch unbekannt; man war toleranter gegenüber den Eigentümlichkeiten und Charaktereigenschaften des einzelnen. Mag nun die heutige Zeit auch in unsern Provinzen das größte Gewicht auf die Arbeitskraft und die Leistungsfähigkeit der Dienstboten legen, mag dieser Faktor bei dem häufigen Dienstbotenwechsel unserer Tage maßgebend sein, die alte Zeit hatte auch in dieser Hinsicht geringere Ansprüche.

Eins aber war es, was die Dienenden auszeichnete, was ihnen ein ehrendes Andenken in den Herzen der älteren Generation für alle Zeiten bewahren muß und wird: es ist die durch nichts zu erschütternde Anhänglichkeit, die feste Treue, welche sie für das Haus, in welchem sie dienten, und für dessen sämtliche Angehörige in jeder Lebenslage, unter allen Verhältnissen bewahrten; es war das unzerreißbare Band gegenseitiger gewohnheitsmäßiger Liebe, welches Herren und Dienstboten miteinander verknüpfte, welches auch in den Herzen der dienenden Klasse ein festes Heimatsgefühl schuf. Selbsthafter als heutzutage waren die Dienstboten der „guten alten Zeit“ und zwar nicht in Folge von Zwang, nicht weil es in ihrem Interesse lag;

nicht äußere Gründe waren es, die sie an einen Ort, an eine Familie fesselten — ein wirkliches Herzensbedürfnis war es, welches sie dazu bewog, die Liebe und die treue Anhänglichkeit, welche in ihnen lebte und webte, auch durch die Tat zu beweisen.

* * *

Wer einzig und allein den komplizierten Wirtschaftsapparat kennt, mit welchem heutzutage ein jedes Gut von einiger Ausdehnung zu arbeiten gewohnt ist, dem wird es fast unbegreiflich erscheinen, wie einfach auch in dieser Hinsicht die gute alte Zeit, wie gering ihre Ansprüche waren. Wenn auch auf sehr ausgedehnten Gütern Feld- und Kleenwirtschaft geschieden und somit gleichsam ein Ministerium des Äußeren und des Inneren zur Unterstützung des scheinbar unumschränkt regierenden Gutsherrn geschaffen wurde, so genügte doch meist zur Führung der gesamten äußeren Wirtschaft, selbst wo es Hoflagen, Beigüter und Vorwerke gab, eine einzige Persönlichkeit, in deren Hände sämtliche Fäden, welche die Wirtschaftsmaschine in Gang setzen, zusammenliefen. Welch eine unendlich wichtige Person, die das Wohl und Wehe so mancher Familie in ihrer Hand hielt, war in jener Zeit der „Starast“ in Livland und der „Wagger“ in Kurland, wichtiger fast und oft genug gefürchteter als der Herr selbst, der mit den Arbeitern ja nicht täglich in unmittelbare persönliche Beziehung trat.

Freilich war dieser Wirtschaftsaufseher außer stande, sich gleich dem unsterblichen „Entspekter Bräsig“, mit der Lösung volkswirtschaftlicher Probleme zu befassen; theoretische Studien waren ihm Zeit seines Lebens stets fremd geblieben, das einzige Fundament, auf welches er sich bei seiner Tätigkeit zu stützen vermochte, waren seine praktischen Kenntnisse.

Der einfache Mann mußte in gar vielen Sätteln zu Hause sein und es verwegenen Mutes unternehmen, mochte es gehen wie es wollte, den Beweis für die Behauptung zu liefern: „Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verstand dazu!“, obgleich er es nur in den aller seltensten Fällen dazu gebracht hatte, sich bis zur Kenntnis

der schwierigen Kunst des Schreibens, geschweige denn der Mathematik aufzuschwingen. Die Haupttätigkeit des Wirtschaftsauffsehers, des entschiedensten und konsequentesten Repräsentanten der damaligen Wirtschaftsmethode, dessen durch und durch konservativer Sinn jegliche Neuerung verabscheute und, mochte es biegen oder brechen, jeder Verbesserung energisch widerstrebte, konzentrierte sich besonders auf den Acker und den Anbau von Korn und Hülsenfrüchten, als eine unmittelbare Einnahmequelle. Agrikulturchemie war ihm eine terra incognita; sein landwirtschaftlicher Katechismus enthielt nur einen einzigen, auf die Kultur der Felder bezüglichen Paragraphen, der da lautete: „Mißt! Mißt! — das ist die ganze List!“ Die genaue Kenntnis aber, welche der alte Gutsbeamte sich während seines langjährigen Wirkens auf dem so häufig beachteten Fleckchen Erde angeeignet, erschien oft genug weit mehr geeignet, sich vorteilhaft verwerten zu lassen, als die wirtschaftlichen Experimente, welche so manchem begeisterten Anhänger der neuen Ara tief in den Beutel gegriffen und ihn schließlich doch zu der Erkenntnis geführt haben, daß alle Theorie ohne praktische Erfahrung grau sei.

Die jener Zeit unleugbar deutlich ausgeprägte Liebe zur Bequemlichkeit, die Neigung, alles gehen zu lassen, wie es eben ging, brachte es mit sich, daß auf den meisten Gütern die Bewirtschaftung fast unbeschränkt in den Händen des Wirtschaftsauffsehers ruhte. Wenn dieser nun dem Acker mit liebevoller Vorliebe sich zuwandte, wenn er die Felder hegte und pflegte, so gut er es eben verstand, für die Bedeutung des Waldes fehlte ihm jegliches Verständnis. Dort wurde je nach Gutdünken oder Bequemlichkeit, bald hier, bald dort, ohne irgend welche Rücksicht auf Alter oder Standort der Bäume mit wahrhaft roher Henterslust gewütet, sobald das Bedürfnis solches verlangte. Die Hauptsache war, daß der Herr nebst seiner Familie, zu welcher der Wirtschaftsbeamte sich ja auch selbst halb und halb in folge seiner langjährigen Dienstzeit rechnete, warm saß; daß auf dem Küchenherde ein ewiges Feuer flammte. Was kümmerte es ihn, daß gewaltige Klöben Holz, welche unter heutigen Verhältnissen für sämtliche Öfen eines Hauses auf eine ganze Woche ausreichend sein würden, in der einem weit geöffneten Höllentachen

gleichenden, geräumigen Höhle der Riegen- oder Backöfen verschwand. Mit welcher vandalischen Wollust wütete da die zahlreiche Frönerschar unter Führung ihres Vorgesetzten in dem Tannenwalde, wenn es galt, die zur Bearbeitung der Felder unentbehrlich scheinenden Straucheggen oder andere Wirtschaftsgeräte zu beschaffen usw.

Und gleich dem Walde galten auch die Wiesen als völlig vernachlässigtes Aschenbrödel. Ihren vollen Wert verstand die gute alte Zeit, welche ihr Hauptaugenmerk nur auf das zunächst Liegende zu richten gewöhnt war, nicht zu würdigen, und für ihre Pflege und Kultivierung geschah so gut wie nichts. Da ließ denn der Leiter der Wirtschaft die Gräben, welche ein eifriger junger Gutsherr, den bei Übernahme der Wirtschaft der Hauch einer neuen Zeit flüchtig gestreift, hatte anlegen lassen, wieder völlig zerfallen und das Moos nahm von Jahr zu Jahr mehr überhand.

Eines der wichtigsten Ämter, welche dem Wirtschaftsaufseher zu teil geworden, war die Kontrolle der von der zur Fronarbeit verpflichteten Gesindeswirten geleisteten Pferde- und Fußtage, sowie der Abgabe der mannigfaltigen Naturalleistungen. Am Abend eines jeden Tages, da entfaltete sich in seiner Wohnstube ein bewegtes Leben und Treiben; galt es doch mit all den vielen Arbeitern abzurechnen, sowie die Bücher, welche seiner Führung anvertraut waren, in Ordnung zu bringen. Welches schaudernde Entsetzen aber würde einen heutigen Buchhalter von Profession erfaßt haben, wenn er das Hauptbuch und die Spezialkontis desselben hätte prüfen sollen. Waren doch dort auf dem braunrot gestrichenen Tische nur die Spuren der beendeten Abendmahlzeit und nicht ein einziges Kontobuch. Da hingen nur in langer Reihe eine Menge eigenartig geformter Stöckchen und Stäbchen, und ein jeder der zur Abrechnung erschienenen Fröner hielt ein gleiches Exemplar in seiner Hand. Die korrespondierenden Stücke fanden sich zueinander und mit einer Feile oder einem Messer zog der verantwortliche Würdenträger über beide je nachdem Kreuze, schräge und gerade oder auch nur halbe Striche und Kerben: die damals selbst jedem Analphabeten wohlbekannten Quittungen über geleistete zehn, fünf, ganze oder halbe Pferde-

und Fußtage, über die Anzahl der gelieferten Schafe, Stricke, Hühner, Eier, der Pfunde Flachs, Hanf, Butter, Honig und all die verschiedenen Produkte, welche die damaligen Naturalleistungen bildeten.

Und diese Art der Buchführung hatte entschieden ihre bedeutenden Vorzüge; sie war jedermann verständlich und klar, und da sowohl der in Verwahrung des Aufsehers befindliche „Buttstock“, als auch das entsprechende Gegenstück des Tröners die gleichen Striche aufweisen mußten, konnten so leicht keine Irrungen stattfinden, und etwa vorgekommene Fälschungen ließen sich sofort konstatieren. Jede Branche der Wirtschaft besaß ihre getrennten „Buttstöcke“, auf denen in gleicher Weise die auf dem Felde stehenden Getreidehoften, die unter Dach gebrachten Fuder, die erdrockenen Löse des Getreides, die Einnahme und Ausgabe der Kete gebucht standen; an den einzelnen Abteilungen der letzteren aber prangten, mit dicken Kreidestrichen notiert, dieselben Zeichen, welche den zeitweiligen Kornbestand jeder von ihnen anzugeben bestimmt waren. Am Sonnabend aber erschien nach Absolvierung des obligaten Dampf- und Schwitzbades, mit glattliegenden, feuchten Haaren der einflußreiche zweite Machthaber des Gutes mit seinen verschiedenen Buttstöcken behangen im Zimmer seines Herrn, um ihm Rechenschaft über seine Leistungen und seine Buchführung abzulegen, leise und demütig auf seinen Strümpfen hereinschleichend, nachdem er gleich Moses auf dem Berge Horeb seine Stiefel oder Schuhe abgestreift hatte, um den soeben erst frisch geschauerten Boden des herrschaftlichen Zimmers nicht zu entweihen.

Vor allen hohen Feiertagen aber, wenn irgendwelche festliche Gelegenheit in Aussicht stand, dann verschwand wie mit einem Zauberschlage das sonst dem Wirtschaftsaufseher selbst bei den dringendsten Arbeiten unabänderlich anhaftende Phlegma und machte einer regen Geschäftigkeit Platz. Gehörte es doch zu seinen stehenden Obliegenheiten, das Festbier zu brauen. Das war dann eine Zeit, in welcher das sonst fast stets gewahrte Gleichgewicht Gambrini des Jüngeren auf eine harte Probe gestellt wurde und häufig genug in ein bedenkliches Schwanken geriet. Die Toleranz der damaligen Zeit aber war weitgehend genug, um über derartige kleine Extra-

vaganzen hinwegzusehen, und gar beide Augen nachsichtig zu schließen. Wenn auch Eimer auf Eimer, Tönnchen auf Tönnchen mit dem braunen Gerstenjaste gefüllt, in der Aufseherwohnung verschwunden war, wenn auch die gesamte Familie desselben die deutlichsten Spuren der reichlich genossenen Libationen offen zur Schau trug — das freigebig gelieferte Malz reichte doch immer hin, um ein trinkbares Gebräu zustande zu bringen, und der Herr äußerte wohl nur lächelnd: „Man soll dem Dchsen, der da drischt, das Maul nicht verbinden!“

Diese zu jener Zeit allgemein verbreitete Auffassung führte jedoch bisweilen unliebsame Konsequenzen mit sich. Wohl lebte in der Brust eines solchen alten Wirtschaftsaufsehers, wie er in jener Zeit fast auf einem jeden Gute oder Gütchen unserer Heimat zu finden war, die treue, ehrliche Liebe zu der Herrschaft, die im Laufe vieler Jahrzehnte immer festere Wurzeln geschlagen hatte; wohl hing er mit zäher Anhänglichkeit an dem Grund und Boden, wo er jedes Fleckchen kannte und lieb gewonnen hatte, dessen Ertrags- und Leistungsfähigkeit er besser als irgend jemand zu beurteilen verstand; doch gerade die bisweilen an Schwäche grenzende Toleranz des Gutsherrn erschien nicht geeignet, die Widerstandsfähigkeit gegen etwa herantretende Versuchung zu stählen und den Charakter zu bilden. War das Material, aus welchem der Wirtschaftsaufseher jener alten guten Zeit ursprünglich gebildet war, ein von Grund aus gutes, so trieb doch die bisweilen allzu weit getriebene Nachsicht der Herren gegen kleine Vergehungen so manchen dieser alten Beamten dazu, die Vertrauensseligkeit, die jene Zeit charakterisierte, zu mißbrauchen und es mit dem Mein und Dein nicht mehr allzu genau zu nehmen, wofür der damals aus dem Munde der Leute oft genug gehörte Spruch: „Wenn Gott dem Herrn gibt, so gibt er es auch uns!“ deutlich Zeugnis ablegt.

Und die damalige Wirtschaftsmethode war ganz dazu angetan, etwaige kleine Unterschleife zu begünstigen. Das Dreschen während der Nacht, das gedörrte Getreide, welches in der Klete sich später entließ und nach einiger Zeit stets ein Übermaß ergab, das durch die verschiedene Art des Einmessens bei Empfang und Ausgabe noch bedeutend gesteigert werden konnte, trugen dem Bestreben des

Wirtschaftsauffsehers, wo ein solches sich allmählich entwickelt hatte, den Überschuß zu seinem besten zu verwenden, hinreichend Rechnung. War es ihm doch so unendlich leicht gemacht, „das Geschenk Gottes“, wie ein damals gang und gäber Ausdruck diesen Überschuß bezeichnete, ohne jegliche Gefahr für sich einzuheimisen.

Wir müssen gerecht sein und gestehen, diese Schattenseite der damaligen Zeitepoche ist nicht allein den Beamten zur Last zu legen; auch die Großgrundbesitzer selbst trifft der Vorwurf, sie durch die ihnen in Fleisch und Blut übergegangene Bequemlichkeit, der jede strengere Kontrolle höchst unbequem erschien, und durch die überall übliche Vertrauensseligkeit und Leichtlebigkeit groß gezogen zu haben. Gab es doch der Fälle gar manche, wo ein solcher Wirtschaftsaufseher, der mehrere Jahrzehnte auf einem und demselben Gute mehreren Generationen gedient hatte, in dessen unbestrittene Redlichkeit nie der geringste Zweifel gesetzt worden war, entweder das Gut, auf dem er bisher tätig gewesen, oder auch ein anderes in Arrende nahm, und genügend Kapital besaß, um die Pachtsumme für ein Jahr pränumerieren, bisweilen auch das erforderliche lebende Inventar bar und blank bezahlen zu können, wenn er es nicht vorzog, ein größeres Gefinde als freies Eigentum zu erwerben. Da kam es denn auch vor, daß ein früherer Wirtschaftsaufseher als wohlbestallter Arrendator als voll- und stimmberechtigtes Mitglied in den Kirchenkonvent eintrat, und nun gemeinsam mit seinem früheren Herrn an den Beratungen teil nahm. Doch die alte Anhänglichkeit lebte in seinem Herzen noch immer fort, und bei der Abstimmung hieß es dann regelmäßig: „Ich saß so wie mein Herr saß, saß ich!“

Das Gefühl der Zusammengehörigkeit war in ihm nicht erloschen. Und auch der Herr trug es dem alten langjährigen Diener nicht nach, daß er sich an ihm vergangen; er hob seine Kinder oder Enkel aus der Taufe und kehrte von Zeit zu Zeit als hochgeehrter willkommener Gast bei seinem Untergebenen ein, der häufig genug etwas draufgehen ließ und Gäste aus den verschiedensten Ständen in seinem Hause um sich versammelte, wobei er dann bald in dieser bald in jener Sprache seinen Gästen, so gut er es eben verstand, die Honneurs zu machen versuchte.

Auch hier in dem Hause des früheren Wirtschaftsaufsehers spielte sich ein Stück baltischen charakteristischen Lebens ab, und daß an den Verhältnissen kein Anstoß genommen wurde, kennzeichnet die unbefangene Denkfungsart, die gemüthliche, nie hart oder schroff urteilende Toleranz, die damals in der „guten alten“ Zeit in unserer Heimat herrschte, und von der nur noch vereinzelt ein schwacher Wiederhall in unsere Jetztzeit hinüberklingt, liefert aber zugleich auch den Beweis, daß trotz der herrschenden Einfachheit und Anspruchslosigkeit schon in der damaligen Generation der Keim lag, aus dem für die fernere Zukunft die uneingeschränkte Verehrung für das goldene Kalb und die Macht des Erfolges, wie sie in unseren Tagen so kraftig in den Vordergrund tritt, sich zu entwickeln vermochte.

* * *

Die Menschen jener Periode, von welcher wir sprechen, was sie auch unternehmen mochten, sie hatten stets Zeit im Überflusse. So bietet auch das Reisen in jener guten alten Zeit ein Bild behaglichen Sichgehenlassens, ohne jegliche Hast und Überstürzung.

Nur wenige Chausseen und Poststraßen durchzogen unsere Heimat; einen großen Teil des Jahres über lagen die Stationsgebäude still und gleichsam wie ausgestorben da, nur zuweilen kündete heller Glockenton das Nahen eines eiligen, mit wichtigen Depeschen auf dem strohgefüllten Dreispänner ermüdet lagernden oder kauern den Feldjägers, des einzigen Menschen, der nicht imstande war, seine Reise nach eigenem Belieben und nach seiner Bequemlichkeit einzurichten, und die glücklicher situierten Reisenden, die ihm begneten, fühlten ein inniges Mitleid mit dem Armen, den seine Pflicht zwang, ohne Ruhe und Raft von Station zu Station weiter zu eilen.

Nur wenn der Bruder Studio zu den Ferien nach Hause zurückkehrte, zur alma mater Dorpatensis heimkehrte, dann war das Bild, welches die Poststraße bot, ein bewegtes, dann entfaltete sich auch auf den Stationen buntes Leben und Treiben, denn selbst der jüngeren Generation war das eilige Dahinjagen nicht absolute Notwendigkeit und häufig genug waren die geräumigen Zimmer des Stationshauses mit fröhlichen Musensöhnen erfüllt.

Ältere, gefestere Leute, welche im Besitze eigener Equipagen waren, entschlossen sich nur höchst selten, nur im äußersten Notfalle zum Reisen mit der Post oder mit den schwerfälligen vereinzeltten Diligenzen. Die eigene Equipage, die eigenen Pferde waren das zu jener Zeit allgemein gebräuchliche Beförderungsmittel, und der Gedanke, jeden Augenblick Herr über diese zu sein, half über so manche Unbequemlichkeit hinweg. Steckte doch ein gut Teil Eigenwillen und unbeugsamen Unabhängigkeitsfinnes in dem alten Geschlechte, welches unererschütterlich fest in seinen eigenen Schuhen stand, und nur dort sich wohl und heimisch fühlte, wo es ungeniert den alten, liebgewonnenen Gewohnheiten zu leben vermochte.

Der eigene Kutscher, der eigene Wagen, die eigenen Pferde, das war das Ideal einer Reisegelegenheit für den Baltten des alten guten Schlages, und ist es, trotz der Errungenschaften der Neuzeit, teilweise noch bis heute für die ältere Generation geblieben. Dieser Unabhängigkeitsjinn, der die Reise stets nach seiner Bequemlichkeit zu regeln begehrte, war auch die Veranlassung dazu, daß Reisen ins Ausland häufig genug in den ersten Dezennien dieses Jahrhunderts mit eigener Equipage unternommen wurden.

Da lebten denn noch um die Mitte dieses Jahrhunderts gar viele ältere Leute, welche die weite Reise bis Paris, ja selbst in die Schweiz in dieser Art unternommen hatten. So mancher brave Gaul war freilich den Reisestrapazen zum Opfer gefallen, doch war auch so mancher als vielgereister Triumphator in den heimatlichen Stall zurückgekehrt.

Da stand auch in der Wagenscheune die alte in C-Federn hängende Reisekalesche an ihrem Ehrenplatze, mit berechtigtem Stolge auf ein tatenreiches Leben zurückschauend, bedächtig sich schaukelnd, wenn die Kinder in ihren geräumigen Schoß hineinkletterten, um „nach Paris reisen“ zu spielen. — Doch von Zeit zu Zeit mußte auch die alte „Karette“ noch „hinaus ins feindliche Leben“. Freilich, die kürzeren Wege in die Nachbarschaft, wo es sich nur um einige Werste handelte, mußten die *dei minorum gentium*, die halbverdeckte „Britische“, der „Wendensche Korbwagen“ oder die „Familiendroschke“, die in mannigfacher Gestalt überall zu finden war, bald hoch, bald

niedrig, und auf welcher die Fahrenden bald einander gegenüber, bald Rücken an Rücken saßen, bald auch die kleine Brettdroschke zurücklegen. Wenn aber eine weitere Reise geplant wurde, dann mußte die alte Veteranin herankommen.

Die heutige Generation ahnt es nicht, wie der in dem Kopfe des Hausvaters oder der Hausmutter unter mancherlei schweren Bedenken endlich feste Gestalt gewinnende Plan zu einer längeren Reise das gesamte Haus auf den Kopf stellte und das ganze sonst am Schnürchen gehende Hauswesen in Verwirrung brachte. Welche Debatten erforderte es, um die Reiseroute provisorisch in großen Zügen festzustellen und sich darüber klar zu werden, wo und bei wem auf der fast stets eingehaltenen „Wetternstraße“ einzufahren sei, wie lange der Aufenthalt bei einem jeden Bekannten oder Verwandten währen solle, was an Kleidungsstücken und für etwa nicht zu vermeidende Krugspartien an Lebensmitteln mitgenommen werden sollte. Da erschien denn auch der Kutscher zu der wichtigen Beratung, welche Pferde die Tour mitmachen, welche zu Hause gelassen werden sollten, und um für die ersteren das möglichst größte Quantum an Heu und Hafer als Reisekost und zu Extrarationen von dem sich vergeblich sträubenden Herrn zu erpressen. Da mußte eine Fronfuhr bestellt werden, welche die Futtermittel und den stattlichen, wohlgefüllten „Speisepaudel“ vorausbeförderte, der das schwere Geschütz enthielt, während das leichtere in den sackartigen Wagentaschen und in der mütterlichen Handtasche seinen Platz fand.

Die ganze reiselustige Familie war in der lebhaftesten Aufregung, in allen Stuben standen die gefüllten Koffer und Kisten, und in der Küche brodelte und schmorte es wie vor einem hohen Feste, denn hier wurde der unvermeidliche „Speisepaudel“ mit Bedacht und mit Berücksichtigung aller mitreisenden Altersklassen gerüstet. Die Kinder aber hatten ihr Hauptquartier im Stalle aufgeschlagen, den zur Fahrt bestimmten Pferden ein Stückchen Brot oder Zucker spendend, oder sie gerieten über die von ihnen in dem „großen Bomitiv“, wie sie respekt- und pietätlos die würdige Reisekalesche nannten, einzunehmenden Plätze sich in die Haare. Doch nicht nur im Hause, in Küche und Keller, im Stalle und in der Wagenremise

herrschte ein lebendiges Treiben. Auch auf dem Geflügelhofe ging es lebhaft genug her, denn ohne kalten Hühnerbraten war ein baltischer Speisepaudel der damaligen Zeit völlig undenkbar. Doch dieser enthielt noch ganz andere Dinge: Schinken in verschiedenster Gestalt, Eier, kalte Koteletts, die überall in baltischen Landen so beliebten Speckfuchen, Tee und Kaffee, nebst all den verschiedenen Brotgattungen vom gewöhnlichen Schwarzbrot ab bis zu dem röschen Zwieback und dem mürben Sandfuchen. Da war es denn auch kein Wunder, wenn die Kinder ihre Aufmerksamkeit zwischen dem Stall und der Handkammer theilten.

Endlich war der große Moment zur Abreise gekommen, und des morgens um 6 Uhr hielt die Equipage vor der Thür; auch die Kinder, welche in Erwartung dieses seligen Momentes kein Auge geschlossen, waren zur Abfahrt bereit, doch: „Früh gesattelt — spät geritten!“, dies Wort paßte wohl nirgends besser, als in unserer Heimat. Da stellte es sich denn noch im letzten Augenblick heraus, daß dieses und jenes vergessen, daß so manches verlegt und nicht zu finden war; der Troßwagen war längst davon, um die Reisegesellschaft auf der nächsten Haltestelle zu erwarten. Da war es denn ein Glück, daß der geduldige Reisewagen einen Umfang besaß, wie ihn Erichthonios, jener fabelhafte erste Wagenbauer, sich wohl nie hatte träumen lassen. —

Alles fand endlich glücklich Platz, wenn auch dabei die süßen Hoffnungen der Kinder schmählich Schiffbruch litten, und von bequemen Sitzen für sie durchaus keine Rede war. Da mußte eines mit einem hingestellten Schemelchen vorlieb nehmen, ein zweites wurde auf den Schoß genommen und dadurch mit rauher Hand die Hoffnung auf freie Bewegung im Innern der Noahs Arche gleichenden, langsam und gleich einem Schiffe im Sturm schwankenden Equipage geknickt. Glücklicherweise allein war der älteste Sprosse, welcher sich den besten und begehrtesten Platz, den auf dem Boock neben dem Kutscher erobert hatte, und nun stolz die eine ihm anvertraute Leine des einen Weisferdes regierte.

Immer bedenklicher schwankte der alte Wagen in seinen, gegen jeden Stoß höchst empfindlichen C-Federn, und bald hieß es mit vollem

Rechte: „Da drinnen aber ist's fürchterlich!“ Das dort herrschende Dämmerlicht, das mit mildem Schleier es verdeckte, daß ein Kind um's andere immer stiller und bleicher ward, daß selbst die alte Tante voller Verzweiflung an dem mitgenommenen Lavendelsträußchen roch — wurde plötzlich durch den schrillen Schrei einer kläglichen Kinderstimme unterbrochen, und bald erschallte in allen Tonarten das Jammergeschrei: „Ich bin übel!“ Es war ein unleugbares Faktum: die Seekrankheit war an Bord der langsam dahinstampfenden Landarche ausgebrochen, aus welcher die laute, entrüstete Stimme des pater familias, sowie die sanft tröstende der unglücklichen Familienmutter ertönte. Den vorüberwandelnden Fußgängern aber kündeten die aus den herabgelassenen Fenstern weit hinausgestreckten bleichen, kläglichen Kindergesichter das schreckliche, folgenschwere Ereignis. Wie schön hatte der Tag begonnen, und wie traurig . . . Gibt es doch gegen die Seekrankheit kein sicheres Mittel.

Düster grollend saß der zahlreiche und doch so unglückliche Familienvater da, fest entschlossen, bei der nächste Reise die Kinder zu Hause zu lassen, und qualmte wie ein Schornstein aus seiner silberbeschlagenen Meer Schaumpfeife, während bereits der Klageruf: „Ich bin übel!“ mit dem anderen Ruf: „Ich bin hungrig!“ abzuwechseln begann. Und nun zeigte es sich, welch heilsame Kraft all den Sachen innewohnte, welche in den Wagentaschen und dem Arbeitsbeutel der Mutter sorgsam verpackt waren. Und wenn all die begehrliehen Schnäbel gefüllt waren, dann holten auch die Mutter und die Tante ihren Stricktrumpf hervor, und emsig klapperten die Nadeln, fühlte man sich doch ganz wie zu Hause.

Ging es nun bergab, so stieg der Kutscher vom Boocke und befestigte den unter dem Wagen hin und her schwankenden Hemmschuh unter einem Hinterrade des gewaltigen Wagengestelles; ging es aber bergauf, so stieg wohl auch die ganze Familie aus, um es den Pferden leichter zu machen. Und der häufig genug tieffandige, oft auch aufgeweichte, lehmige Weg, für dessen Reparatur herzlich wenig geschah, gab oft genug Gelegenheit, dieses Erbarmen zu betätigen. Hatte man's doch nicht eilig, kam man doch früh genug an den Ort seiner Bestimmung, einerlei ob die Absicht vorlag, im Krüge zu rasten

oder bei einem lieben Bekannten einzufehren; waren doch die unerwarteten Gäste stets, zu jeder Tages- oder Nachtzeit herzlich willkommen, und häufig genug machte die Gastfreundschaft einen dicken, dicken Strich durch die sorgsam ausgearbeiteten Reisepläne, indem die willkommenen Gäste durchaus nicht fortgelassen wurden, sondern weit länger, als beabsichtigt, verweilen mußten. Aus dem Struge aber, wenn man genötigt gewesen war, dort einzufehren, wäre wohl ein jeder der Reisenden so rasch als irgend möglich wieder aufgebrochen, doch wenn auch die Menschen, dank dem reichlich gefüllten Speisepaudel, vollauf gesättigt waren, die damals üblichen drei bis vier Stunden Ruhe mußten unter jeder Bedingung den ermüdeten Pferden gegönnt werden.

So ging denn die Reise stets weiter und weiter, bald hier bald dort längere Zeit rastend, bald einen Abstecher machend, der ursprünglich nicht in dem Reiseplane stand. Oft genug geschah es, daß Verwandte, bei denen man soeben gerastet, von der Reiselust angesteckt, sich den weiterziehenden Gästen anschlossen und mit ihnen fuhren, einem Heuschreckenschwarm darin gleichend, daß sie alles Eßbare zu vertilgen dachten, wohin sie kamen, doch darin von jenem unterschieden, daß sie überall herzlich willkommen waren.kehrte nun die Reisekarawane nach längerer Abwesenheit wieder heim, so brachte alt wie jung einen reichen Schatz der verschiedensten Erinnerungen mit nach Hause, und die Bande der Verwandtschaft, inniger Freundschaft und intimer Bekanntschaft waren wieder fester geknüpft. —

Derartige Reisen wurden wohl meist im Sommer unternommen, bisweilen jedoch geschah es auch, daß das Familienhaupt die Lust anwandte, kühnen Mutes allen Strapazen und Fährlichkeiten eines Winterfeldzuges, der Kälte und den arg verführten Wegen zu trogen. Da wurde dann die „Kibitke“ oder der ganz verdeckte „Wajok“ mit zwei oder auch drei Pferden „lang“ bespannt, die kleineren Kinder, wo es Not tat, unter den „Lambour“ gesteckt, wo diese selbst warm saßen und zugleich als Fußwärmer dienten, und die größeren, wo sich sonst gerade Platz fand, untergebracht, ohne besondere Rücksicht auf deren Bequemlichkeit. Mit den Kindern wurden dazumal

überhaupt nicht so viele Umstände gemacht, und gerade die Reisen waren dazu angetan, den bedürfnislosen Sinn zu festigen und den Körper zu stählen und abzuhärten.

Ein Platz für ein Kind galt damals für einen völlig unnützen Luxus, und bei der schärfsten Kälte mußte es sich mit seinem Mantel begnügen, der häufig genug, wie der Kunstausdruck lautete: „So dünn wie eine Hechtfuppe!“ war. Und ein jedes Kind setzte einen gewissen Stolz darin, so viel wie möglich ertragen zu können. Welche unendliche Mühe kostete es so mancher ängstlichen Mutter, den protestierenden Sprossen in noch ein zweites wärmendes Kleidungsstück zu zwingen. Und selbst wenn sie ihren Willen durchgesetzt hatte, und wenn der streikende Jüngling steif und unbeholfen emballiert da stand und erklärte, ersticken zu müssen, so benutzte dieser doch jeden günstigen Moment, um hier und da einen Knopf zu lösen oder irgend eine Hülle abzuwerfen.

Trotzdem, oder vielleicht gerade deshalb wuchs das junge Geschlecht kräftig und gesund empor und von Blutangel, Bleichsucht und anderen Modefrankheiten, die dem heutigen Nachwuchs bereits von kleinauf anhaften sollen, wußte man noch nichts.

Häufig genug wurde eine derartige Winterreise jäh unterbrochen, wenn der Schlitten in irgendeinem Schneehaufen stecken blieb, und nur mit fremder Hilfe wieder flott gemacht werden konnte, denn selbst bei dem stärksten Schneefall dachte kein Mensch daran, durch Ausschaufeln die Wege wieder fahrbar zu machen; das Umwerfen des Schlittens brachte die Insassen auch in keine besondere Unruhe, sie verharrten bisweilen ruhig in ihrer Lage, und das Familienoberhaupt trug nur Sorge, daß ihm die Pfeife und Zigarre nicht ausgehe, bis es den Bemühungen des Kutschers und anderer hilfreicher Seelen gelungen war, den Schlitten wieder in seine natürliche Lage zu bringen. Dem unverweichlichen, kräftigen Geschlechte jener Tage erschienen gerade derartige kleine Abenteuer, gelegentliche Unbequemlichkeiten und selbst Entbehrungen als besondere Würze der Reise. Die Pflichten, welche es gegenüber den Nachbarn, Freunden und Verwandten zu erfüllen galt, standen bedeutend höher, als die zu bringenden Opfer, und diese Art des Reisens entsprach dem damals

herrschenden Familiensinn am besten. Befand sich doch der Reisende überall im Schoße der Seinen, welche jede Gefahr, jede Unbequemlichkeit mit ihm teilten; selbst in den Reisewagen oder Schlitten kam das Familienleben zur vollen Geltung.

* * *

Der Generation unserer Tage ist es nicht mehr gegeben, die Töne ungestört ausklingen zu lassen, die in ihrer Seele durch das von den Kirchtürmen heraberschallende Glockengeläute, das den Beginn der Feiertage verkündet und zu stiller Sabbatruhe ladet, angeschlagen werden. Ihr fehlt das Verständnis für die Innerlichkeit, die Beschaulichkeit jener „guten alten“ Zeit, in welche die ältere Generation sich oft genug mit etwas parteiischer Vorliebe vertieft. In jener Zeit, in der die Sonn- und Festtage nicht wie heute der Zerstreuung, sondern der stillen Sammlung geweiht waren, da war den Menschen noch wirklich sonn- und festtäglich zumute und allein aus jenem tief innerlichen Verständnis für den weisevollen Sabbatfrieden, der damals auf Haus und Hof, sowie auf den in stiller Andacht erschauenden Menschenherzen ruhte und sie zu einem Tempel der Andacht weihte, läßt sich die Entstehung des herrlichen Sonntagsliedes: „Das ist der Tag des Herrn!“ erklären.

Es war durchaus kein Kopfhängertum, das in der damaligen jungen Generation groß gezogen wurde; im Gegenteil, frisch und fröhlich wuchs sie heran. Doch früh schon wurde in die Herzen der Kinder auch die Liebe zum Gotteshause gepflanzt und sorgsam gehegt und gepflegt. Wohl gab es der deutschen Gottesdienste damals auf dem flachen Lande unserer Heimat nicht allzuwiele; nur an den hohen Fest- und Feiertagen luden die Kirchenglocken auch die deutsche Gemeinde ins Gotteshaus. Und sie folgte willig und mit Freuden diesem Rufe. Nur außergewöhnliche Umstände vermochten es zu entschuldigen, wenn ein Haus beim Gottesdienste nicht vertreten war. Dort in der einfachen Kirche versammelten sich die Eingepfarrten des Kirchspiels bei solchen Gelegenheiten fast vollzählig,

und mit den Erwachsenen kamen auch die Kinder, die es sich zur Ehre anrechneten, zum Gottesdienste mitgenommen zu werden.

Da rollten denn im Sommer die Wagen, glitten im Winter die Schlitten von allen Seiten hin zur Kirche, doch trotz der zahlreich sich sammelnden Gemeinde wurde die Ruhe und Stille nach Möglichkeit gewahrt; nur im leisen Flüstertone hörte man die einzelnen Gruppen sich miteinander unterhalten, lautlos glitten die Schlitten heran, die sonst so hell erklingenden Glocken und Schellen waren entfernt und wer sich etwa verspätet, ließ seinen Wagen außerhalb der Pforte, die zum Kirchenplatze führte, halten, damit das Rasseln der Räder die Andächtigen nicht störe.

Die ankommenden Kirchengäste begrüßte an der Kirchentüre, gleichsam die Honneurs des Hauses machend, der Kirchendiener oder der dejourierende Vormund, ihnen je nachdem in deutscher oder lettischer Sprache seinen Glückwunsch zu dem Feste aussprechend. Noch klingt wohl so manchem älteren Manne das „Propst Fest!“ des würdigen Küsterschulmeisters in den Ohren na. In der Kirche selbst aber, da schieden sich streng die Böcklein von den Schäflein, die einen rechts, die andern links ihre Plätze einnehmend. Hielt doch die alte Zeit an der hergebrachten Ordnung mit zäher Ausdauer fest, und diese erstreckte sich sogar auf die bei der Gründung der Kirche ausgearbeitete Rangordnung, nach der einem jeden Gute seine Bank angewiesen war, die als unantastbares Eigentum galt. Selbst den Kindern war es bekannt, welches ihre Bank sei, und nimmer hätten sie es gewagt, mit ihren Spielgenossen sich in eine fremde Bank zu drängen. So mancher erbitterte Kampf ist damals um die Ehrenplätze in den vordersten Reihen geführt worden; so manche freundschaftliche Beziehung wurde durch die mit der Hartnäckigkeit, welche die alte Generation charakterisierte, — aufrecht erhaltenen Präventionen in Frage gestellt. Da stand in einer Kirche an der einen Seitenwand, auf plumpen Säulen ruhend, eine unförmliche, einer großen Glaskutsche ähnelnde Loge, die ein Gutsbesitzer, dem das seiner Ansicht nach ihm unbedingt zustehende Recht auf die erste Bank ab- und einem glücklicheren Rivalen zugesprochen war, diesem zum Trotz für sich und seine Familie, für Kind und Kindeskind erbaut hatte.

Doch war die Kirche einmal betreten, so hatte aller Streit ein Ende. Voll Andacht lauschte die Gemeinde dem künstlich verschnörkelten, mit reichlichen Trillern verzierten Spiele des Organisten, der nach jedem glücklich beendeten Verse eine schnarrende, den heutigen Ventilatoren ähnliche Einrichtung in Bewegung setzte, die es verhinderte, daß infolge der damals überall üblichen schleppenden, einschläfernden Gesangsweise ein Mitglied der Gemeinde in Morpheus' Arme sinke. Bei den Kindern freilich war solches nicht zu befürchten. Nicht allein die Schauer stiller Andacht erhielten sie wach, dort in der dunkelsten Ecke der Sakristei, da lehnte ein merkwürdiges, freilich schon längst außer Gebrauch gesetztes, mit Spinnweben dicht besponnenes Instrument, das hange Furcht in ihrem Herzen erweckte und sie wach erhielt, ein Instrument, das einst dazu gedient hatte, die Schläfer aus ihren Träumen aufzustören: eine lange Stange, an deren Ende eine mit Erbsen gefüllte Schweinsblase befestigt war; ihr ohrenzerreißendes Rasseln mußte jeden Schläfer wecken. Wenn nun aber das letzte Amen gesprochen und die letzten Triller der Orgel verklungen waren, dann begaben sich die Familienhäupter in die Sakristei zum Prediger, um ihn zu begrüßen und die stehende Einladung ins Pastorat zum Mittagessen in Empfang zu nehmen. Ohne materielle Genüsse ging es doch auch damals nicht ab, doch der Festbraten war durchaus nicht die Hauptsache. Ein unbeschreibliches Gefühl durchdrang alle, ein Festgefühl, daß unsrer heutigen Zeit völlig fremd geworden ist; eine weihevoll, andächtige Stimmung war über die Versammlung ausgegossen, welche an diesem Tage selbst den ärgsten Fragenichts, der sonst vor keinem Streiche zurückschreckte, in den Schranken der Sitte und des Anstandes hielt. Sein Mittagsschläschen aber ließ der Herr Pastor sich nicht nehmen, ob er auch das Haus voller Gäste hatte, und gerade diese ungezwungene Sitte, die von keiner zeremoniellen Frömmigkeit etwas wußte, war der beste Beweis der damals herrschenden Gastfreundschaft sans phrase, welche von Herzen kam und zu Herzen ging, und die Gäste sich wohl und heimisch fühlen ließ.

Ein jedes Fest hatte damals noch seinen streng ausgesprochenen Charakter, hatte seine besonderen Sitten und Gebräuche, von denen

noch wenige in abgeschwächter Gestalt in unsre Zeit mit herübergenommen sind, nur in einigen wenigen Häusern sich in ihrer damaligen Form erhalten haben. Der Volksgeist, der in unsrer alle charakteristischen Eigentümlichkeiten verwischenden Zeit immer mehr und mehr in den Hintergrund tritt, pulsierte noch frisch und lebensvoll in der alten Generation.

Da war vor allem der Neujahrs- oder, wie er damals allgemein hieß, der *Silvesterabend*. Wir finden Anklänge an den alten heidnischen Glauben, welcher in der Zeit, wo die Tage am längsten und am kürzesten sind, den beiden Zulfesten des Jahres, verborgenen überirdischen Kräften freien Spielraum gestattet. Es gab wohl kein einziges Haus in unserer Heimat, wo die Silvesternacht nicht für eine Zeit galt, in welcher verborgene Kräfte mehr als sonst mächtig waren. Schrieb doch der Landwirt den zwölf zwischen Weihnachten und dem heiligen Dreikönigstage liegenden Zultagen einen unbedingten Einfluß auf die Witterung der zwölf Monate des Jahres zu. Der Neujahrsabend aber und die Neujahrsnacht galt n für die Zeit, wo jedermann eine Frage an das Schicksal frei hatte, wo mit Hilfe der im Verborgenen waltenden Mächte der dunkle Schleier, der die Zukunft bedeckt, gelüftet werden konnte. Die gebräuchlichste Art der Fragestellung war „das Glückgießen“. Es gehörte unzertrennlich zur Feier des Silvesterabends und selbst die Erwachsenen ließen sich nicht nehmen, sich daran zu beteiligen. In den Herren- und Leute-stuben wurde das Schicksal eines jeden einzelnen je nachdem mehr oder minder gelungenem Gusse zu erkunden gesucht.

Da standen aber auch auf dem Tische eine Menge umgekehrter Teller, unter denen Salz und Brot als Zeichen des eigenen Herdes, Sand als Vorbote des Todes und andere derartige Dinge als unfehlbare Verkünder der nächsten Zukunft lagen. An einem anderen Tische aber drängten sich die jungen Mädchen um eine mit Wasser gefüllte Schüssel, auf der teils mit kleinen Wachslöchchen, teils mit bunten Fähnchen geschmückte halbe Walnußschalen umherschwammen, diese die örtlichen Heiratskandidaten, jene die Kandidatinnen vorstellend, und dem blinden Zufall blieb es überlassen, wer von diesen für einander bestimmt sei, wenn ihm nicht dann und wann ein klein

wenig nachgeholfen wurde. War aber dieser Versuch resultatlos verlaufen, dann gab es der Mittel noch gar viele, um das spröde Drafel zum Sprechen zu bringen: da mußte ein Blick in den Spiegel um die Mitternachtsstunde helfen, oder die salzigen Pfannkuchen wurden gebacken, deren Genuß auch in der Johannisnacht üblich war, um den Zukünftigen zur Überreichung des Glases Wasser zu zwingen.

Wie tief aber die alten Reminiszenzen in der damaligen Generation noch steckten, das bewies auch der h e i l i g e D r e i k ö n i g s = t a g , der letzte der Zultage, wo Kinder und Leute, bis zur Unkenntlichkeit verummumt, die drei Könige aus dem Morgenlande darzustellen sich bemühten. Stattlich herausgeputzt erschienen Kaspar, Melchior und Balthasar, und der Gesang der alten Weihnachtslieder an der Krippe zu Bethlehem wechselte ab mit phantastischem Mummenschanz und jubelndem Maskenreigen.

Zimmer mehr und mehr ist auch die alte P a l m s o n n t a g s = f i t t e unsrer Heimat verschwunden, sich gegenseitig mit dem Palmengruß zu wecken. Welchen Ehrgeiz setzten die Kinder, ja oft selbst Erwachsene darin, die ersten zu sein, die mit ihren Palmen die übrigen Familienglieder aus den Federn klopfen, welsch ein Aufwand an kindlicher Schlaueheit wurde da entwickelt, um den andern den Rang abzulaufen. Da spielte die alte Wärterin eine gar bedeutende Rolle; wer es verstanden hatte, sich ihre Beihilfe zu sichern, war sanft gebettet, und konnte, nachdem er selbst durch ein paar leichte Schläge und mit den beglückwünschenden, aus vollem Herzen kommenden Worten: „Spals fa pupohls!“ erweckt worden war, lange vor Tagesanbruch die andern aufstören und jubelnd durch das ganze Haus stürmen. Nur noch in wenigen Häusern hat sich diese alte Sitte erhalten, ebenso wie in Skurland der Brauch fast ganz verschwunden ist, am zweiten Ofterfeiertage statt der Palmen mit frischem Blätterzschmuck bekleidete Birkenzweige unter dem Rufe: „Schmuck Oftern!“ zu benutzen. Dieser alte, jetzt fast vergessene Gebrauch, die Palmen und die grünen Birken, sollte wohl eine Hindeutung enthalten auf die holde Ostara, die Göttin des wiedererwachenden Lebens; sie waren ein Zeichen dafür, daß das O f t e r f e s t damals noch als zwiefaches Auferstehungsfest, als doppeltes Freudenfest galt. Mit welcher Teil-

nahme beteiligte sich damals noch alt und jung an dem Färben der Eier, und mühte sich nach Kräften, sie so schön als nur irgend möglich auszustatten, während solches heute fast ausschließlich den Diensthoten überlassen wird. Die Anilinfarben waren damals noch unbekannt, und die verschiedenartigsten Färbestoffe, die heutzutage fast vergessen sind, wurden da mit zum Dienste herangezogen. Fernambuk und Brasille, die schwarze pikku sahliß, Zwiebelschalen, Wollenfäden und Seidenläppchen, Leberblümchen und die verschiedenen Gräser dienten dazu, die verschiedensten Farbennüancen herzustellen, und jeder Teilnehmer mühte sich, den von ihm gefärbten Eiern ein charakteristisches Merkmal zu geben, an welchem er sie zu erkennen vermochte, wenn sie aus dem brodelnden Kessel genommen wurden.

Das Osterfest war ein Familienfest im vollsten Sinne des Wortes, und mehr noch als an anderen Tagen fühlten die versammelten Gäste sich als Glieder einer gemeinsamen Familie. So mancher alte Herr ließ es sich nicht nehmen, dieses Gefühl zum Ausdruck zu bringen, und bei der üblichen Überreichung des wohl eigenhändig gefärbten Eies dem damals noch zu Recht bestehenden Grundsatz: „Ein Küßchen in Ehren, kann niemand verwehren!“ der jungen Mädchenwelt gegenüber volle Geltung zu verschaffen. War doch zeremonielles Wesen, steife Brüderie eine noch völlig unbekannte Sache, unbesangene, naive Heiterkeit herrschte überall, wohin man nur blickte.

Wie in den Sultagen des Winters, so wachten auch in der *J o h a n n i s z e i t*, dem alten Mittsommerfest, alte, sonst längst verklungene Töne wieder im Herzen der Menschen auf, nur nahmen die alten Mären lokale Färbung an; die lettischen alten Wärterinnen hatten dafür Sorge getragen, daß Wuotan, dessen Sonnenaugen die Welt bestrahlte und frohes Leben ringsum erweckte, sich in den lettischen Gott der Freude, den heiteren Lihgo, verwandelt hatte. In einem bist du, selige, fröhliche Weihnachtszeit zu allen Zeiten dir gleich geblieben. Zu allen Zeiten, damals wie auch jetzt, zieht der Geist der Liebe wie ein roter Faden als leitendes Motiv durch dich hin; doch die alte, bescheidene, selbst am Geringsten sich erfreuende Genügsamkeit ist unserer heutigen Jugend verloren gegangen.

Beneidenswert war die Zeit, wo alt und jung, wo groß und klein noch für wahre Freude voll empfindlich war; sie war gerade infolgedessen reicher an Glück, und wer sie mit erlebt, der wird ihrer mit inniger Liebe gedenken, und der Wunsch wird sich in seinem Herzen regen, daß auch dem heutigen Geschlechte ein derartiger Lebensfrühling blühen möge, wie er ihn in seiner Jugend genossen. Unvergeßlich aber ist die Erinnerung an das, was einst gewesen, in unsere Herzen gegraben, an jene Epoche, die mit vollem Recht den Namen führt „die gute alte Zeit!“

IV.

Jagdbilder aus dem alten Livland.

Diese Jagderinnerungen aus den vierziger Jahren wurden 1891 in der „St. Petersburger Zeitung“ (Nr. 57 ff.) veröffentlicht. Der Verfasser nennt sich nicht. Vergleicht man jedoch einige Stellen in den von Jul. Eckardt herausgegebenen „Erzählungen meines Großvaters“ (Leipzig 1883, S. 104 ff.) mit den nachfolgenden Erinnerungen so liegt die Vermutung nahe, daß er auch diese niedergeschrieben habe, die es wohl wert sind, wieder aus der schwer zugänglichen Verborgenheit hervorgeholt zu werden.

* * *

Wenn der Drang der Geschäfte es irgend gestattete, nahm mein Vater je einmal im Frühjahr und im Herbst für acht Tage Urlaub. Wir wußten alsdann, daß die „reguläre Woche“ vor der Tür stehe und daß derselben ihr gutes Recht gewahrt werden sollte. Hinter dieser Bezeichnung steckte eine scherzhafte Anspielung auf die alte Jägermeinung, nach welcher zum „regulären“ Verlauf der Woche gehören sollte, daß jeder Tag derselben mindestens einer waidmännischen Beschäftigung gewidmet würde. Der Saturnalia regna, zu denen das buchstäblich gegolten erinnerten sich auch die ältesten Leute nur noch undeutlich, das Gedächtnis dieser Zeiten aber sollte durch zwei jährlich begangene Festwochen aufrecht erhalten werden, deren eine dem „Jungwild“, die andere dem Parforce- und Hegerreiten gehörte.

Im engeren Sinne des Wortes bedeutete die „reguläre Woche“ allein die erste dieser beiden Feierzeiten — die der Pflege von Auerhahnbalz, Birkhühnerjagd und Schneepfenstand gewidmete Frühjahrsvereinigung, zu welcher ein halbes Duzend alter Freunde auf dem Gute des Baron K. zusammzutreffen pflegte. Ohne Rücksicht darauf, daß das Erwachen des nordischen Frühlings in die Periode unaufhörlich wiederkehrender Witterungsumschläge und schier „grundloser“ Wege fällt, machte man sich auf, sobald die herrlichen Tage angebrochen waren, wo das Land voll Seen und gewaltiger Flüsse im Glanz der wiederkehrenden Sonne seine Auserstehung feiert, wo ein feuchter Dunst, wie auf der See die Luft verdeckt, aus unabsehbaren Schneetristen die schwarzen Felder sichtbar werden und jedes kleine Rinnsal zum mächtigen Strome anschwillt.

Weit von der Heerstraße abliegend, rings von dunklen Tannewäldern und feuchten Moorgründen umgeben war K.hof das Jagdgut, wie es im Buche steht. Der niedrige, langgestreckte Holzbau des alten, seitdem längst von der Erde verschwundenen Herrenhauses sah selbst wie ein greiser, in Sturm und Wetter gebräunter Jägermann aus. Aus seinen Fenstern waren so zahlreiche, wohlgezielte Schüsse gefallen, in seine Fenster so häufig Hörnerklänge und Büchsendetonationen gedrungen, daß die Bewohner kaum mehr auffahen, wenn Gebell und Heulen aus dem nahen Hundehause die Annäherung jagdbarer Tiere verkündeten. In nördlicher Richtung an eine Mühlenstauung gelehnt, im Westen und Süden von dunklen Tannengehölzen eingerahmt, nahm der Hof des Gutes sich wie eine Waldschonung aus. Vom Herrenhaus und Herberge aus konnte binnen weniger Minuten ein Waldschneepfenpfad erreicht werden, der seinesgleichen suchte — in der Mühlenstauung wimmelte es von Fischen und auf den Gemüsebeeten des nahen Küchengartens suchten und fanden Hasen und Hühner der Nachbarwiese von alters her ihr Lieblingsfutter.

In dem kleinen behaglichen Hause aber waltete ein Geschlecht richtiger Männer, dessen Jägertugenden ebenso sprichwörtlich waren, wie die musikalischen Anlagen der Familienglieder. Innerhalb des Kreises, der sich um ihn versammelte, bekleidete der K.hoffsche die

Würde des Oberjägermeisters. In waidmännischen Künsten lang- und wohlverfahren, nahm der vornehmlich mit landwirtschaftlichen und agrarreformatorischen Interessen befaßte Herr indessen nur an Netz- und Parforcejagden teil, die Leitung der Jungwildunternehmungen blieb einem jüngeren Bruder überlassen, der zugleich für den Repräsentanten der hohen musikalischen Begabung der Familie gelten konnte. Ohne tiefere künstlerische Bildung erworben zu haben, besaß Baron E. K. alle Eigenschaften des geschmackvollen Sängers und als Klavierspieler ein Improvisationstalent, das allein von dem seines Veters Paul K. übertroffen wurde. Wegen seiner unvergleichlichen Tenorstimme und seines Vortragstalents war ein anderer Vetter seinerzeit auf dem Wege zu europäischer Berühmtheit begriffen gewesen. Allen ihm gemachten Anerbietungen zum Trotz, hatte derselbe indessen die Pürschpfade der heimatischen Triften der Pariser und Dresdener Künstlerkarriere, — Vogelsang, Büchsenknall und Tannenschatten den ihm in Aussicht gestellten Opernchören, Beifallsjalben und gemalten Kulissen vorgezogen und damit das bessere, mindestens das sicherere Teil gewählt. Erschien der gefeierte Sänger einmal im Kreise der „Regulären“, so machte die Anziehungskraft seines Talents, selbst den Freuden Konkurrenz, zu deren Genuße die alten Kameraden sich eigentlich versammelt hatten. Und Kameraden im vollsten ursprünglichsten Sinne des Wortes waren und blieben die Männer, die durch ein halbes Menschenalter alljährlich während der zweiten Aprilwoche in den beiden engen Stuben der K.hoffschen Herberge ihr Wesen trieben.

Wenn die hier verbrachten Tage den Teilnehmern Höhepunkte des Daseins zu bilden deuchten, so stand das mit den Grundlagen ihrer Lebensanschauung im engsten Zusammenhange. Ihnen bedeutete Zuverlässigkeit in der Freundschaft die höchste Tugend, vertrauter Verkehr die reinste Freude des Mannes. „Warum gibt es so wenige Häute?“ hatte der treue Hauslehrer R. in Veranlassung eines Vertrauensbruches gefragt und dadurch die Bezeichnung „Haut“ zum höchsten epitheton ornans des Freundeskreises gemacht. „Der Haut“ lautete die Inschrift des Bechers, der dem Oberjägermeister zur Silberfeier der regulären Woche überreicht wurde

— der Begriff der „Haut“ aber hatte im Laufe der Jahre eine über den ursprünglichen Sinn des Wortes hinausgehende Bedeutung erlangt. Seit der schweren Krisis der vierziger Jahre waren Gesinnungsverwandtschaft und selbstlose Hingabe an die Sache der Agrarreform zu so unentbehrlichen Bedingungen engerer Gemeinschaft geworden, daß von der zeitweise umfassenderen Gesellschaft der Regulären allein der alte erprobte Stamm übrig blieb. Vollends nachdem im Jahre 1847 die Gegensätze zwischen Agrarreformern und Antireformern auf die Spitze getrieben worden waren, schien vertrauterer Verkehr mit „Schecken“ (Männern von zweifelhafter Farbe) nicht mehr durchführbar zu sein. Schließlich waren selbst der klassische Wald- und Tierkenner Herr v. J. und sein Piqueur Grau „der konservativen Sache zu Liebe“ aus R.'hof weggeblieben. Dafür hatte man um dieselbe Zeit an den Herrn v. A. und v. W. wertvolle Neuerwerbungen gemacht. Auf den letzteren konnte man sich noch sicherer verlassen „wie auf sich selbst“, der erstere aber glänzte durch die Eigenschaften eines unverwundlich guten Gesellschafters, freisinnigen Gutsherrn, ausgezeichneten Schützen und tollkühnen Reiters. Er war es gewesen, der die berühmte Wette von 1843 gewonnen, binnen vier Stunden und bei nur viermaligem Pferdewechsel 18 deutsche Meilen zurückzulegen und nach Ablegung dieses Probestückes eine Frische gezeigt hatte, die selbst von den Regulären angestaunt worden war.

Mit der Aufnahme dieses würdigen Genossen war der Zirkel der „Woche“ geschlossen worden. Als Hausmeier und Pfadfinder derselben waltete bis an sein seliges Ende der alte Förster Reinwald, eine der merkwürdigsten Jägergestalten, die jemals zwischen Na und Embach über einen Moosmorast geschritten sind. Er war es, der meinen Vater in den wichtigsten „nur ganz alten Jägern bekannten“ Erfahrungsgrundsatz einweihete „wo sie sind, da sind sie und wo sie nicht sind, da sind sie gar nicht“, nämlich die Wirt- und Feldhühner, deren Studium der würdige Herr sich zur Lebensaufgabe gesetzt hatte. Noch im hohen Alter besaß der R.'hoffsche Förster eine Schärfe des Auges, die den Neid der Jüngsten erregte, mit dem Gehör des seltenen Mannes aber war um diese Zeit eine höchst

wunderbare Wandlung vor sich gegangen. Wie als Jüngling vermochte Reinwald auch als Greis auf unglaublich erscheinende Entfernungen alle Regungen jagdbarer Tiere wahrzunehmen, Auerhahnrufe, Birchhuhngepipse und Schnepfenpeifen zu erkennen; dafür war es ihm unmöglich geworden, die Richtungen zu unterscheiden, aus welchen die Töne an sein Ohr drangen. Auf dem rechten Wege ist der Biedermann dennoch sein Lebtag geblieben und in verdientem Ansehen gestorben. Wie alle großen Männer litt übrigens auch er an einer gewissen Einseitigkeit. Bei Jungwildjagden als erster und letzter auf dem Platz, blieb Reinwald dem Hetz- und Parforcereiten hartnäckig fern; um eines zu Tode getriebenen Hasen oder Fuchses willen Lärmens und Aufhebens zu machen, mochte gegen Neigung und Würde des Wald- und Tierfreundes der alten strengen Observanz streiten.

Des besten Schützen der damaligen Zeit, eines Kandidaten der Theologie, der Waldschnepfen — sage Wald- und Zugschnepfen — mit der Kugel schoß, darf hier nur beiläufige Erwähnung getan werden. Obgleich Freund B. für die Passion seiner Studenten- und Hauslehrerjahre bis in das Alter ein Herz behielt (zwischen Oculi und Palmarum soll der Herr Pastor um die Waldschnepfenstunde häufig im Wäldchen gesehen worden sein, in welches der Kutscher Jurre kurz zuvor eine Flinte getragen hatte), hörte er von der Sache in Laienkreisen doch nur ungern reden. In der „regulären Woche“ hatte B. überdies nur ein- oder zweimal und das während seiner vorpastoralen Zeit teilgenommen. Dem hypochondrischen Ernst des früh gealterten Mannes mögen der derbe Frohsinn und die Unermüdllichkeit der A. Hoffschens Veteranen schon damals gegen den Strich gegangen sein.

Freie Stunden gab es innerhalb der Erholungsstunde allerdings nur wenige. — Bei „klein Tag“, d. h. lange bevor der Morgen über der Toilette (einem benachbarten Wäldchen) zu grauen begonnen, pochte Reinwald laternenbewaffnet an die Tür der Herberge und zehn Minuten später befand man sich auf dem Wege zur Auerhahnbalz, einem von undurchdringlichen Sümpfen umgebenen Gehölz, auf dessen höchsten Tannen der Hahn sein Weibchen zu locken pfllegt.

Den scheuen Vogel vermag allein der Kundige zu beschleichen, der seine Sprünge so einzurichten weiß, daß beide Füße die Erde erreicht haben, bevor die Triller des Lockrufs beendigt sind und der verbende Liebhaber sich wieder in den aufmerksamen Späher verwandelt hat. Und nur kurze Stunden sind es, zu denen die schwierigen und angreifenden Sprünge durch Eumpf und Gestrüpp überhaupt der Mühe lohnen. Der erste volle Strahl der Sonne macht der Luft ein Ende und vertreibt den Hahn von seiner gefährlichen Warte. Dem Jäger bedeutet das aber nicht mehr als eine kurze, kaum nach Minuten zählende Frühstückskraft. Der Weg zum A.'schen Birkengehege, den ein Teil der Gesellschaft einschlägt, ist ein ziemlich entfernter und muß zurückgelegt sein, bevor Licht und Lärm des Tages die Hühner von der Ruhestätte verscheucht, die Ketten gesprengt haben. Ebenso rüstig müssen die Schützen bei der Hand sein, die unter Führung des Buschwächters dem der „Paddes“ benachbarten großen Moosmorast einen Besuch abstatten und „vor dem Hunde“ schießen wollen. Mit leerer Tasche mag man sich nicht zeigen und die Mittagsstunde, zu welcher der Heimweg angetreten werden muß, schlägt erfahrungsgemäß früher, als man sich dessen versieht. Eben ist man im Zuge und schon wird das Signal zur Retraite gegeben, die wegen des üblen Zustandes der ländlichen Wege zu Fuß zurückgelegt werden muß. Halb aufgewacht und halb von der Aprilsonne geröstet, trifft die ermüdete Schar just in dem Augenblicke vor der Herberge ein, wo es zu Tisch geht — nicht zum raffinierten Jagddiner der Neuzeit, sondern zu der einfachen, aus drei vorzüglich bereiteten Gängen bestehenden Familientafel, die der Landesbrauch ein für alle Male festgesetzt hat.

Nachmittags wird zwei Stunden von den Strapazen des Morgens ausgeruht, allzu lang darf aber die Siesta nicht währen, weil der abendliche Waldschneppenstand sonst um sein Recht gebracht werden könnte. Wenn die Sonne über der Mühlenstaue sinkt und die Schwalben den heimischen Nestern zustreben, greift man zum Gewehr, um den bekannten Weg in das benachbarte Wäldchen einzuschlagen und beim Scheiden des Tagesgestirns in der Schonung Posto zu fassen. Feierliches Schweigen hat sich über das dunkle

Tannengehölz gebreitet, dessen dichte Wände das reiche Farbenspiel des Sonnenunterganges kaum an einzelnen lichten Stellen zu seinem Rechte kommen lassen. Ein leichter Windeshauch bewegt die Spitzen der mächtigen Bäume, über denen ein schmaler Ausschnitt des dunkelnden Abendhimmels hineinsieht. Gespannten Blickes, das schußbereite Gewehr im Arme, steht der Jäger lauschend da, um das Erscheinen der langbeinigen Vögel am Rande des engen Schußfeldes zu erspähen. Von den Stimmen des Waldes ist eine nach der anderen verstummt, selbst das leise Rascheln im Strauchwerk des Unterholzes zur Ruhe gekommen, da kündigt feines, allein geübtes Ohren vernehmbares Pfeifen das Herannahen des erwarteten Juges an. Über den äußersten Spitzen der nördlichen Baumwand werden einzelne dunkle Punkte sichtbar, — einen Augenblick darauf fallen zwei rasch hintereinander abgefeuerte Schüsse, denen das Niederstürzen der glücklich erlegten Beute folgt. Das „Doublette“ wird in die Jagdtasche gesteckt und durch die stille Abendlandschaft der Heimweg angetreten. Der schmale rote Streifen, dessen man beim Verlassen des Waldes gewahr wird, bezeichnet die Stelle, an welcher der scheidende Tag seine letzten Lichter aufgesteckt hat, die Dämmerung des nordischen Frühlinges aber dauert noch eine Weile an und läßt den zum Hofe führenden Weg erkennen. Worte werden während dieses erquickenden Ganges kaum gewechselt. Was über die Erlebnisse des vergangenen und die Aussichten des kommenden Tages zu sagen gewesen, ist längst gesprochen, die beruhigende Abendzigarre glücklich in Brand gesteckt und die Friedensstimmung der Landschaft den Jägern so tief in die Seele gedrungen, daß sie schweigend nebeneinander herhschreiten. Am Rande des Gehölzes ist der alte Förster in sein einsames Forsthaus abgescwenkt, — Baron E. aber sieht still und ernsthaft vor sich nieder, indem er eine der melancholischen Weisen pfeift, die Wesen und Grundstimmung des frischen und scheinbar heiteren Mannes deutlicher kennzeichnen, als Worte irgend vermöchten.

Dauernd dürfen indessen diese Stimmungen nicht Platz greifen; beim Eintritt in das Haus schallen vom Teezimmer vielstimmiges Gespräch und heiteres Gelächter den Ankömmlingen entgegen. Der

Oberjägermeister, der tagsüber in Haus und Wirtschaft gewaltet, verlangt seinen Teil von der Anwesenheit der Gäste, die bisher ausschließlich seinem Walde angehört zu haben scheinen. Es ist Mittwoch Abend und der Hausherr hat in seiner Eigenschaft als Kirchspielrichter soeben die wöchentliche Sitzung beendet, von welcher er regelmäßig die ergößlichsten Dinge zu berichten weiß. Der Typus des „Halbdeutschen“, der dicke Müller D., ist wieder einmal zu Gericht gewesen und hat die Aufforderung des Kirchspielrichters, eine Ehrenschuld seines verstorbenen Vaters zu bezahlen, mit einem der nur ihm zu Gebote stehenden Kraftworte, mit der Erklärung „Toter Mann hat keine Ehr' und ich schwäch' mir“ abgelehnt. Dann ist nach mehrwöchentlicher Abwesenheit der lange „Kreuzburger Fankel“, ein beliebter jüdischer Pferdehändler aufgetaucht. Er hat nicht nur neue Pferde, sondern neue vortreffliche Geschichten mitgebracht und u. A. Herrn M. (einen wenig beliebten, alle Zeit freundlich tuenden Nachbar) mit der Bemerkung, „der A.'hoffsche wäre ein guter Herr, wenn er keinen schlechten Charakter hätte“, wahrhaft unübertrefflich charakterisiert. Noch treffender hat sich freilich der Verwalter N. ausgedrückt, als er bei Gelegenheit derselben Sitzung nach der Zuverlässigkeit gewisser Angaben seines Gutsherrn gefragt wurde. „Der Rittmeister“, so hatte dieser klassische Zeuge gesagt, „der Rittmeister lügt wohl auf Jagd und auf Pferde — auf Landwirtschaft und auf Vieh sagt er gewöhnlich die Wahrheit“. — Nach einigen Bemerkungen darüber, daß mit diesen Ausprüchen große und weitverbreitete Menschengattungen ein für allemal bezeichnet worden, schlägt die Unterhaltung eine veränderte und bedeutendere Richtung ein.

Während Tagesfragen verschiedener Art mit zunehmender Lebhaftigkeit erörtert werden, hat der weibliche Teil der Gesellschaft sich vom Tectisch erhoben und den anstoßenden Salon aufgesucht, — denselben Salon, durch dessen Fenster der frühere Besitzer A.hofs Anno 1827 von dem wilden Vetter Georg (dem Bewerber um die Hand einer der anwesenden älteren Damen) erschossen worden war. Gleichzeitig hat Baron E. das Zimmer verlassen; er sitzt am Flügel und variiert dieselbe Weise, die er während des Heimganges vom Schnepfenstande vor sich hingesummt hatte. Bald geht er zu an-

deren Melodien über, die unvermerkt durcheinander geschlungen werden, und schließlich erraten lassen, daß der Spieler mit dem Vortrage des Schubert'schen: „Ich grolle nicht“ zu schließen gedenkt. Die Anwesenden unterbrechen das Gespräch, um dem vollen Klang der zu ihnen herüberklingenden weichen und tiefen Bruststimme aufmerksam zuzuhören — zu ihrem Gegenstande kehren sie erst zurück, nachdem des Hausherrn vertrauter Diener in der Thür erschienen ist, um an die in der Herberge harrende Punschbowle zu mahnen. Dem warmen erquickenden Getränk wird die gebührende Ehre angetan, die Unterhaltung mit erhöhtem Eifer aufgenommen und bis nach Mitternacht fortgesetzt. Anderen Morgens ist man nichtsdestoweniger vor Sonnenaufgang auf dem Platz und so geht es weiter fort, bis die reguläre Woche zu Ende gegangen und einer langen Reihe irregulärer Wochen und Monate gewichen ist.

Wenn Götz von Berlichingen die Jagd einen „kleinen Krieg“ genannt hat, so meinte er damit unzweifelhaft die Hetz- und Parforcejagd, wenn auch nicht gerade diejenige, die alljährlich während der zweiten Oktoberwoche über die Ebenen Nijens brauste. Lustiger und wilder hat dieser kleine Krieg nirgends geführt werden können, als auf diesem prächtigen Revier und im Strahl der nordischen Herbstsonne, die hinter dem Löwenthrone¹⁾ blutrot aufgegangen ist. Bald nach 8 Uhr hat die Meute sich auf den Weg gemacht, eine halbe Stunde später der Oberjägermeister den riesigen Zug eröffnet, der dem bewährten Führer im kurzen Trabe auf den Kampfplatz folgt. Am Rande der hinter Großhof gebreiteten Haide, ist der Vortrab hinter einem Tannengebüsch verschwunden, das von den losgeköpelten Spürhunden eifrig durchsucht wird.

Seit Herr v. M. und dessen Oberpiqueur, der alte Grau, nicht mehr von der Partie sind, hat Leutnant F. den Oberbefehl über die Meute übernommen und den an seine Geschicklichkeit gestellten Anforderungen im vollen Maße entsprochen. Ein ehemaliges Mündel des Oberjägermeisters, hatte dieser Herr schon im Knabenalter als tollkühner Reiter und als Bursche, der keinen Spaß verstand, von sich reden gemacht, — sechzehnjährig den gestrengen Vormund wegen

¹⁾ 1¹/₂ Werst von Seyershof.

eines allzu barschen Verweises „auf zehn Schritte, gezogene Läufe und 2 Kugeln“ herausgefordert und „diesen Vorschlag zur Güte“ erst zurückgezogen, als der humoristisch-väterliche Freund ihm den Kartellbrief mit einem Druckfehlerverzeichnis und dem Bemerken zugesandt hatte: „Schieben wir die Sache auf, bis Du es zu korrekten Herausforderungsskripturen gebracht hast.“ Aus dem wilden Knaben war ein frischer, tüchtiger Mann und brauchbarer Offizier, später ein eifriger Landwirt, aus dem verwegenen Reiter ein Parforcejäger geworden, der sich den schwierigen Posten an der Spitze des Vortrabs nicht nehmen ließ. — Daß der Oberjägermeister in der vordersten Reihe des Hauptkorps seinen Platz behauptete, verstand sich von selbst; er hatte das nicht nur seiner Würde, sondern auch der Geschwindigkeit seiner „Wolke“ zu danken, der unvergeßlich großen Rappstute, die stets dem übrigen Zuge voraus war. Dicht hinter dem Bruder hält Baron G., schon aus der Entfernung an dem gelbgänzenden, aus weichem Rossfell gefertigten Pelzrock und den großen russischen Windhunden kenntlich, die er selbst an der Leine führt. Ihm schlossen sich der unermüdete Herr v. M., der Ordnungsrichter Th. und der Syndikus an, soweit der Letztere auf seinem kleinen Fuchs mit den besser berittenen Gefährten Schritt halten konnte. Ihm zur Rechten trabt Friedrich v. S., der als naher Freund des Hauses zu keinem seiner großen Tage fehlen darf und durch die Eleganz seines Aufzuges den Städter verrät, der nur beiläufig Jäger ist. Desto ernster wird die Sache von unserem allbeliebten S. genommen, dem Schwiegersohne des Oberjägermeisters, der, was er macht, vortrefflich macht und mit seiner anerkannten Tüchtigkeit die lebenswürdigste Bescheidenheit verbindet. Natürlich fehlt auch sein Wetter Baron —a— nicht, denn er weiß sich von den Veteranen des Kreises ebenso geachtet wie geliebt.

Zu dem alten Stamm haben sich diesmal außerordentliche Ehrengäste gesellt, die durch den Ruf der Rujeischen Jagd und durch freundschaftliche Beziehungen mit ihrem Leiter zum Erscheinen veranlaßt worden sind. Fölkterjahn (Hamilkar v.) hat die Einladung des treuesten seiner Anhänger nicht ausschlagen können und trabt auf einem stattlichen Braunen majestätisch einher. Er hat seinen

Better, den Kammerherrn und späteren Minister des Inneren, Grafen Walujew, mitgenommen, um den in der Petersburger Hofatmosphäre emporgekommenen schönen und eleganten Herrn livländische Land- und Waldesluft atmen zu lassen. Der Mode entsprechend trägt der Kammerherr sich englisch. Der weltkundige Mann spricht indessen ebenso gut deutsch wie russisch oder französisch und verrät durch die Verbindlichkeit seines Wesens, daß das Parfett ihm geläufiger ist, als die Moorhaide. Eben wechselt er mit dem Herrn Better ein paar Bemerkungen über Wohlstand und gutes Aussehen der Rujenschen Bauernschaft (der ersten Gemeinde bäuerlicher Grundbesitzer im Lande), da verkündigen Waldhornklang und Hafulruf, daß der gesuchte Fuchs endlich „gehoben“ worden. „Haful! Haful!“ schallt es von allen Lippen und mit Windeseile brausen Roß und Reiter durch Busch und Bruch dem niedrigen Gehölz zu, in welches der Fuchs seine Zuflucht genommen.

„Nicht solche Freude stößt mir ein
Schlaf, Speiß' und Trank, — als wenn es schallt
Von allen Seiten „drauf, hinein!“
Und muntre Pferde Wiehern halt.“

Die Anführung aus Bertram de Borns feurigster Sirventeise ist noch nicht zu Ende gesprochen, als der Zitierende, ein flaumbärtiger Student, in dem Graben liegt, den der Reuling, auf kleinem Halbklepper unbedachtsamerweise zu nehmen versucht hat. Der Schaden beschränkt sich auf ein Bad im Regenwasser und der Gebadete muß mitlachen, wenn die vorübersprengenden Gefährten für ihn kein anderes Trostwort als das bekannte „wer bleibt, der kleibt“ übrig haben. Zehn Minuten später stößt er wieder zur Jagd, um in das laute „Halett“ einzustimmen, mit welchem der unglückliche Hase verfolgt wird, den die Hunde im Vorübergehen gehoben haben und dem sie den Garaus machen.

Über dem 57. Grade nördl. Breite ist Oktobertagen kurze Dauer beschieden. Es hat erst drei geschlagen und schon wird das Signal „Herwärts“ geblasen und durch Einsammlung der weitzerstreuten Meute das Zeichen zum Rückzuge gegeben. In demselben kurzen Trabe, in dem man gekommen, reitet man zur Herberge zurück.

Der von einem der Anwesenden gemachte Vorschlag, die Feier des Tages mit einem Wettritt zu beschließen, wird unter Hinweis auf die Ermüdung von Pferden und Reitern abgelehnt, — selbst der Leutnant verspürt, daß er sieben Stunden lang nicht vom Sattel gekommen und daß es für heute genug sei.

Inzwischen ist in der Hauptstube des Löwenkrugs die lange Tafel gedeckt und für die Jäger bereitgehalten worden. Aus Rücksicht auf die Anwesenheit seltener Gäste wird die Mahlzeit mit einer gewissen Feierlichkeit eingenommen, die Zahl der Schüsseln um eine vermehrt und der ungewöhnliche Aufwand von Trinksprüchen zugelassen. Aber noch bevor der Kaffee aufgetragen worden, haben sich derber Frohsinn und naturwüchsiges Behagen in gewohnter Weise eingestellt und den Anlauf zu modischer Förmlichkeit aus dem Geleise gebracht. Ganz so zwanglos, wie in den Tagen der „regulären“ Frühjahrswoche, kann es bei der Feier der Herbstjagd freilich nicht zugehen. Der Kreis ist ein erweiterter, der aus Piqueuren, Pferden und Hunden zusammengesetzte Apparat kompliziert und der Gefahr der Veräußerlichung ausgesetzt, — die Zulassung jüngerer Leute unvermeidlich. Es macht sich außerdem geltend, daß die reguläre Herbstwoche nicht (wie ihre ältere Schwester) aus sieben, sondern aus zwei, höchstens drei Tagen zusammengesetzt ist und daß sie nicht in einem Privathause, sondern in einer öffentlichen Herberge abgehalten wird. Soweit immer möglich, trägt der „alte Stamm“ indessen Sorge dafür, daß „alles beim alten bleibt“, daß die „Häute“ nicht zu Glacéleder zugeschnitten, die überkommenen Bräuche in Ehren gehalten werden. Daß man am Abend des ersten Jagdtages in memoriam der biederen Väter einen kleinen „Landsknecht“ marschieren ließ, ließ freilich schon zu meiner Zeit auf Heuchelei und geistlos gewordenes Formelwesen hinaus. Das junge Volk war von der Teilnahme an dieser Unterhaltung so vollständig ausgeschlossen, daß nicht einmal Versuche zur Beteiligung angestellt wurden, die alten Herren spielten ohne Feuer und „Überzeugung“ und warfen die Karten beiseite, sobald dem Herkommen genügt und ein verständiges Gespräch in Gang gebracht worden war. Vollends wenn der Pastor loci und die Nachbarn D. und C. herübergeritten kamen,

um die Gesellschaft im Löwenkrug zu begrüßen, so erschien es selbstverständlich, daß man von anderen Dingen als von Points und Tailen sprach; im übrigen bewies der Genius loci seine stille Macht in so unbesiegbarer Weise, daß Neuerungen niemals rechte Wurzeln zu schlagen vermochten. Einmal und nicht wieder entschloß man sich, den historischen Boden zu verlassen und statt im Rujenschen in der Umgegend von Fellin zu heßen. Die Jagd war vorzüglich ausgefallen, die Gastfreundlichkeit der Fellinschen Wirte über alles Lob erhaben gewesen, die aus Dorpat eingetroffenen Gäste hatten der Sache erhöhtes Interesse verliehen, — nichtsdestoweniger aber kehrte man im folgenden Jahre in das alte Nest zurück, um demselben treu zu bleiben, solange man die Flügel überhaupt noch regen konnte.

Damit ist es jetzt längst vorbei! Nachdem der Oberjägermeister „zu Bau gegangen“ und sein treuer Adjutant, der Leutnant, den Hals gebrochen, sind diesen Vordermännern die übrigen „Häute“ secundum ordinem und nahezu in derselben Reihe nachgefolgt, in welcher sie einstmals um den runden Tisch der großen Stube des Löwenkruges ihre Plätze eingenommen hatten. Auch Du bist unter die Erde gesunken, Freund Friedrich, der Du nicht sowohl den Jahren, als der Gesinnung nach der „alten Garde“ angehörtest und den wir Überlebenden eigentlich zu den unsrigen rechneten. Von den Genossen Deiner besten Tage hast Du Dich auch im Tode nicht trennen, nicht zurückbleiben wollen in der modernen Welt abgestempelter Fachleute und rotbetrackter Jäger. Vorüber ist die Zeit der *u n g e e r b t e n* Häute, der unmittelbaren Naturen, die nur zuzugreifen brauchten, um in der Übung freigewählter Pflichten und im Genuß selbstgeschaffener Freuden volle Befriedigung zu finden.

Die Zeiten, wo der Mensch mehr galt als die Summe seiner Leistungen, kehren nicht mehr wieder. Reife Männer mit jugendlichen Herzen und jugendlicher Freude an kameradschaftlichem Verkehr kommen — wenn überhaupt — nur als seltene, unverstandene Ausnahmen vor. Der alte Reinwald hat ganz Recht gehabt: „Wo sie sind, da sind sie, und wo sie nicht sind, da sind sie gar nicht.“

V.

Erinnerungen an „Alt-Neubad“ um das Jahr 1850.

I.

Die nachstehenden Erinnerungen eines leider ungenannten, bloß mit der Chiffre „sz“ bezeichneten Verfassers sind zuerst 1886 in der „Baltischen Monatschrift“ (Bd. XXXIII, 709 ff.) veröffentlicht worden. Sie entwerfen ein anziehendes Bild des Lebens und Treibens in dem alten stillen livländischen Badeort, der auch heute noch trotz seiner Dampferverbindung mit Riga sich von dem geräuschvollen Getriebe freigehalten hat, wie es an dem „rigaschen Strande“ herrscht. —

* * *

Ein neues Bad war Neubad ja schon um 1850 nicht mehr, und es möchte zweifelhaft sein, ob es jemals ein solches gewesen. Soweit die Erinnerung des Landes reicht, hatte diese Örtlichkeit den Charakter würdigen Alters getragen und eine Verkörperung des guten, lustigen, noch in seinem Urzustande begriffenen alten Livland dargestellt und sich, wie gelegentlich behauptet wurde, zu Livland verhalten wie Livland zu der übrigen Welt. Vom Standpunkte derer freilich, die zu den Zeiten unserer Großväter in dem alten Lande ihr Wesen trieben, erschien alles, was mit Strand- und Badeleben zusammenhing, jung und neu, denn der Gedanke, daß man den Sommer anderswo als zwischen den heimischen vier Pfählen verbringen könne, war damals ebenso unerhört wie das Bedürfnis nach Muskelspannung und Nervenstärkung. Noch in den

dreißiger und vierziger Jahren wurden Unternehmungen solcher Art für Ausgeburten kühnen und anspruchsvollen Wagegeistes angesehen, für Luxusartikel, auf welche Landbewohner und Kleinstädter vom alten Schrot und Korn sich im regelmäßigen Verlauf kaum einließen und die sich für sie nicht recht schickten.

Bewunderlich konnte das kaum genannt werden. Noch in den Tagen der ersten rigaer und dorpater Dampferunternehmungen, der berühmten Wagnerschen „Juliane Clementine“ und der noch berühmteren, in der Geschichte Dubbelns Epoche machenden „Unity“ war die Fahrt nach Reubad von Schwierigkeiten umgeben, deren Überwindung Entschlossenheit und Abenteuerlust erforderte. Drei Straßen führten zu dieser merkwürdigen Erdgegend und alle drei konnten nur mit eigenen oder gemieteten Pferden zurückgelegt werden, weil die Post sich auf dieselben nur höchst ungern einließ, nicht wegen der Größe der Entfernungen, sondern wegen der Beschaffenheit der durch endlosen Sand geführten Wege! Hier galt der Hegelsche Satz, nach welchem die Quantität schließlich in die Qualität „umschlägt“, in der Umkehrung; die an und für sich mäßigen Entfernungen dehnt sich zu Unendlichkeiten aus, weil sie im Schneckenschritt zurückgelegt werden mußten.

Wer aus dem Herzen des Landes oder von Norden her an das zwischen den Mündungen der Udja und des Petersbachs belegene livländische Luxusbad vordringen wollte, pflegte den Weg über Wolmar einzuschlagen und vorüber an den Eichenwäldern Hochrosens und dem einsamen Ubbenormer Pfarrhause Lemsaal zuzusteuern und hier die Mittagsrast zu halten. Wagenlenker und Gefährt suchten die Schatten des inmitten dieses Städtchens belegenen Kirchenkruges auf, während die Herrschaft im Reinhardt'schen Gasthose das Mahl einnahm und nach Beschluß desselben zur Besichtigung der lemsalschen Hauptmerkwürdigkeit — nämlich des Zopfes, schritt, welchen der würdige Inhaber des Gasthofes noch zu Ende der 40er Jahre konserviert hatte¹⁾. War diese Pflicht erfüllt, und der letzte überlebende Zeuge des vornapoleonischen Zeitalters mit der ihm gebührenden Aufmerksamkeit studiert worden, so blieb in der Regel

¹⁾ Vgl. Aftlivl. Erinnerungen. Erste Samml. S. 328.

noch ein Stündchen übrig, das an den herkömmlichen Spaziergang zu den Ufern des Sees gewendet werden konnte, der das Weichbild Lemfals nach Süden abschließt und das Mittelglied zwischen zwei größeren, derselben Landschaft angehörigen Wasserspiegeln bildet. Rings von endlosem Röhricht umgeben, von Schlamm und mattgrünen Pflanzenwucherungen durchwachsen und höchstens für den flachen kleinen Kahn passierbar, den der Stadtfischer im Schilf vor den Gassenbuben versteckt hat, stellt dieser Weiher das vollendete Bild eines längst ins Stocken geratenen, seit Menschengedenken von Furcht und Hoffnung unberührten Lebens dar. Selbst die neugierigen Kinder wissen mit dem regungslos schimmernden Wasser und den träge über denselben hingleitenden Enten nichts anzufangen. Eben im Begriff durch bodenlosen Schlamm dem schwachen Fahrzeuge zuzuwaten, das sie flott zu machen gedenken, folgen sie willig dem Zuruf des Fuhrmanns, der unter Hinweis auf den vorgeschrittenen Stand der Sonne zur Fortsetzung der weiten Fahrt mahnt.

Trotz der erschlaffenden Hitze des strahlenden Junitages wird der enge, rings mit Koffern und Hausgerät erfüllte Planwagen in gehobener Stimmung wiedergewonnen und unternehmungslustig ein Lied angestimmt. Anfangs geht alles vortrefflich. Auf leidlich festen Dammwegen wird der frische, im Schmucke heller Birken und schlanker junger Tannen prangende Wald von Widriß noch vor Sonnenuntergang erreicht. Ahnungsvolle Gemüter glauben bereits hier den erfrischenden Hauch der Seeluft verspüren und durch die Vogelstimmen und das Rauschen des Waldes den Widerhall des Meeresdonners unterscheiden zu können — in Wahrheit aber steht der anstrengendste und mühsamste Teil der Reise noch bevor und vergeht Stunde über Stunde, bevor der im Mondesglanz schimmernde Saum des Meeres am westlichen Horizonte sichtbar wird. Mit jedem Schritt weiter versinkt der Wagen tiefer in den Sand, werden die Pferde müder und lässiger, die Reisenden ungeduldiger und mißlauniger. Das zu durchwatende Sandmeer mahnt an die Sahara, die immer bescheidener werdende Zahl aus demselben hervorragender verkrüppelter Tannen und Kiefern an die Länder, in welchen jeder Baum den Gegenstand eines Kultus bildet,

das dürftige Aussehen der auf benachbarten Hügeln sichtbar gewordenen Bauerhöfe an die glücklich überwundenen Zeiten ländlicher Armut und Verkommenheit.

Um überhaupt von der Stelle zu kommen, dem Anarren und Achzen der Räder und dem Rütteln des immer wieder auf Baumwurzeln getriebenen Gefährtes zu entgehen, verläßt der rüstigere Teil der Reisegesellschaft den Planwagen, um den Rest des Weges zu Fuß zurückzulegen. Mögen die hie und da aus benachbarten Gehöften hervorstürzenden Hunde den Frieden der nächtlichen Wanderung auch zuweilen unsanft stören — den Zaubern der livländischen Juninacht vermag sich auch der hungrige und müde Neubadfahrer auf die Dauer nicht zu entziehen.

Und wenn endlich das Rauschen der fernen See immer deutlicher hörbar wird und den Akkord, zu welchem äußere und innere Stimmungen sich verbunden haben, um einen reinen, tiefen Brustton bereichert, ist der Zauber der Johannisnacht zu einem so vollständigen geworden, daß die Wonne befriedigten Heimatgefühls auch von dem Stumpfften mindestens einen Augenblick voll empfunden wird.

Bei Widdriß trifft die „alte“ Wolmar-Lemjalsche Straße mit dem Wege zusammen, auf welchem der im Wendenschen Kreise ansässige Neubadfahrer an den Seestrand gelangt. Auf der sog. Herrmeisterstraße war er vorüber an dem reizenden Drellenschen See bei Pastorat Koop auf die alte Poststraße gelangt, um diese zu kreuzen, ein enges mit Erlenbusch und Weiden bestandenes kleines Tal hinabzusteigen und vorüber an dem vornehmen Geviert des Schlosses Klein-Koop durch friedliche Roggenfelder dem einige Meilen weiter westlich belegenen L o d d i g e r schen Krüge zuzueilen. Hier wird im Angesicht der Kirche Rast gehalten und vergeblich nach den Mitteln zur Beschaffung eines Mittagsmahles ausgeschaut. Obgleich allsommerlich um dieselbe Jahres- und Tageszeit Duzende hungriger und durstender Reisenden im Kirchenkrüge Station halten, obgleich zuweilen förmliche Wagenburgen das große schwerfällige Gebäude umgeben, hat der Krüge eine Einrichtung auf diese Gäste nicht für nötig gehalten. Von den Schicksalsgenossen, deren „Wen-

denſcher Wagen“ an der mächtigen Stadollthür des ungaſtlichen Hauſes hält, erfährt der Ankömmling, daß nichts als Brot, Bier und Eier zu haben ſeien, daß der Wirt und ſeine Leute der Heuernte wegen auf dem Felde weilen und daß das einzige daheim gebliebene alte Weib ſich zu keinerlei außerordentlicher Aufwendung beſtimmen laſſe. Günftigſtenfalls erhalten die Gäſte die Erlaubnis, die hinter der Kleeze gackernde braune Henne und deren Nachkommen ſelbſt zu jagen und zu braten, in der Regel aber vergeht über der Jagd nach der ſcheuen von Zaun zu Zaun flatternden Eierſpenderin der beſte Teil des Fütterungsſtündchens und bleibt nichts übrig, als mit einem glücklich ergatterten Stücke ſchwarzen Brotes im duſtenden Heu zu lagern, die Eßluſt zu verſchlafen und um die vierte Nachmittagsſtunde die uns bereits bekannte Weiterreiſe nach Widdrich und über Widdrich hinaus anzutreten. Der mit des Ortes Gelegenheiten bekannte Fuhrmann hat dafür zu ſorgen gewußt, daß ſeinen Pferden der Hunger, ihm ſelbſt der Durſt geſtillt worden und daß das Ziel der weiten Fahrt bei leidlich guter Zeit erreicht werden kann.

Da Neubad ein livländiſches, kein rigaſches Seebad iſt und da die beiden einzigen in ſeiner Umgegend heimlich gewordenen Rigener, die Warenhändler J. und N., auf beſonderen, nur ihnen bekannt gewordenen Strandwegen von der unteren Düna an die Mündung des Petersbachs zu gelangen wiſſen, ſo wird oder wurde (denn alles hier Erzählte iſt um ſechzig bis ſiebzig Jahre zurückzudatieren) der dritte der drei in das alte Neubad führenden Wege nur ſelten beſchritten. Damit mag zuſammenhängen, daß ſeine Abſcheulichkeit aller Beſchreibungen ſpottet, daß, mit ihm verglichen, die über Widdrich geführte Straße den Eindruck einer Chaiſſee macht und daß der Engelhardtshoffſche Stationshalter höchſtens guten Freunden oder ihrer Magerheit wegen ungefährlichen Perſonen die erbetenen Gäule zur Verfügung ſtellt. Da es ſich um eine über den Poſtrayon hinausführende Fahrt handelt, und da die auf etwa vier Meilen angeſchlagene Entfernung der Zahl derjenigen angehört, „die der Fuchs mit dem Schwanz gemeiſſen hat“, ſo läßt dieſes Sträuben des ſonſt gefälligen Mannes ſich erklären,

— die vollständigste Rechtfertigung desselben aber bietet die Fahrt selbst.

Kaum eine halbe Stunde abseits der Poststraße gelangt man auf Pfaden, die selbst von der großen Rückert'schen Karte nur undeutlich bezeichnet werden, in eine mit Niefeln bewachsene Sandbüchse, die sich endlos fortzieht und nirgend auch nur für Augenblicke unterbrochen wird. Dichter gelber Staub hat Roß, Wagen, Reisende und Wagenführer bereits vor Ablauf der ersten Wegestunde bedeckt; die Pferde lassen die Köpfe bis auf den Erdboden herabhängen und kommen so langsam von der Stelle, daß der Ton der Postglocke kaum noch alle zwei bis drei Minuten hörbar wird, — der Kutscher ist eingeschlafen oder stellt sich schlafend, um den Mahnungen zur Beförderung des Marschtempo's zu entgehen, die Räder versinken bis über die Achsen in graugelben Sand und die Festigkeit der Wagenfedern wird durch unterirdisches Wurzelgeflecht auf Proben gestellt, denen sie nicht immer gewachsen sind.

So vergeht Stunde über Stunde in träger, bleiern auf den Reisenden drückender Qual. Endlich scheint das Geschö'z sich zu lichten, der graue Sand nimmt den gelben Ton des Meeresbodens an, ein frischer, kräftiger Hauch bietet den stauberfüllten Lungen Erquickung, deutlich läßt das Brausen der See sich unterscheiden und dort, wo die Sonne sich zum Sinken neigt, wird ein von Laubbäumen umgebener Häuserkomplex, hinter diesem ein glänzend blauer Wasserstreifen sichtbar. Der Unerfahrene glaubt am Ziele zu sein, sein älterer Gefährte aber eröffnet ihm, „daß wir so rasch nicht schießen“, daß nicht Neubad, sondern vorerst bloß Pabbasch oder Katharinenbad erreicht worden und daß die noch zurückzulegende Strecke von „reichlich“ vier Werst mindestens eine Stunde, wahrscheinlich mehr in Anspruch nehmen werde.

P a b b a s c h oder K a t h a r i n e n b a d soll längst von der Erde verschwunden sein. Ob das „große“ und das „kleine“ Haus, das Fischerhaus und die hinter diesem angelegte S.ische Villa Neubauten Platz gemacht haben oder ob die gesamte, trotz ihrer Einfachheit geschmackvolle Anlage der Verjandung überlassen worden, habe ich nicht in Erfahrung bringen können. Der Sage nach stammte

Katharinenbad aus dem vorigen Jahrhundert und zwar aus den Tagen, da „Tante Zulchen“, die bekannte Hofdame Juliane v. M(engden), von ihrer hohen Freundin Großfürstin-Regentin Anna Leopoldowna mit der Erbarrende der Güter Pabbasch und Zerküll beschenkt worden war. In der Tat hatten die beiden Hauptgebäude der Villeggiatur etwas Vornehm-Hofmäßiges, das auf Zusammenhänge mit der Residenz und den in dieser leitenden Kreisen schließen lassen konnte. Aus leichtem Holzwerk gefügt und mit landesüblichen Schindeln gedeckt, durften diese Gebäude mit ihren geschmackvoll breiten Rampen, gothisch geschnittenen hohen Fenstern, stattlichen Türen und symmetrisch verteilten großen Räumen Ansprüche auf Stilgerechtigkeit erheben, die über das Maß des Herkömmlichen hinausgingen. Dazu stimmte die Parkanlage, welche diese Bauten einrahmte, sich dem Charakter der Landschaft genau anschloß und denoch mit Hilfe ihrer Grasplätze, Bosquets, Baumgänge, hopfenberankten Arkaden und dem unvermeidlichen Tempelchen freundliche Abwechslung in die Gegend brachte.

Für Leute, welche das Treiben des benachbarten Badeorts aus einer gewissen Entfernung verfolgen und der Teilnahme an demselben das Recht selbständiger Lebensgestaltung nicht völlig zum Opfer bringen wollten, war „Tante Zulchens“ Schöpfung der gebene Platz. Den gebotenen Annehmlichkeiten entsprachen freilich auch die Preise, die der Bescheidenheit damaliger Ansprüche außerordentlich zu sein dünkten, weil die größere Villa mit 100, sage hundert Rubeln, die kleinere immer noch mit der Hälfte dieses Betrages bezahlt zu werden pflegte.

Wohlfeiler mag das benachbarte Fischerhaus gewesen sein, in welchem zu „unserer Zeit“ eine der liebenswürdigsten und originellsten Figuren Alt-Livlands, der bekannte „letzte Pastor in Wasserstiefeln“ mit seiner Familie hauste, — ein Mann von unerschöpflich guter Laune, der in seiner derben humoristischen Weise stets den Nagel auf den Kopf traf und trotz seiner anscheinenden Gleichgültigkeit gegen äußere Formen jeden Zoll livländischer Pastor und Aristokrat im besten Sinne des Wortes war. — In einem zweiten, weiter gelegenen kleineren Fischer- oder vielmehr Fisch-Hause (einer Bade-

stube, in welcher geräucherte Butten aufbewahrt wurden) tauchte zuweilen eine hagere, graue Gestalt auf, die um die Sonnenuntergangsstunde sinnend am Strande auf- und niederschritt und in anderer Gesellschaft als derjenigen ihres Schattens niemals gesehen wurde. Der geheimnisvolle, tags schier unsichtbare Herr hieß Robert v. M., nannte sich selbst „Livonas ältesten Dichter“ und ließ wirklich ein mit seinem Bildnis geschmücktes Bändchen Gedichte drucken, dem er den eigentümlichen Namen „Abschieds-Bisiten-Karten“ gab.

Doch die Sonne ist längst gesunken und Neubad immer noch nicht erreicht. Mit der Niederlassung daselbst hat es Schwierigkeiten, die hinter denen der Reise nicht zurückbleiben, und da dieselben „bei nachtschlafender Zeit“ unübersteiglich werden könnten, tut Eile not. In Peterskapelle, dem Vorort des berühmtesten der livländischen Bäder, geht es so geschwind vorüber, daß die Orientierung, über Pastorat, Schulmeisterei, die J. und die R.sche Villa und das am Eingang des die beiden Bäder trennenden Waldes belegene v. P.sche Landhaus einem späteren Besuch vorbehalten und alle Kraft darangesetzt werden muß, zeitig an das Ziel der Fahrt und an demselben unter Dach und Fach zu gelangen.

Endlich angelangt, macht der Reisende zunächst die in dergleichen Fällen häufig vorkommende Bemerkung, daß die Anlage von überraschender Einfachheit sei und daß sie die Bedeutung des Ortes nicht ahnen ließe, der als Sammelplatz einer höchst gewählten Gesellschaft im gesamten Süden des Landes hohen Ruf und selbst an dem fernen Embachgestade Achtung genießt.

Das eigentliche Bad besteht aus dem Kurhause, einem mächtig großen Holzbau, der den Saal enthält, zu welchem eine überdachte, von schmucklosen Säulen eingefasste offene Veranda führt, — dem die Küchen und Vorratskammern umfassenden Ökonomieschuppen und dem sog. Nummernhause, einem im Stil des Kurhauses angeführten langgestreckten Bau, der ein Duzend je zwei Gefasse umfassende Gaststuben enthält, in welchen der Kern der Gesellschaft eingeeßten ist. Vor diesem Komplex breitet sich ein mit Niesern bestandener sandiger Platz aus, der den zur Aufnahme der Bade-

kapelle bestimmten Tempel zum Mittelpunkte hat, als gefriedete Stätte angesehen wird und unter dem Schutze der Gesellschaft und ihrer Gesetze steht. Alles Übrige, d. h. die eine das Kurhaus flankierende kleine Villa, drei bis vier bewohnbar gemachte „Gesinde“ der nächsten Umgebung (darunter das besonders geschätzte Alke), das Strandreiterhaus und die ad hoc notdürftig eingerichteten „Njammen“ und „Birten“, ist erst im Laufe der Zeit zu der Stamm- und Uranlage hinzugekommen, erst nachträglich mit Bürgerrecht ausgestattet worden.

Der größere Teil der „Nummern“ befindet sich in festen Händen — von der Villa, von Alke und den meisten übrigen Gesinden gilt das nämliche — in der „großen“ Badestube links vom Wege nach Peterskapelle sind seit unvordenklicher Zeit die Künstler des Badeorchesters einquartiert, und der Fremde, der unangemeldet Teilnehmer der Saisonfreuden werden will, hat von Glück zu sagen, wenn er notdürftig untergebracht und in die Zahl der Neubürger und Hinterlassen aufgenommen wird. Die Gesellschaft setzt sich zu reichlich zwei Dritteln aus Mitgliedern südlivländischer Adelsfamilien zusammen, die seit Urväterzeiten verwandt, verschwägert und befreundet sind, einander nie anders als mit dem Guts- oder Vornamen bezeichnen und die unter Umständen so exklusiv tun können, daß Bath und andere aristokratische Bäder Alt-Englands neben diesem Sammelplatze der livländischen Gesellschaft zu plebejen Abenteuerkolonien herabsinken.

Die gute Sitte des Landes und das Stück warmer und herzlicher Gemütslichkeit, das in allen, auch den anspruchsvollsten Schichten unserer Gesellschaft zum moralischen eisernen Inventar gehört, haben indessen dafür gesorgt, daß die anfänglich halb geschlossenen Türen des Nummernhauses gebildeten und gesitteten Fremden alsbald à deux battants geöffnet werden und daß die bei ersten Berührungen geübte Zurückhaltung nach verhältnismäßig kurzer Frist freundlichem und zwanglosem Entgegenkommen Platz macht. Sieht man näher zu, so gewahrt man, daß Herkommen und Gewohnheit die den Kern der Badekolonie bildenden Gutsbesitzer, Prediger, Gelehrten usw. zu einer Einheit verschmolzen haben,

innerhalb welcher allein persönliche und gesellschaftliche Vorzüge den Ausschlag geben, daß die maßgebenden Elemente zwischen Schein und Wesen genau zu unterscheiden wissen und daß die in anderen Badeorten unfehlbaren Mittel des Großtuns und „Sandindieaugenstreuens“ hier nicht angebracht sein würden. Daß die große Mehrzahl der Badegäste vom flachen Lande herkommt und daß — das winzige Lemjal ausgenommen — keine Stadt in erreichbarer Nähe liegt, bedingt eine Vorherrschaft „landischer“ Sitten und Anschauungen, die sich bei jeder Gelegenheit geltend macht und großstädtisches Gebahren nirgend aufkommen läßt.

Die vornehmste Würdenträgerin des Ortes ist die alte würdige Frau v. K., deren Person mit der Begründung Neubads in einem gewissen Zusammenhange steht, deren Ehrenpräsidentschaft seit unvordenklicher Zeit allgemein anerkannt wird und in deren gastlichem Hause ein nicht unerheblicher Teil der anwesenden Herren die Lebensgefährtin gefunden hat. Selbstverständlich läßt der Neugekommene sich zuerst und vor allem Frau v. K. vorstellen, deren scharfer und vorurteilsloser Blick die Frage der Gesellschaftsfähigkeit allendlich entscheidet. Ist dieser kapitale Punkt geordnet, so gilt es die gute Meinung der übrigen Honoratioren zu erwerben. Da keine eigentliche Badedirektion besteht, ist es lediglich das Herkommen, das gewisse obrigkeitliche Funktionen unter die bewährtesten Stützen der Gesellschaft verteilt hat. Ein für allemal steht fest, daß niemand anderem als dem Obersten von Z. die höhere und die niedere Polizei zustehen könne, daß Herr von Y. die Oberaufsicht über die Ökonomie und über den Küchenzettel führt und daß diese Herren nach Einholung des Votums der Frau von K. und einiger anderen Damen von Ansehen und Gewicht den Tanzvorsteher und maître des plaisirs auswählen. Der Inhaber dieser wichtigen Charge darf nicht allzu jung, aber auch nicht allzu bejahrt sein; er ist natürlich unverheiratet und hat sich als Meister in den ritterlichen Künsten des Tanzens, Reitens, Wagenlenkens und Bootfahrens bewährt. Trügen die Zeichen nicht, so hat der „Jüngling mit der Zauberminne“, der Don Juan des W.schen Kreises Herr von X., hinter dessen etwas weibischen Allüren ein wackeres Herz, gebildeter

Sinn und guter Humor versteckt sind, auch dieses Mal die meisten Ausichten auf das verantwortliche und pflichtenreiche Ehrenamt. Wie gewöhnlich hat er auch heuer in Nr. 3 seine Wohnung genommen und bei Einrichtung derselben den Stil Pelhams in anerkannter Vollendung nachgeahmt. Über dem mit Modeutenfilien aller Gattungen und Arten ausgestatteten Toilettentisch hängen ein paar Pistolen, von denen böse Zungen behaupten, daß sie seit dem bekannten C.schen Duell nicht wieder geladen und überhaupt nur zu dem Zwecke mitgenommen worden, den Eigentümer vor gänzlicher Verweiblichung zu bewahren und gelegentlich an die Geschichte von Herkules und Omphale zu erinnern. Da unser L. von je ein besonderer Günstling der Staatsrätin M. gewesen und da der Einfluß dieser nunmehr zum neunten Male nach Neubad zurückgekehrten Dame in sichtbarer Zunahme begriffen ist, kann die Sache für entschieden angesehen werden und ist die Aunterverteilung für dieses Jahr zum Abschluß gebracht.

Unter den nicht beamteten Mitgliedern unseres „Zirkels“ (der Ausdruck klingt altmodisch, wird aber noch zuweilen gebraucht) nehmen S t a a t s r a t M[ädler]¹⁾ und seine Gemahlin besonders geachtete und sichtbare Stellungen ein, ob sie gleich „Ausländer“ sind und sich als solche deutlich verraten. Herr v. M(ädler), der weltberühmte Gelehrte, dem die Dorpater Sternwarte das beste Teil ihres Rufes verdankt, ist in allen den Mond und die hypothetische Zentralsonne betreffenden Fragen Autorität ersten Ranges und damit hängt zusammen, daß man ihm die Verstöße, deren er sich in irdischen Dingen zuweilen schuldig macht, niemals anrechnet. Der gutherzigste, anspruchsfloste, unpraktischste und zerstreueste aller Professoren liegt mit Hut, Handschuhen und anderen Kleidungsstücken in ununterbrochener Fehde und sieht sich als Opfer der ihm von seiner besseren Hälfte aufgezwungenen Moderirichten an. Wenn an seinem Anzuge nichts mehr zu verderben ist, hat er sich beim Rasieren so empfindlich geschnitten, daß er aus sieben Wunden blutend auf der Mittagspromenade erscheint, um von seiner Gattin

¹⁾ Joh Heinr. v. M. 1794—† 1874. War 1840—65 Prof. der Astronomie in Dorpat.

mit dem Schmerzensrufe: „Aber M., wie siehst du heute wieder aus!“ nach Hause geleitet zu werden. Die vieljährige Gewohnheit, mit dem einen Auge zu observieren, mit dem anderen die aufgeschriebenen Beobachtungen zu kontrollieren, hat ihm künstliches Schielen, die stete Versenkung in wissenschaftliche Probleme unsicheres Gehen zur zweiten Natur gemacht. Inmitten lebhaftesten Gesprächs versinkt der Staatsrat zuweilen in Grübeleien, sieht wie erstarrt vor sich nieder und kriecht mit der rechten Hand auf dem vorgebeugten Knie, als hielte er die Feder und nicht den einen, Anstandes halber mitgeführten rechten Handschuh zwischen den Fingern.

Und doch fällt nie anderen ein, der kleinen Schwächen des trefflichen Mannes zu spotten, der keine Spur Gelehrtenstolz besitzt und mit Alt und Jung auf dem freundlichsten Fuße steht. Bereitwillig läßt er sich auf Ansuchen weniger wißbegieriger Damen mittleren Alters zu zweimal wöchentlich im Kurhause abgehaltenen astronomischen Vorträgen herbei, und weiß er diese so interessant und gemeinverständlich zu machen, daß alsbald auch ältere und jüngere Herren (einige verstopfte Kartenspieler natürlich ausgenommen) an denselben teilnehmen. Er ist ein Mann von tiefem Gemüt und hohem sittlichen Ernst, und wenn er zum Schluß seiner Vorträge daran erinnert, daß das Bibelwort „In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen“ auch für den Astronomen seine Bedeutung habe, so sucht eine Bewegung durch die Zuhörerschaft, um welche mancher berühmte Kanzelredner den strengen Gelehrten beneiden könnte. Kein Wunder, daß der Dank für die der Gesellschaft gewährte Anregung und Belehrung ein allgemeiner ist und daß demselben bei Gelegenheit der nächsten Mittagmahlszeit im Kurhause öffentlicher Ausdruck gegeben wird. Herr v. J. erteilt zu Ende des zweiten Ganges dem Kellner einen Wink, der unverkennbar Champagner bedeutet, — die Gläser werden gefüllt, und in ein paar gereimten Zeilen bringt J.'s Freund und Plagnachbar Herr Pastor S. die Gesundheit des „Gedankenveredlers, unseres allverehrten M.“ unter Tuschblasen und Hochrufen gefühlvoll aus. —

Die Befangenheit des Gefeierten erhöht die allgemeine Rührung,

und die Gattin desselben hat Mühe ihre Tränen zu verbergen. Sie ist lyrische und überdies gedruckte Dichterin, nimmt es nicht übel, wenn man sie darauf anredet und führt unter näheren Freunden den Namen „Sappho von der Leine“. Von einer etwas hartnäckig konservierten Tanzlust abgesehen, hat Frau v. M. keinen Fehler. Sie ist nicht nur geborene Patronin aller Armen und Bedrängten, sondern was mehr bedeuten will, die mutige und liebenswürdige Beschützerin aller verwaisten und von der Mehrheit unbeachtet gelassenen Frauen und Mädchen; sie ist stets um die Annehmlichkeit anderer besorgt und dabei die Seele aller Lustbarkeiten, bei denen es auf die Initiative einer gescheiten und einflußreichen Frau ankommt.

Nicht ganz so hoch, aber immer noch hoch genug ist das gesellschaftliche Ansehen eines dritten „Ausländers“, des verabschiedeten Major v. D.¹⁾ anzuschlagen. Dieser martialische Herr ist erst nach Beendigung der Freiheitskriege „ins Land“ gekommen, alsbald aber darin so eingeehnt, als habe seine Wiege zwischen Ma und Embach gestanden. Seit unvordenklicher Zeit Stammgast unseres Badeortes, spricht er gern ausführlich und laut von seiner Beteiligung an der Vertreibung Napoleons. Von der Begeisterung der Zeit ergriffen, hatte er anno 13 russische Dienste genommen, als Offizier in mehreren „Affären“ und insbesondere „bei Jüterbog“ (der am 6. Sept. 1813 von Bülow errungene Sieg wird gewöhnlich nach dem Jüterbog benachbarten Dorfe Dennewitz benannt) „seine Schuldigkeit getan“. Vielleicht ist der große, die linke Wange bedeckende Brandfleck, welchen das Gesicht des Majors zeigt, bei Jüterbog erworben worden. Zusamt dem langen, grauen Schnurrbart und der fed über den Kopf gestülpten Militärmütze gibt dieses brandrote Ehren- und Erinnerungsmal seinem Inhaber ein außerordentlich kriegerisches und unternehmendes Ansehen, zumal wenn Herr v. D. sein Morgenhabit, die kurze grüne Pifese mit Bronzeknöpfen (jeder Knopf zeigt ein anderes jagdbares Tier) und die grauen Reithosen angelegt hat, um in diesem Aufzuge bei den Bekannten die erste seiner drei Tagesrunden zu machen und die neuesten politischen Nachrichten zu erörtern.

¹⁾ Major a. D. Wangenheim v. Dualen.

Uns schien der Major ein höchst merkwürdiger Mann zu sein, und ich habe ihn noch heute im Verdacht fortschrittlicher Velleitäten. Nicht nur daß er Napoleon gesehen und besiegen geholfen — von Eisenbahnen und anderen im alten Livland uns kaum dem Namen nach bekannten Zeiterrungenschaften sprach unser D. mit der kaltblütigen Kennerchaft eines Mannes, der dergleichen Dinge aus dem Grunde kennt und bei anderen als bekannt voraussetzen zu dürfen glaubt. Er war Mitglied der Rigaer Naturforschergesellschaft, deren Publikationen er zuweilen gebiegene Beiträge gönnte, Teilnehmer an verschiedenen anderen Vereinen und — *incredibile dictu* — gelegentlicher Mitarbeiter des Feuilletons der „Rigaschen Zeitung“. Die militärisch-politischen Berichte dieses unter K. Alts Leitung zur publizistischen Alleinherrscherin des Landes gewordenen Journals finden an ihm, der selbst Schriftsteller ist und die Sache „genau“ kennt, einen unbarmherzig strengen Kritiker, der den Herren „nichts durchläßt“.

Mit besonderer Vorliebe richtet der Kombattant von 1813 seine Auseinandersetzungen an den uralten General Sch., einen feinen alten Herrn, der als Ingenieuroffizier „mit dabei gewesen ist“, den Reden des Herrn Kameraden aufmerksam zuhört und niemals widerspricht, weil er sich überhaupt hartnäckigen Schweigens befleißigt. Die wilde Bewegung der Zeit — es ist von den Jahren 1848 bis 1851 die Rede — sorgt dafür, daß der beredte Major niemals um den Stoff verlegen ist und seine Zuhörer allezeit etwas lernen können. Die Wechselfälle des ungarischen Krieges werden mit dem General und einem paar Herren, die vor zwanzig Jahren in der Garde gedient haben, die Ausichten der deutschen Revolution mit Staatsrat M., die eben auf die livländische Tagesordnung gesetzter Fölkersahmischen Reformvorschläge mit einem anderen Staatsrat und zwar einem „wirklichen“, dem streng konservativen Herrn v. R., gebührender Kritik unterzogen. Dem Dr. —h— und dem Pastor S. geht der Major dagegen aus dem Wege, weil diese Herren unverbesserliche Radikale und allzu genau unterrichtete Besserwisser sein sollen, die selbst M.s klassisches Diktum „unter dem Reichsverweser werde das Reich verwesen“ in Zweifel gezogen haben.

Beiläufig bemerkt, ist der Name des Helden von Züterbog mir seit der zweiten Hälfte der fünfziger Jahre nicht mehr begegnet; seine letzte publizistische Tat dürfte eine in der „Rig. Ztg.“ veröffentlichte Beschreibung der Moskau-Petersburger Eisenbahn gewesen sein¹⁾, deren Besichtigung der alte fortschrittseifrige Herr sich nicht hatte entgehen lassen und an deren Betriebe er mit gewohntem Scharfblick einen Kapitalfehler, die ungebührlich kurze Dauer der für die Einnahme der Mittagsmahlzeit bestimmten Raft, entdeckt hatte.

Daß eine zumeist aus Landbewohnern zusammengesetzte Badekolonie die Geselligkeit als Hauptsache, Naturgenuß und Gesundheitspflege als bloß beiläufige Momente ansieht, bedarf kaum der Erklärung. Während der größeren Hälfte des Jahres auf sich selbst angewiesen, mit den Reizen von Frühling, Sommer, Herbst und Winter, den Eigentümlichkeiten unserer Landschaft und den verschiedenen Sonnenaufgangs- und Sonnenuntergangseffekten seit Kindesbeinen bekannt, machen die meisten Badegäste kein Hehl daraus, daß die Gelegenheit zu ununterbrochenem Verkehr mit anderen Menschen in ihren Augen den größten Vorzug des BADELEBENS bilde und daß sie dieselbe von Grund aus zu genießen entschlossen sind. Dank der damals noch unerschütterten Nervenkraft unserer Landgenossen stand die Zahl der Kranken und Stärkungsbedürftigen hinter derjenigen der Gesunden und Lebenslustigen so erheblich zurück, daß die Bemühung der natürlich höchst primitiv beschaffenen Badeanstalten mehr als Vergnügen denn als Pflicht angesehen wurde.

Nicht um Sonnenaufgangseffekte zu studieren, sondern wesentlich um so zeitig wie immer möglich nach Freunden und Bekannten auszuschaun und Pläne zur Ausfüllung des Tages zu entwerfen, trifft man morgens zu guter Zeit unter den Bäumen des Kurplatzes zusammen, um beim Klange des Frühkonzerts auf und nieder zu gehen, von einem der zahlreichen unter den Veranden aufgeschlagenen Kaffeetische zum anderen zu schlendern, nach dem Befinden der

¹⁾ Noch 1863 erschienen von ihm „Lebensbilder aus Rußland von einem alten Veteranen“.

Damen zu fragen und etwaige Neuigkeiten auszutauschen. Während ein Stamm bewährter alter Freunde sich bereits um zehn Uhr an die „grüne Wieje“, d. h. den Kartentisch gesetzt hat, spaziert die Jugend im Walde, tummeln unternehmende Sportsmen ihre Pferde, bereiten vom Bade zurückgekehrte ältere und jüngere Damen die Mittagstoilette vor, stimmen die Musiker der Kapelle ihre Instrumente zur Zwölfuhrmusik und strapazieren kunstbesessene Schüler und Schülerinnen den im Kurtsaal aufgestellten ewig verstimmtten Flügel mit Hüntenjchen und Rosellenschen Übungsstücken.

Sind Wetter und Stimmung besonders sonnig, so reichen die ersten Klänge der zur Eröffnung des Mittagskonzerts intonierten *Annen-Polka* oder der *Lannerschen „Rosenden“* (eines beliebten Walzers) zur Improvisation eines Tanzvergnügens aus, das sich auf dem Sande des Kurplatzes abspielt und, wenn das Glück gut ist, sofort nach Einnahme des gemeinsamen Mahles fortgesetzt und erst aus Rücksicht auf die unvermeidliche *Siesta* gegen drei Uhr abgebrochen wird. Blasiert zu tun, war höchstens bei einzelnen besonders privilegierten Jünglingen in die Mode gekommen — die Mehrheit auch der verheirateten und in mittleren Jahren stehenden Personen so unverhohlen tanzlustig, daß die Teilnahme an dem vor dem „*Rummernhause*“ geschlungenen Reigen sich keineswegs auf die grüne Jugend beschränkte und daß jede Gelegenheit dazu wahrgenommen wurde, den regelmäßigen Sonntagabendbällen außerordentliche Veranstaltungen verwandter Natur hinzuzufügen.

Das eine Mal wurde Roß und Wagen in Bewegung gesetzt, um die nach *Pabbasch-Katharinenthal* führende Sandwüste noch vor Sonnenuntergang zu durchschiffen, der dortigen Kolonie einen Besuch abzustatten und die Tanzbarkeit des vielleicht schon von der „*Tante Zulchen*“ angelegten Rasenplatzes zu prüfen — ein anderes Mal galt es einem im Walde der *Peterskapelle* abzuhaltenden *Picnic*, ein drittes Mal der großen Bootspartie bei Musik und Lampenbeleuchtung, von welcher seit Wochen die Rede gewesen war und die als der Höhepunkt der Saison geschätzt wurde.

Periodisch tauchten Gerüchte von dem bevorstehenden Besuch eines *Rigaer Dampfers* auf, der Mitgliedern der dubbelschen Ge-

jellschaft zur Bekanntschaft mit Neubad Gelegenheit bieten sollte, wegen der Unsicherheit des seichten Fahrwassers und der Neuheit der Sache (seit Menschengedenken hatten rigasche und livländische Seebäder keine Gemeinschaft gepflogen) indessen niemals zustande kam. Was hätten wir auch nötig gehabt, über den Kreis unserer nächsten Umgebung hinauszugreifen und nach der Welt jenseits Dünamündes und seines Wachtschiffes zu fragen, dessen Kanonen uns allabendlich beim Scheiden der Sonne ihren Gruß hinübersandten? Waren die Freuden, die uns das Zusammenleben mit alten und neuen Freunden bot, doch unerschöpflich und die Gemüter längst darüber einig, daß die Neubadsche Saison nur an einem Fehler, dem der Beschränkung auf eine fünf-, höchstens sechswöchentliche Dauer, laboriere! Wurde nicht jeder Tag, jede Stunde von Grund aus genossen, und bedurfte es nicht, damit der Nacht auch nur ein Teil ihres Rechts gelassen werde, der um die Mitternachtsstunde über den Kurplatz schallenden Mahnung des alten Landrats J.: „Kinder — morgen ist auch noch ein Tag?“ Und ist ein reineres Glück denkbar, als dasjenige, sich als Herrn des kommenden Morgens zu fühlen und über diesen so bedingungslos verfügen zu können, als seien Gedanken an die Wandelbarkeit alles Irdischen für den richtigen Alt-Livländer ein für allemal ausgeschlossen!

Neben der großen Zahl derer, die vollständig in die Freuden der Geselligkeit getaucht zu sein schienen, kamen natürlich auch Leute vor, welche abseits des Tumults vor dem Kurhause sich selbst und sinniger Beschaulichkeit lebten. Peterskapelle wurde von jeher als Sammelplatz ernsterer Geister angesehen, die in das Neubader Treiben wohl gelegentlich hineinschauten, im übrigen aber Herren ihrer Zeit und ihrer Interessen bleiben wollten. Die glückliche Unbefangtheit des damaligen Lebenszuschnittes brachte es indessen mit sich, daß zwischen den einen und anderen kein Gegensatz bestand und es immer wieder Punkte gab, auf und an denen die verschiedenen gestimmten Menschen freundlich zusammentrafen.

Der gelehrte Pastor L., dessen Sommererholung in dem Studium Platos und anderer griechischer Philosophen bestand — sein geistreicher Amtsbruder M., der Sonntags mit so hinreißender Gewalt

zu predigen wußte, daß alt und jung der Peterskapelle andachtsvoll zuströmte — der zur Misanthropie neigende Arzt und Naturforscher N. N. und der ewig junge Rittmeister D. D. mit der weißroten Gardemütze, dem schwarzgefärbten Schnurrbart und den stutzerhaften Allüren von Anno dreißig — sie gingen abends so einträchtig miteinander spazieren, als hätten ihre heterogenen Existenzen sich von jeher um die nämliche Achse gedreht. Staatsrat M., der sich der Freundschaft Humboldts rühmte, und Herr N., dem die gesamte außerlibländische Welt ein einziges böhmisches Dorf bedeutete, saßen behaglich um denselben Teetisch und tauschten mit dem auf seinem Schimmel angelangten „Pastor in Wasserstiefeln“ und dem zärtlich um seine neuen Lackschuhe besorgten „Jüngling mit der Zauberniene“ unmaßgebliche Meinungen über den Charakter des laufenden Sommers und die Aussichten des eben begonnenen Roggenschnittes aus. Homo sum, nihil humani a me alienum puto schien damals noch die allgemeine Parole zu sein!

Während drinnen im Kirchhause ohne Rücksicht auf den strahlenden Sonnenuntergang und die auf der See spielenden zauberhaften Abendlichter getanzt und immer wieder getanzt wird, hat sich droben auf der Höhe der Düne ein Kreis von Damen gesammelt, um der Lektüre einer der literarischen Novitäten zu lauschen, die der Doktorin P. mit letzter Post zugegangen sind. Zwei neu erschienene Bücher teilen sich in die Herrschaft des Sommers und allein von ihnen kann die Rede sein. Entweder entzückt man sich an Muerbachs „Frau Professorin“ oder schwelgt in Geibels „Juniusliedern“, die der Zeitstimmung den rechten Ausdruck zu geben gewußt haben. Darf aus der tiefen Rührung der Vorleserin und ihrer schönen blonden Nachbarin, Frä. K., auf den Inhalt des Gelesenen geschlossen werden, so ist Geibel der Bevorzugte und wird eben jetzt das schöne Gedicht nachempfunden, das genau vor Jahresfrist an der benachbarten Travemündung entstanden war, das so wunderbar zur Situation paßt:

„Es schief das Meer und rauschte kaum
Und war doch Schimmers voll.“

Unbemerkt näher tretend gewahrt der Lauscher, daß er richtig geraten hat und daß es die Schlußstrophe

„Ein Hauch ist's, der da wunderbar
Von Edens Friedenspalmen weht,
Ein innig Schauen, tief und klar,
Ein Lächeln halb und halb Gebet“

gewesen, die die jungen, sonst so lebenslustig dreinschauenden Augen der Königin des gestrigen Rotillons mit Tränen übertaut hat. Noch lange sitzt man in stiller Andacht zusammen, um den Zauber der Abendlandschaft auf sich wirken zu lassen, bald dem scheidenden Abendrot, bald den siegreich emporsteigenden Sternen Grüße zu senden und an den Ausbruch erst zu denken, nachdem die bekannten Töne des

„Komm in die stille Nacht,
Mädchen, was zauderst du?“

an den Beginn der Quartettunterhaltung gemahnt haben, den der lebenswürdige Tenorist —Im— und dessen Genossen zur Feier des Abends veranstalten. Die Herren sind Studenten und als solche nicht in der Laune, die sentimental-schwärmerische Stimmung ihrer ersten Vorträge dauernd festzuhalten. Auf die zarten Weisen des „Nacht, o Nacht“ und des noch vom Reize der Neuheit umgebenen „Wenn im letzten Abendstrahl“ folgen alsbald der kräftige „Tiroler Adler“ und wenn zum Schluß das beliebte

„An der Ostsee Strand“
Liegt mein Vaterland

angestimmt wird, so versteht die allgemeine Beteiligung an diesem herztärkenden Rundgesang sich ebenso von selbst, wie die an der Punschbowle, welche Herr von J. in seiner Eigenschaft als Ökonomievorsteher eigenhändig bereitet hat. — — — — —

So vergingen Stunden, Tage und Wochen in seliger Verschollenheit. Wann der letzte Tag derselben angebrochen und wie lange Alt-Neubad seinen Charakter unverfälscht gewahrt hat, dürfte schwer zu bestimmen sein. Als ich zu Ende der fünfziger Jahre die hier geschilderten Stätten zum letzten Male besuchte, sahen dieselben mich wenig verändert, ja vielfach zum Besseren gewandelt an. Die Zahl der „Nummernhäuser“ war auf drei angewachsen, zu der einen

Stammvilla hatten sich andere gesellt, die in den Bereich der Kolonie gezogenen Bauerhäuser nahmen sich stattlicher als früher aus und wenn sich in der Zusammensetzung der Gesellschaft Veränderungen vollzogen hatten, so schienen Gewinn und Verlust sich dabei Wage gehalten zu haben. Die älteren Damen sahen noch eben so liebenswürdig wie früher aus und an jungen und hübschen gab es keinen Mangel.

Ob dem wirklich so war oder ob es dem Auge des studentischen Beschauers nur so vorkam, blieb freilich zweifelhaft. Ein zu Rate gezogener Veteran des Ortes wollte die ihm vorgetragene günstige Auffassung der damaligen Sachlage schlechterdings nicht gelten lassen. Er schüttelte den Kopf, drehte an dem eleganten, leider bereits ergrauenden Schnurrbart, sah eine Weile schweigend vor sich nieder und brach dann in die tiefsinnigen Worte aus: „Es ist nicht mehr das Wahre.“ Seiner Meinung nach war die Einheit der Gesellschaft gelockert, neumodischer Zirkelfanz an die Stelle der alten eleganten Einfachheit getreten, der „Ton“ herabgestimmt. Der „alte“ Zirkel löst sich auf und neues könne sich nicht bilden, weil das halbe Land im Auslande steckt und von dort große Kojinen mitbringt. Alljährlich bekommt man andere, neue und gewöhnlich häßlichere Gesichter zu sehen, alljährlich wird die Geschichte teurer und nimmt die Gemütlichkeit ab. Was vollends die jungen Leute, mit dem Scheitel in der Mitte, den hohen Hemdkragen und den niedrigen Halstüchern anlangt — so haben dieselben keine Ahnung, was Manier heißt. Und mit einem nochmaligen „Es ist nicht mehr das Wahre“ rückte der von der jungen in die alte Garde versetzte Stutzer der vierziger Jahre die hohe Halsbinde zurecht, um in dem ihm eigentümlichen Volksschritt an den Tänzern des Kurplatzes vorüber an die „grüne Wiese“ zu eilen und über einer „soliden“ Partie Préférence die Zunahme des Weltelends und die Entartung der Zeit zu vergessen.

„Es ist nicht mehr das Wahre!“ Aber wo ist „das Wahre“ denn überhaupt zu finden?

Man kann die Welt in verschiedenen Richtungen durchstreift, in der Nordsee, am Atlantischen Ozean und an der Küste des Mitteländischen Meeres gebadet haben und um die Antwort auf diese

Frage dennoch verlegen geblieben sein. Werden Abnahme des früheren Behagens, Minderung der Genußfähigkeit und Überflutung ehemals eng geschlossener Kreise durch Schwärme neuer, plötzlich emporgewommener Menschen doch überall da beklagt, wo noch Erinnerungen an das früher geübte *desipere in loco* bestehen. Bekanntschaften von vorgestern, die übermorgen vergessen sind, Gesellschaftserfolge, die auf nichts beruhen und zu nichts führen, Aufwendungen, die zu dem Ergebnis in keinem Verhältnis stehen — können sie anderen als bitteren Nachgeschmack zurücklassen, können sie Ersatz bieten für die Freuden eingelebter, in sich selbst vergnügter Kreise? Hört man diese Zeugen der Tage einer privilegierten Vergangenheit solche und verwandte Klagen ausstoßen, so gewinnt es den Anschein, als seien damals, wo die Welt noch nicht auf der Wanderschaft begriffen, die Gesellschaft noch nicht von dem Fieber schrankenlosen Wetterverbis, kurzatmiger Genußsucht und fanatischer Gleichmacherei gepackt worden, nicht nur Erwerb und Fortkommen, sondern auch Spaß und Freude des Lebens ungleich reichlicher vorhanden gewesen als heute.

Die Zeit zu schelten ist indessen ein unfruchtbares und gefährliches Unternehmen — am gefährlichsten für diejenigen, die nur noch mit einem Fuße in derselben stehen und nächstens den Rückstoß zu Hilfe nehmen werden. Eine gewisse Durchschnittsmeinung darüber, wo „das Wahre“ nicht zu finden ist, hat sich indessen im Laufe der Jahre herausgebildet. Es ist nicht zu finden an den Stätten anspruchsvoller Großstädtereie, nicht zu finden an den Zentren modischer Vergnügungssucht, wo Massen unbekannter Menschen gleichgültig und anspruchsvoll aneinander vorüberreifen, überhaupt nirgend, wo „die Masse es machen soll“, wo die Quantität für die Qualität einzutreten, der Schein die Stelle des Wesens zu übernehmen bestimmt ist.

Und damit ist zugleich gesagt, was den Reiz des idyllischen Treibens ausmachte, über welches die vorliegenden Blätter berichten sollten. Weil der holde Überfluß und — der Übermut des Lebens nur da voll und rein ausgekostet wird, wo die Genießenden sich über das

einig wissen, was ihnen heilig und ehrwürdig ist, war das altlivländische Bade- und Gesellschaftsleben von einem Zauber umgeben, dessen Abglanz noch heute fortwirkt. Noch durch andere Bande als diejenigen gemeinsam verbrachter fröhlicher Stunden verbunden, konnte diese Geselligkeit zugleich elegant und familienhaft, leichtlebig und gemütvoll, gleichgestimmt und mannigfaltig und in ihrer Weise einzig genannt werden.

* * *

II.

In voller Harmonie mit den obigen Aufzeichnungen stehen auch die Eindrücke, die der Assessor des livländ. Hofgerichts Magn. Zak. v. Wolffeldt († 1856) im Jahre 1850 aus Neubad mit heimbrachte und in der „Rigaer Zeitung“ desselben Jahres (Nr. 252, 255) in Form eines Briefes schilderte. Er nennt sich dabei zwar nicht als Verfasser, aber daß er es ist, geht aus einer gelegentlichen Notiz im „Inland“ (1851, Sp. 94) klar hervor.

* * *

Neubad hat immer einen guten Ruf bewahrt, es ist jetzt im Besitze des dim. Majors Wangenheim v. Qualen, der durch Geschmack, durch Kenntniß und Vermögen ganz dazu berufen ist, Neubad das zu geben, was noch für dasselbe zu wünschen war, das zeigt sich auch schon jetzt in der äußeren Erscheinung des freundlichen Orts. Aber — Sie müssen ihn sehen. Hier gleich in der Nähe links am Wege sehen Sie ein nettes Etablissement des Obersten v. Bistohlfors) und rechts etwas zur Seite eine hübsche Villa des Riga'schen Kaufmanns L—l, die Sie beide noch nicht gesehen. Nähern wir uns nun Neubad, so sehen Sie kurz vor Eingang durch die Tannen links ab zum Meere einen Weg gebahnt, der durch eine Allee von frischen Laubbäumen führt, und auf welchem durch Holzspäne der Sand bis zum Meere, gleich einer Chauffee, gehärtet ist, wodurch den Badegästen der Gang

zum Meere und vom Bade zurück eben so bequem gemacht ist, wie er sonst durch den Triebfand ermüdend war. Auf dem halben Wege zum Meere, auf der Höhe, ist um einen großen Baum eine nette Bank angebracht, die den schwachen Kranken auf dem Wege einen bequemen Ruheplatz bietet. Ich leite Sie nun weiter auf den großen freien Platz vor den Badehäusern, wo zu jener Zeit schon die Jugend den Tummelplatz für Tanz und Spiel hatte. Die beiden Badehäuser haben wir vor uns als äußerste Begrenzung der Esplanade auf jener Seite, während Sie, diesen gegenüber, zwei neue, gleichgestaltete, große Häuser als Begrenzung des Platzes auf dieser Seite sehen, die sich dem Tannenhaine schon anschmiegen; sie enthalten Wohnungen für Badegäste. Auf keinen Fall wird der schöne, große Platz dadurch beengt, sie sind der Einfahrt auf den Platz zunächst — denn, wie Sie sehen, sind jene Tannengruppen, dem alten Nummerhause gegenüber, ungeschmälert. Man hat sie zierlich gesäubert, überall sind Tische und Bänke in mannigfaltiger Form angebracht, und man hat hier ausgeführt, wozu früher nur Andeutung war. — Auf der Mitte des Platzes erhebt sich eine zierlich gedeckte Estrade, einige Stufen hoch, für die Musik, und nach Asten zu wird ein solides Haus erbaut zur Wohnung für den Besitzer.

Überzeugen Sie sich, das alte Ballhaus und droben das sogenannte Nummerhaus sind dieselben, die Sie gekannt, aber vollkommen restauriert und wohnlich gemacht, und nicht mehr zugänglich für Wind und Regen; die neuen Häuser gegenüber sind in demselben Stil und bieten ein freundliches Aussehen. — Gehen wir nun in den Hinterhof der Anstalt durch das Spatium zwischen Ballhaus und Nummerhaus, so sehen Sie rechts ein hübsches Haus für Gäste neuerbaut und gegenüber ein langes Gebäude, das zwar früher schon da war, aber nur für Domestiken benutzt wurde, jetzt aber sauber geschmückt ist und von zweien Familien der Badegäste bewohnt wird.

Nun, mein Freund, jetzt geleite ich Sie noch in den Saal. Sehen Sie wohl, er hat sich neu verjüngt, überall decken Tapeten und Anstrich die früheren Mängel, doch ist er derselbe noch, auch steht auf demselben Platz wie früher ein Instrument, auf demselben Platz zeigt eine Uhr den Flug der Zeit, und wieviel tausend Stunden

sie auch als vergangen nachgewiesen, während Sie seine Räume nicht betraten, es ist doch derselbe Boden noch, auf welchem Sie in jugendlicher Lust wohl manchen kühnen Sprung gewagt, — und sehen Sie wohl, es ist soeben die Mittagstunde, die großen Tafeln sind bereits serviert, bemerken Sie, an dem obern Platz ist eine Serviette von Frau von Br., der Platz ist ihr eingeräumt; sie ist von der ersten Zeit ab der anhänglichste, treueste Gast in Neubad — hier vielleicht Ihnen noch der einzige bekannte Name, doch nein, hier finden Sie noch die Plätze der Söhne jener geehrten Dame, alle jetzt schon Familienväter, wie wir, und des ältesten Sohnes älteste Tochter ziert jetzt schon als muntere Tänzerin den Ball. Dieselbe frühere Sitte, die Table d'hôte, ist beibehalten, und ich bin überzeugt, sie ist eines der wirksamsten Mittel, wodurch die ganze Badegesellschaft fast zu einer Familie vereinigt ist, wodurch immer gleicher Sinn der Einigkeit, des Frohsinns und der Sitte erhalten wird, wodurch keine Absonderung der Stände, eb' sowenig als der Einzelnen, eintreten und wodurch nur das Leben hier so vielen Reiz bieten kann; es würde nicht schwer sein, die psychologische Wirkung in der materiellen Ursache erklärt zu finden.

Es war schon die Mitte des Juli, als ich mit zweien guten Freunden nachts um 2 Uhr in Neubad einfuhr, auf die Gefahr, auch wohl den Rest der Nacht unter freiem Himmel zubringen zu müssen, da wir schon auf der Reise gehört, daß die Versammlung sehr groß und alle Wohnungen eingenommen seien. Ich überließ es meinen jüngeren Begleitern, nach einem Unterkommen zu suchen und benutzte den schönen Morgen, alle die Verbesserungen zu betrachten, deren ich ersthin erwähnte. Es war wirklich jeder Winkel Raum besetzt, aber die sehr gefälligen Ökonomen der Gesellschaft traten uns noch ein ganz kleines Gemach neben dem großen Saale ab, das erst von einigen Schläfern verlassen werden mußte. Obwohl sehr eng, hatten uns aber auf die Ermüdung die Betten sehr wohlgetan, und es war halb acht Uhr, als ich auf ungewöhnliche Weise aus dem Schlafe geweckt wurde. Aus dem Saale tönte ein voller Choralgesang, und ich sehe durch eine Türspalte den Saal gefüllt durch Personen beider Geschlechter, die aus einem Kirchenliede

einen Vers sangen; ein in der Gesellschaft gegenwärtiger Prediger sprach hierauf einige kräftige Worte als Morgengebet, worauf wieder ein Vers gesungen und das Ganze mit einem „Vaterunser“ beschlossen wurde, das ich von Herzen mitsprach. Die Versammlung verließ sodann den Saal und es kehrte die frühere Ruhe zurück. Mich hatte dieser Akt ergriffen; in meinen Betrachtungen mußte ich doch zu dem Schlusse kommen: daß, wo ein Tag der Freude so beginnt, es gar schön sein müsse — und so war es denn auch.

Auf dem großen Plage versammelten sich nach und nach die Herren, und mit gewöhnlichem Jubel stürmte auch die Knabenwelt herbei; ich und meine Stubengenossen schlossen uns sogleich der Versammlung an, die nun gemeinschaftlich dem Meere zuwanderte. Überall freundliche Begrüßungen von Bekannten, die uns ein herzlich Willkommen zuriefen; einer meiner Gefährten war zu jener Zeit, deren wir gedenken, selbst noch Knabe und sah dasselbe Leben jetzt mit wahrhafter Lust aus Männeraugen an. Man hatte jetzt, wie früher, gewisse Stunden zum Baden festgesetzt. Bei der Rückkehr aus dem Bade war jetzt, wie damals, im Salon der Kaffee bereit, es fanden sich auch jetzt wieder Kartentische ein, da die Damen zu dieser Zeit noch nicht den Saal besuchten; das Leben wiederholte sich, wie vor so viel Jahren, in derselben Mannigfaltigkeit. Nach der Badestunde der Damen und nach der Toilette eilte ich, einige Besuche zu machen; ich brauchte aber kaum die Wohnungen aufzusuchen, denn auf dem großen Plage fand ich wieder in vielfachen Gruppen die Gesellschaft aus den Nummerhäusern, die theils aus Bekannten, theils aus Fremden bestand, denen allen man sich freundlich nahen konnte, eben weil hier alle unnötige Gêne aus dem geselligen Verkehr entfernt war. — In den späteren Vormittagsstunden fanden sich auch die in der Umgebung in Bauerhöfen Wohnenden und die Einwohner aus Peterskapelle, Pabbasch usw. auf dem Versammlungsplatze ein; die Musik dajelbst vereinigte alle, man sah auf vielen Stellen das Frühstück im Freien einnehmen, hier wandelnde Paare, dort Gruppen, die Verabredungen für den Abend trafen; vor den Nummerhäusern auch Damen, zusammensitzend und mit kleinen Arbeiten beschäftigt; weiterhin auch politisierende Zei-

tungsleser, Kartentische im Freien, Haschelauf der Jugend; Herrengruppen, die bei fröhlichem Gesange dem Weine zusprachen und Rauchopfer brachten usw. — alles das konnte auf dem großen Raume ohne Unbequemlichkeit für die Andern ausgeführt werden und doch war alles wieder eins — es war eine große Gesellschaft zu einem Zweck, zum Frohleben, versammelt.

Das Ihnen wohl noch erinnerliche Läuten der Mittagsglocke brachte einen allgemeinen Aufstand zuwege. Die, welche an der Table d'hôte speisten, zogen in großen Massen dem Salon zu, wo die Musik den Einzug empfing, viele Andern eilten zurück in ihre entfernten Wohnungen zu gleichem behaglichen Zweck. Die langen Tafeln im Salon füllten sich in bunten Reihen, Herren und Damen bewirtend, ein gutes Mahl von drei Schüsseln erquickte die Hungerigen, die Konversation in der bunten Gesellschaft wurde durch Musik und Wein lebhaft und lebhafter, und die Zeit ließ kaum ihren schnellen Flug bemerken, hätte der Mensch ihr nicht einen Zeiger gegeben, der eben auch hier zum Ausbruch mahnte. Der Nachmittag war wieder in die beiden Abteilungen der Badestunden geschieden, und bis diese beendet waren, trat eine gewisse Ruhe für die Badehäuser ein. Die Unordnung, daß Dienstag und Freitag sogenannte Reunion und am Freitag Ball sein sollte, war auch jetzt beibehalten; heute war nun eine solche Reunion, und da ich heute nicht mehr baden wollte, beschloß ich, um den Nachmittag zu benutzen, alle die Punkte der Umgegend zu besuchen, die eine interessante Erinnerung für mich bewahrten. Da es die Badestunde der Herren war, brauchte ich mich in Hinsicht auf das Meer nicht zu genieren; ich begab mich daher zuerst auf den Platz, wo ich in jener verflungenen Zeit mit Ihnen die beiden interessanten Damen hingeführt, den Sonnenuntergang am Meere zu betrachten, den jene noch nicht gesehen. Bis auf die kleinste Beziehung ging mir jener schöne Abend an meinem inneren Auge vorüber, und ich glaubte noch jetzt den erstaunten Blick der Damen über das wunderbare Schauspiel zu sehen, als die herrliche goldene Kugel sich langsam in die gewaltig aufgeregten Wellenmassen senkte und ihre edle Natur jenem flüssigen Elemente mitzutheilen schien.

Hinter Klafen weg nach Kopsche-Stiefe ging ich, das mir noch aus einer späteren Zeit wert war, da hier meine beiden Töchterchen bei einer lieben Familie, die jetzt ganz aufgelöst ist, die Badezeit verlebt haben. Ich ließ Silleneek rechts, auch Nislow unberührt, die von fremden Familien bewohnt waren, und näherte mich dem Heiligen Haine zu Kallei, in welchem sich zu jener Zeit eine Frauen-Republik niedergelassen hatte. Gedenken Sie noch jenes reizenden Punktes, wo Geist und Schönheit sich vereinigt, und wo die üppigsten Sprossen der Phantasie den Platz geheiligt und im mutwilligen Scherz ihn und seine liebenswürdigen Bewohner so benannten? Dieselbe Ruhe, dieselbe schöne Luft unter den himmelhohen Birken, auf derselben Stelle das wohlbekannte Zelt; das ganze freundliche Bild von Kallei aus jener Zeit breitete sich vor meinen erstauten Blicken aus, und eigensinnig wollte ich mich aus meiner lebendigen Erinnerung nicht in die Jetztzeit zurückführen, bis ein lieblicher Ton, wie von Dodonas Stimme, aus dem Haine mir zurief und ein gar freundlich Kind mir entgegentrat: die Tochter des jetzigen Bewohners von Kallei, eines werten Bekannten von mir, des Herrn N. v. Br., auch Ihnen noch aus jener Zeit bekannt. Er empfing mich mit dem freudigen Ruf: „Willkommen in dem Haine zu Kallei!“ und uns und seine liebe Gattin ergöhten die Reminiszzenzen aus jener Zeit, die uns aus jedem Winkel desselben Lokals entgegenlachten. Wohin waren alle seine früheren Bewohner der Frauen-Republik? Zerstreut unter vielfachen Verhältnissen!

Das Haus in Kallei ist durch einen Anbau vergrößert und sehr bequem, ja fast elegant arrangiert. Wir begaben uns gemeinschaftlich zurück zur Reunion und fanden schon eine bunte Versammlung auf dem Platze vor dem Ballhause vereinigt. Die Jugend tanzte im Freien, auch wurden verschiedene gesellschaftliche Spiele gespielt, die Kartentische konnten nicht fehlen, dort sang ein Chor von Männerstimmen usw. Der Frohsinn war durchaus ungeteilt und nur gleiche Bildung in Geist und Gemüt war das Bindemittel. Der Abend versammelte den Tanz im Saal, kurz nach zehn Uhr aber begab man sich zur Ruhe, um morgen den Tag wieder mit Dank und Freudigkeit zu beginnen.

Sie sehen, mein Freund, daß sich hierin nichts in Neubad verändert hat, denn auch jetzt, wie sonst, kommen in der Folge große Spaziergänge der Gesellschaft vor, womit Besuche bei entfernten Freunden verbunden werden; Kavalkaden von Damen und Herren, ein sehr schönes Feuerwerk von einigen Kavaliern, und vielfache dergleichen Belustigungen. Am freundlichsten aber wurde die Gesellschaft durch die, auch in jener Zeit schon üblichen Tees verbunden, welche durch ein Glied der Gesellschaft gegeben wurden. Diese Abwechslung scheint mir darin ihren Reiz zu haben, einestheils weil sie überhaupt eine Abwechslung ist, besonders aber, weil sie für den Augenblick dem ganzen Zusammensein einen andern Charakter gibt. Denn in dem täglichen Verkehr des Badelebens ist Jeder Wirt und Gast für sich, und so angenehm diese Ungebundenheit sein mag, so wird sie doch erst besonders zum Bewußtsein gebracht durch einen solchen Zwischenakt, der für seine Dauer den Mitgliedern doch einige Rücksicht für die Wirtin des Tees stillschweigend auferlegt. Für immer wäre ein solcher Zwang im Badeleben nicht angenehm, ich könnte mir ein recht fröhliches Badeleben nicht denken, wo immer eine Königin zugegen wäre, wie interessant auch sonst das Erscheinen einer solchen sein möchte.

Jetzt eröffnete Frau v. Br. als ältester Gast, gleichsam als Ehrenmitglied des Badelebens in Neubad, die Tees; ihr folgten viele Andere nach, die alle mancherlei Ergänzungen mit sich führten. Viele Pläne für die folgenden Tage wurden noch besprochen, deren Ausführung ich hier nicht mit erleben kann, da ich schon heute in der Nacht Neubad verlassen muß.

Sie wollen mich wohl fragen: gibts auch schöne Damen hier? — und ohne mich auf Vergleichen einzulassen oder wohl gar namentlich zu bezeichnen, muß ich doch sagen: ja — wie ich auch auf die Frage antworten müßte: Könnt Ihr stolz sein auf Eure Frauengestalten in den Baltischen Ländern?

VI.

Reminiszenzen aus kurländischer Vergangenheit.

Der Verfasser dieser Erinnerungen, Oberlehrer Karl Stavenhagen (Mitau), veröffentlichte sie zuerst anonym in der „Düna-Ztg.“ 1902 (Nr. 258ff.). Für jeden halbwegs Kundigen war es indessen nicht schwer zu erkennen, um welche Familie es sich hier handelte. Neuerdings hat der Verf. sich nun auch öffentlich zur Autorschaft bekannt („Goldinger Anzeiger“ 1912). Diese Reminiszenzen enthalten soviel Eigenartiges, Charakteristisches, Lebendiges, daß man sie in dieser Sammlung gewiß ungern vermissen würde.

* * *

Ich gehöre einem Geschlecht an, das bereits in sechster Generation in den Baltischen Provinzen heimisch ist. Mein Urgroßvater wanderte gegen Mitte des achtzehnten Jahrhunderts aus Hinterpommern nach Kurland ein und wurde, nachdem er seine Lehrzeit in Libau durchgemacht hatte, in Windau selbständiger Kaufmann. Doch war er nicht der erste des Namens, der nach Kurland kam. Vielmehr wurde er von einem Oheim, der in Durben Pastor war¹⁾, nachgezogen. So entwickelten sich hierzulande allmählich zwei Linien des Geschlechts, die ältere durbensche gelehrte, die schnell mit dem kurländischen Litteratentum in enge Beziehungen und sogar mit Generalsuperintendenten in verwandtschaftliche Verbindung trat, und die jüngere windausche kaufmännische, die mehr dem goldenen Kalbe

¹⁾ Dietrich St., Pastor in Durben 1713—† 50. (Kallmeyer-Otto, Kirch. u. Pred. Kurl. S. 671.)

huldigte. Die Traditionen scheinen aber auf die Dauer nicht festgehalten worden zu sein, denn unter den Nachkommen der Gelehrten entdeckte ich einen Wagenbauer und — sit venia verbo — sogar einen Schneider, und die Kaufleute haben allmählich die dornenvolle Bahn des Gelehrtentums beschritten, sitemalen ich selber nebst vielen anderen Leidensgenossen des Geschlechts diesem Berufe huldige. Allerdings kann ich speziell von mir zu meinem Ruhme sagen, daß ich nur ein „sogenannter“ Gelehrter bin. Dafür sind aber andere in unverfälschtester Weise. Doch sogenannt oder wahrhaft und wirklich — der liebliche Geruch irdischen Mammons, der einst der ungelehrten Linie anhaftete, ist hin und verschwunden und scheint, so sehr sie ihn trotz aller Gelehrsamkeit brauchen könnte, zu ihrem Leidwesen nicht wiederkehren zu wollen.

Des irdischen Mammons! Da müßte ich nun erzählen, wie die Ungelehrten zu ihm kamen. Doch bevor ich mich an diese angenehme Aufgabe mache, einige Worte noch aus dem graueren Altertum des Geschlechts. Ins einzelne will ich dabei nicht gehen, denn in solchen Fällen verliert man sich doch immer wieder nur in die Wild- und Finsternis der Historie oder gar in die noch größere der Prähistorie. Ich bemerke vielmehr nur, daß, je nachdem bei den einzelnen Gliedern mehr demokratische oder aristokratische Mäuren und Tendenzen vorkamen, die einen ihren Ursprung von einem Bierbrauer ableiten, die anderen, noch tiefer in die Vergangenheit dringend, von einem Ritter, der in die Acht getan und dann gewaltsam und wie es heißt durch den Galgen vom Leben zum Tode gebracht worden sein soll, weil er sich, wie ungefähr zu selbiger Zeit der bekannte Götz von Berlichingen, in einem Bauernkriege an die Spitze der Auführer gestellt hätte. Ich speziell halte mich am Bierbrauer, wegen der Abwesenheit des Galgens, und weil mich Bier ein sehr angenehmes und nütliches Getränk dünkt, das außerdem durch seine immer weiter fortschreitende Weltheroberung etwas Zukunftverheißendes in sich birgt. Zudem möchte ich lieber vom Bierbrauer zum homo sapiens litteratus avanciert, als von der Höhe des Stand und meistens auch Land besitzenden Edelmanns in die Non- und Bodenlosigkeit herabgesunken sein.

Und nun zum Mammon!

Mein Urgroßvater, der besagte Kaufmann, erlitt in der sandigen windauschen Fremde genau dasselbe angenehme Schicksal wie der weiland Erzvater Jakob. Denn auch ihm gesegnete der Herr das Seinige, und er kam nicht nur genau so wie Jakob auf zwölf Söhne und eine Handvoll Töchter, sondern er wurde auch gleich Jakob „über die Maße reich“, daß er, wenn auch nicht „viele Schafe, Mägde und Knechte, Kamele und Esel“ hatte, — hier hinkt der Vergleich in etwas — so doch gut kurisches Getreide die Fülle, daß er schnell und geschickt in holländische Silbergulden umzusetzen verstand.

Zu diesem Zweck stand er mit einem „Hause“ in Rotterdam in Verbindung. Dieses „Haus“ nahm allzeit bereitwilligst die goldene kurische Brotsucht, die mein Urgroßvater den damals meist sehr geldbedürftigen Landwirten oft schon auf dem Halme und dann natürlich besonders vorteilhaft abkaufte, in Empfang und ließ sie in seinen weiten und festen Speichern verschwinden. Den Transport des kurischen Überflusses besorgten eigene Schiffe meines Urgroßvaters, und zwar gewann er deren mit der Zeit genau so viele wie Söhne, also zwölf. Da ein Wertausgleich, durch kaufmännische Wechsel noch nicht üblich war, galt ein anderer, etwas schwerfälligerer Modus der Zahlung. Im Herbst jeden Jahres nämlich ging ein mit Leinwand überspannter Wagen direkten Weges von Rotterdam nach Windau, und der führte in seinem Innern einen Vertreter des „Hauses“ und eine hübsche Anzahl Tönnchen, gefüllt mit holländischen Gulden, mit. Zuweilen brachte er auch außerdem noch einige Cadeaux des Rotterdamer an das Windauer Haus. In meiner Familie existieren noch heutigentags die Marmorplatten von vier Tischen dieses Ursprungs als ein Beweis der einstigen geschäftsfreundlichen Beziehungen zwischen Windau und Rotterdam. Die Reise ging zwar recht langsam, aber, wie es scheint, ungefährdet vonstatten. Von störenden Wegelagerern und Räubern wird wenigstens nichts berichtet. Vielmehr trafen die Gulden stets vollzählig in Windau ein.

Nur einmal passierte ein Malheur. Auf der langen, zum Teil sehr einsamen Fahrt war der Vertreter des „Hauses“ zuerst tief-sinnig geworden und dann gänzlich „von Verstand gekommen“. In

den schledfchen Wäldern zwischen Goldingen und Windau brach der Irrsinn in bedenklicher Weise aus. Der Mann öffnete nachts leise und listig mit einem Messer die Tönnchen und schleuderte dann, übervergnügt ob solchem Werke, die schönen Silbergulden nach rechts und links in den Wald, daß es nur so wetterte und bligte. Der Fuhrmann auf dem Bock bemerkte das Unheil erst, als ein Tönnchen bereits ganz und ein anderes zur Hälfte ihres glänzenden Inhalts beraubt waren. Nun wehrte er allerdings dem weiteren Anflug und lieferte den Gestörten nebst der Fracht auch glücklich nach Windau ein, aber die Gulden schienen verloren. Das Windauer Haus jedoch tröstete sich nicht so ohne weiteres. Vielmehr machte es die Sache bekannt und forderte die Bauern der Umgegend auf, das Silber aufzusuchen und abzuliefern. Und die Leute suchten, fanden und gaben ab, woraus mancher den Schluß ziehen dürfte, daß die Bauern von damals zwar sicher dümmere, aber vielleicht doch ehrlicher waren, als es die von h...te sind. Nur wenige Geldstücke fehlten, und die harren wohl noch zu dieser Stunde in schlechter Erde der Auferstehung.

Zwölf Söhne also hatte, wie ich sagte, mein Urgroßvater, und von diesen gediehen die meisten zu kraftvollen Männern. Namentlich galt das von dem jüngsten. Denn er wurde im Laufe der Zeit über sechs Fuß hoch und breit an Schultern. Und das hatte wohl darin seinen Grund, daß der Urgroßvater, als dieser Jüngste ihm geboren war, die Kapitäne sämtlicher zwölf Schiffe als Paten zur Taufe befahl. Denn bekanntlich übertragen sich die Eigenschaften der Paten in geheimnisvoller Weise auf die Patenkinder. Auch die große Vorliebe für das Element Poseidons, die hernach der Täufling und sogar sein Sohn, obgleich beide nicht Seecleute waren, Zeit ihres Lebens nicht verleugnen konnten, ist wohl auf diese zwölffache Patenschaft zurückzuführen. Bei der Taufe — und es soll eine besonders freudvoll pompöse gewesen sein — erhielt der Knabe als zwölfter den Namen Benjamin, und damit war die Parallele mit Erzvater Jakob in ungezwungener Weise wiederhergestellt. Dieser Benjamin wurde mein Großvater, und somit gehöre ich dem jüngsten Zweige der jüngeren Linie an.

Schulweisheit wurde in damaligen Zeiten hierzulande, und namentlich in Kaufmannskreisen, nur spärlich verabfolgt; man lernte mehr praktisch. Ein besonderes Bildungsmittel waren Reisen in fremde Länder. Ob mein Großvater welche gemacht hat, weiß ich nicht. Jedenfalls verfügte er über das, was man heute „Bildung“ zu nennen pflegt, in nur bescheidenem Maße. Das erhellt schon aus den wenigen Briefen, die in der Familie von ihm erhalten sind. Besonders gering scheint er nach diesen die Orthographie gewertet zu haben. Die Sprache aber ist ein gar lustiges Gemisch von Hochdeutsch und Platt, wie es hier damals allgemein im gewöhnlichen Leben geredet wurde.

Mehrere von den Brüdern gelangten mit der Zeit zu ansehnlichen Stellungen und müssen, was man so nennt, eine Rolle in der Gesellschaft und im Gemeinwesen gespielt haben. So war einer von ihnen, wie schon der Vater, Bürgermeister von Windau. Von ihm wird berichtet, daß er neben manchem andern Verdienst, das er sich um Windau erwarb, namentlich auch im bösen Jahr 1812 die Kriegskontribution, die der Stadt auferlegt wurde, generös aus seinem Privatfädel vorschob. Wie groß die Summe war, ist mir leider nicht mehr bekannt, aber daß sie nicht so ganz gering gewesen sein kann, läßt sich daraus schließen, daß Windau sie nicht aufbringen konnte, und aus bekannten Charaktereigenschaften der Franzosen im allgemeinen und Napoleonischer Heerführer insbesondere. Zurückerstattet ist nie etwas worden, das weiß ich und jeder des Geschlechts mit Sicherheit. Leider wurde an der Sache später nicht mehr gerührt und gerüttelt, und so ist sie verjährt. Sonst eröffneten sich dem Geschlecht und zugleich manchem hungrigen Advokaten gar liebliche und solide Ausichten.

Dieser Großonkel büßte übrigens in der Franzosenzeit noch mehr ein, als besagten Vorschuß. Denn wie es damals Brauch war, vergrub er bei herannahender Kriegsnot einen Teil des Seinigen unter einer alten Linde im Garten. Nun war er, wie manche dieses Geschlechts, was man so in gewöhnlicher Rede einen „kripichen Kerl“ nennt. Er haderte aus angeborener rechthaberischer Neigung leicht und gern, und namentlich gern mit seiner Ehehälfte. So kam es,

daß er ihr, allein um ihr einen Ort zu spielen, trotz Forderens und Bittens hartnäckig den Platz verschwieg, wohin er den Schatz geborgen hatte, so lange, bis er sich zum Sterben legte. Da, im letzten Augenblick, kam eine mildere Stimmung über ihn, und er rief die Gattin ans Bett, um ihr endlich das Geheimniß mitzuteilen. „Der Schatz, der Schatz liegt“, brachte er mühsam und keuchend hervor, da kam ihn ein böser Hustenanfall an, und schnell trat der Tod herzu und streckte ihn aufs Lager, daß er für immer verstummte. Man begrub ihn mit all den Ehren, die einem Windauer Bürgermeister zukommen, und die Erben betrauertem seinen und des Erbteils Verlust. Mancher Windauer aber möge es sich hierbei gesagt sein lassen, daß der Blick, den er heute so sehnsuchtsvoll in die schätzeverheißende Zukunft richtet, rückgewandt und liebevoll in die Vergangenheit versenkt, auch Goldes wert sein könnte, und möge zum Spaten greifen und graben.

In Windau, seiner ersten baltischen Heimat, erhielt sich das Geschlecht bis zum Ende der siebziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts. Der letzte dort war ein Vetter meines Vaters, der in ziemlich bescheidener amtlicher Stellung als Junggeselle und Sonderling zurückgezogen lebte. Besuchten ihn die Geschlechtsgenossen, dann gab er ihnen allemal ein Diner in uraltem Stile, bestehend aus nur einem Gange, nämlich grauen Erbsen, in Syrup gekocht, nebst geräuchertem Schinken. Das sieht sehr billig aus, wars aber in der Form, die meinem Onkel beliebte, gar nicht, da für jeden Gast neben seinem Bedeck auf besonderem runden Tischlein ein besonderer Schinken aufgebaut war. Und diese Schinken waren Schinken alter Zeit, von ausgereiften Mastschweinen und fettdurchwachsen. Der Onkel nämlich, sonst ein Mann, der das Seinige wohl zusammenhielt, lebte des eigenen Glaubens, daß nur eben angeschnittener Schinken für einen Gentleman genießbar und daß es ebenso unstatthaft wäre, Gästen von einem Schinken vorzusetzen, wie ihnen aus einem Glase einen Trunk zu reichen. Der Sonderling starb einsam, wie er gelebt hatte, und damit hatten auch diese interessanten Diners ein für alle Mal auf der Welt ein Ende. Seinen ihn beerbenden Vettern und Basen hinterließ er noch einiges an Kapital;

das war das Letzte, was sich von dem einstigen Kaufmannsüberfluß erhalten hatte. Es war damit gegangen nach dem bekannten Erfahrungssatz: Die erste Generation erwirbt's, die zweite erhält's, die dritte verzehrt's.

Zwei Brüder meines Großvaters ließen sich in Goldingen nieder. Der eine wurde dort, wie sein Bruder in Windau, Bürgermeister. Der andere ist als der erste Gelehrte in der kaufmännischen Linie zu nennen. Denn er hatte — vermutlich in Deutschland — Juristerei studiert und einen gelehrten Grad erworben. Außerdem zeichnete er sich durch zwei Leidenschaften aus, die eine waren Bücher, die andern die — grüne Farbe. An und in seinem Hause war alles grün angestrichen, bezogen und ausgestattet; selbst die stattliche Bibliothek, die er im Laufe der Jahre zusammenbrachte, war durchweg in Grün gebunden. Kein Wunder, daß man ihn selbst schlechtweg nur den Grünen nannte.

Schon diese Grünheit spricht für Originalität. Letztere äußerte sich aber noch in mancher anderen Weise. Er wohnte in Goldingen in einem schönen, von einem ansehnlichen Park und Garten umgebenen Hause allein mit zwei Töchtern, nachdem die Söhne selbstständig geworden waren. Die ältere von den beiden Töchtern, Fanny, stand dem Hauswesen vor, die andere lebte mehr künstlerischen Bestrebungen. Um die Wirtschaft zu bestreiten, brauchte Fanny ab und zu, wenn auch bescheiden, immerhin doch einiges Geld, und darum mußte sie jedesmal den Vater persönlich angehen. Solches Verlangen verdroß aber den Alten ganz außerordentlich, und er rächte sich stets in ganz bestimmter Weise. Zunächst ließ er Fanny, indem er ihre Bitte ignorierte, mehrere Tage erbarmungslos wie den Fisch an der Angel zappeln. Dann, wenn er, in die Enge getrieben, auf keine Weise mehr ausweichen konnte, stieg er unwirsch die grüne Wendeltreppe zum oberen Stockwerk hinauf, raffte dort aus der grünen Schatulle in beiden Händen kleines Silbergeld zusammen und schleuderte dieses, während Fanny, der Dinge harrend, unten stand, die Treppe hinab. Fanny hatte dann das Rückenbiegen und Auflesen wie einst Petrus bei den Kirichen. Er selbst aber stand oben und lachte ihrer Mühsal. Übrigens heiratete Fanny später,

kehr zum Leidwesen des Vaters. Als der Freierrmann erschien und seinen Antrag in wohlgeordneter Rede vorbrachte, sagte der Alte ruhig: „Also Sie wollen meine Tochter heiraten?“ „Ja“. „Ich habe nichts dagegen.“ Darob große Freude bei dem Werber, aber nun kam das dicke Ende nach. „Die Fanny aber . . . ja hören Sie, die Fanny führt mir die Wirtschaft, die kann ich nicht entbehren; aber es ist ja einerlei, nehmen Sie also die andere.“ Als der junge Herr darauf schüchtern einwandte, daß das doch nicht gut anginge, da er ja eben gerade diese wirtschaftende Fanny liebte, erwiderte der Alte: „Ach was, Liebe! Sie können ja ebensogut die andere lieben, sie ist gar nicht schlechter.“ Und lange dauerte es, bis man ihn davon überzeugte, daß Liebe doch nicht so leicht übertragbar sei, wie ein kaufmännischer Wechsel.

Ich komme jetzt auf meinen Großvater zurück. Als er zu Jahren und zu seinem Erbteil kam, kaufte er sich ein Gut und wurde Landwirt. Schon die Wahl des Gutes spricht dafür, daß die Patenschaft der zwölf Seebären seinen Lebenslauf beeinflussend nachwirkte. Denn Strandhof war ein Strandgut. Es lag an der Ostsee zwischen Libau und Windau in weltverlorener Gegend. Auf hohem Ufer stand das alte, hölzerne Gutsgebäude, so daß man aus den Fenstern der Giebelseite auf die brausende See blickte. Wald gab es erst weiter landeinwärts. Wie sich aus gewissen Anzeichen erkennen läßt, hatte er einst bis ans Meer gereicht, war aber bis auf wenige riesige Ulmen und Salweiden am Gestade längst verschwunden. So waren Gebäude und Felder der ganzen Gewalt der Stürme ausgesetzt, die in der rauhen Jahreszeit oft wochenlang furchtbar tobten. Ein kleiner Obstgarten lag hart am Hause, durch dieses gegen das Meer ein wenig geschützt. Diesen Garten beschatteten zwei ganz außergewöhnlich alte Bäume, ein Birnbaum und ein Apfelbaum, von denen die Sage ging, daß sie von vornehmer Hand hierher verpflanzt worden wären. Eine kurländische Prinzessin sollte sie gepflanzt haben, die, wie es hieß, dereinst vom gestrengen Herzog angewiesen worden war, in dieser Gegend über einen Fauxpas, der ihr versehentlich einmal bei Hofe unterlaufen war, einige Jahre nachzudenken. Die meerumrauschte Einsamkeit muß sich für eine solche Aufgabe

durchaus geeignet haben. Für die Wahrheit des Erzählten verbürge ich mich aber nicht, *relata refero*. Die Bäume jedoch habe ich selbst noch gesehen. Später spaltete ein Sturm den Apfelbaum. Da ließ mein Vater ihn durch ein eisernes Band zusammenziehen, und er grünte weiter und gab herrliche Früchte noch viele Jahre.

Der Boden war gut, zum Teil schwerer Lehm. Aber beeinträchtigt wurde die Feldwirtschaft durch die ewigen Stürme, durch die vom Meer aufsteigenden Nebel, die die Frucht nur schwer reifen ließen — Klee wurde deshalb damals in jener Gegend so gut wie gar nicht gebaut — und durch die Steine, die, zum Teil mächtige erratische Blöcke, wie aus einem Sack verstreut zahllos auf allen Feldern lagen. Hier aber läßt sich wieder einmal konstatieren, wie bei veränderten Verhältnissen der Unsegen direkt zum Segen werden kann. Als in der Neuzeit der libausche Kriegshafen gebaut wurde, verkaufte man von dem Gute so viel Steine, daß der Erlös die Summe überstieg, für die mein Vater den ganzen Besitz veräußert hatte, und mein Vater hatte nach dem Urteil aller Sachverständigen einen guten Preis erhalten.

Eine besonders schwere Arbeit war für die Landwirte jener Gegend das Einbringen des Seetanges und sein Hinausschaffen vom Ufer auf das hohe Land. Aber der Gewinn war auch des Schweißes wert. Denn war einmal dieser von der See gespendete Düngstoff in der Erde, dann wuchs auch in sonst sterilem Sande die Halmfrucht prächtig dicht und blau glänzend zum Himmel empor. So galt es, möglichst viel des kostbaren Stoffes zu gewinnen. War ein Sturm gewesen, der den Tang aus den Tiefen des Meeres landwärts trieb, so stand man von jeder andern Arbeit ab und eilte an die See. Und halb entkleidet drangen die Männer, mit besonderen Fangvorrichtungen bewaffnet, ins Wasser und zogen die schwarzen Massen ans Land, wo sie zunächst in haushohe Haufen geschichtet wurden, um dann später auf die Felder geführt zu werden.

Ergiebig war auch der Fischfang. Dorische wurden in großer Menge mit Netzen in der tieferen See gefangen. Das war auf dem Gute meines Großvaters die Spezialität eines Russen, des alten Waska. Woher der Mann eigentlich gekommen, wußte niemand zu

sagen. Auch kümmerte man sich darum wohl kaum. Als er aber einmal da war, blieb er, Dorfsche fangend, bis an sein seliges Ende.

Kam ein Buttenzug an die Küste, so gab es ein förmliches Fest. Mit den Händen fing man die Tiere, in so dichten Massen zogen sie dahin, und brachte sie in Kübeln und Spännern ans Land. Bei solcher Gelegenheit erging es dem Wagger einmal ähnlich wie Saul, dem Sohn des Riß, der eine Gfelin suchte und ein Königreich fand. Der Wagger griff nach einer Butte und zog einen kostbaren Siegelring aus den Fluten. Ein Badegast hatte ihn vor Jahren verloren.

Die nächste Nachbarschaft war damals ausschließlich im Besitz von Bürgerlichen, wetterfesten, behäbigen und durchweg originellen Menschenkindern. Besuchte man sich, so saß man bei starkem Seemannsgetränk, holländischen Knaster aus der Pfeife rauchend, und plauderte gravitatisch über das, was das Leben dieser einsamen Gegend bewegte. Darüber hinaus kam man selten. Das Getränk und den Tabak bezog man aus Libau und Wirbau oder manchmal gar direkt über See. Zündhölzchen oder dem ähnliches gab es nicht: so wurden die Pfeifen von einem Burschen, dem „Pfeisenjungen“, welchem die Pflege dieser wichtigen Instrumente als besonderes Ressort zugewiesen war, in die Küche gebracht und dort kunstverständig angeraucht und dann den Gästen in der großen Stube präsentiert.

Schulbildung war, wie ich schon erwähnte, damals in Kurland überhaupt dünn gesät und am dünnsten wohl in jener Strandgegend. Lesen, Schreiben und Rechnen, das waren die Künste, über die man verfügte, und auch sie gingen, wenn man sie einmal üben mußte, recht langsam und mühevoll vonstatten. Wenn z. B. der alte D. in Rothof einen Geschäftsbrief zu verfassen hatte, so ging er schon tagelang vorher unwirch und mißmutig umher, schloß sich dann endlich in sein Zimmer ein und malte dort, in Hendtsärmeln sitzend und Schweißperlen auf der Stirn, gar ungelentf große Buchstaben aufs Papier. Das Essen wurde ihm aufs Zimmer gebracht, sonst aber mied man ängstlich jede Störung und atmete schließlich wie erlöst auf, wenn das Skriptum endlich fertig, kwertiert und gesiegelt war. Als einziger Gelehrter jener Gegend galt ein alter Herr von E.

Er war im Auslande gewesen, und von ihm hieß es sogar, daß er sich auf Univerſitäten bewegt hätte. Das ganze Gebiet bediente ſich ſeiner in allen juridiſchen und mediſiniſchen Dingen als Beirats und Oraſels, und da er ein kluger, weltkundiger Mann war, traf er meiſt das Richtige und Heißame. Als mein Vater als Knabe den Typhus hatte, ſandte der Großvater zu Herrn von S., und er kam und ſah, und riet zutreffend.

Über die Bauern, die damals noch Leibeigene waren, führte mein Großvater ein mild patriarchaliſches Regiment. Als die Leibeigenschaft aufgehoben wurde, verſammelte er Hofleute und Wirte in der großen Stube und verlas ihnen den Kaiſerlichen Ukas. Daran knüpfte er noch einige erläuternde Bemerkungen. Er ſchloß mit den Worten: „So alſo, Leute, nun wißt ihr es, ihr ſeid von Stunde ab frei, das Gut aber gehört nach wie vor mir.“ Da war nun aber unter ihnen ein baumlanger Menſch mit Namen Peter, der ſich eines gewiſſen Anſehens bei ſeinesgleichen erfreute. Der hatte ſich die Reform offenbar anders ausge deutet und zurechtgelegt. Denn er ſagte ſelbſtbewußt und in grobem Ton zu meinem Großvater: „So iſt die Sache nicht; jezt ſind wir hier die Herren.“ Und zur Bekräftigung deſſen ſetzte er ſich alſogleich feſte und ſicher aufs Sofa. Mein Großvater blickte einen Augenblick verwundert auf den Langer, ſaßte ſich aber dann ſchnell und applizierte ihm vermittelt ſeiner ihm von der Natur verliehenen gefunden Körperkraft einen wohlgeſungenen Backenſtreich, daß es in der großen Stube mächtig ſchallte. Sofort erhob ſich Herr Peter ebenſo gravitätiſch, wie er ſich eben geſetzt hatte, küßte meinem Großvater die Hand und bedankte ſich mit freundlichem Wort für die geſoffene Inſormierung. Die andern folgten ſeinem vernünftigen Beiſpiel, und alle verließen dann vollkommen geklärt und äußerſt befriedigt die große Stube. Auf dem Hof aber ſagte der Lange ärgerlich zu ſeinen Gefährten: „Was das nu wieder für ein Schwindel war!“ Das war die einzige Erſchütterung, die die Aufhebung der Leibeigenschaft in jener Strandgegend hervorrief.

Der von den Kapitänen überkommene Hang zum Seeweſen und das Kaufmannsblut in ſeinen Adern ließen meinem Großvater

keine Ruhe. Er brauchte neben seiner Landwirtschaft noch etwas anderes, und er sann und dachte, bis er schließlich auf die große Idee kam, von seinem entlegenen Strande in direkte Handelsbeziehungen zu England zu treten. Zu diesem Zwecke kaufte er sich ein Schiff, bemannte es mit einigen seefundigen Strandbauern, belud es mit kurischem Getreide und entsandte es nach England. Es war ein großer Tag, als der Bording in die See stechen sollte. Man wählte eine neue glänzende Ara für diese Gegend gekommen, und das ganze Gebiet versammelte sich am Gestade, um dem Auslaufen des Glücksschiffes beizuwohnen. Wie einst der stolzen Flotte des weiland Alcibiades, athenischen Admirals und Leichtfußes, so folgten die Segenswünsche der gesamten Bevölkerung dem Kielwasser dieses kurischen Schiffleins. Aber wie es mit der sizilianischen Expedition schief ging, so mißglückte auch der große Plan meines Großvaters gänzlich. Lange harrte er vergeblich auf die Rückkehr der Strandbauern mit den Schätzen Indiens. Dann ließ er die Hoffnung, er immer fahren. Das Schiff war offenbar mit Mann und Maus und all dem guten Getreide ein Raub der Wellen geworden. Gewisse Leute erzählten allerdings, daß man es anders angestrichen und benamft wiederholt in fremden Häfen gesehen hätte. Doch das war das boshafte Geschwätz von Speilzähnen, die meinem Großvater den Ruhm nicht gönnen mochten. Ich möchte ebenso wenig wie der Großvater an eine Veruntreuung glauben, wenn auch nicht zu leugnen ist, daß jene Strandbauern, denen das Schiff anvertraut wurde, vollendete Hallunken waren. Da niemand von ihnen je zurückgekehrt ist, wird sich wohl niemals völlige Klarheit in die mysteriöse Angelegenheit bringen lassen. Weitere Versuche hat mein Großvater nicht gemacht. Er ließ es sich von Stunde ab an seiner Landwirtschaft genügen. Erst viele Jahrzehnte später nahm der General von Liffenfeld die Idee wieder auf. Geworden ist aber doch nichts daraus.

Im Sommer brachten die Badegäste Abwechslung in die Einörmigkeit des Strandlebens. Bei meinem Großvater badete mehrere Jahre der alte Baron F. aus D., ein sehr vornehmer und sehr reicher Mann. Er mietete das ganze Gutshaus und kam mit einem gewaltigen Troß von Kutschern, Dienern und Köchen. Selbst so

eine Art von Leibarzt hatte er mit. Dieser mußte jeden Tag mit ans Meer und an den Spitzen seiner Ellenbogen — Thermometer gab es noch nicht — die Temperatur des Wassers messen. Hatte die Meerflut die nötige Wärme, so rief der Leibarzt: „Mein Gönner, die See ist bereit“, und der Baron ließ sich von seinem Diener entkleiden und mit Wasser begießen. Dann stieg er in die Fluten, der Leibarzt aber stand mit der Uhr in der Hand am Ufer und mahnte, wenn fünf Minuten um waren: „Mein Gönner, es ist Zeit“. Das war für den Diener das Signal, dem Großmächtigen mit ausgebreitetem Laken alsogleich entgegenzueilen. Meinen Vater, der damals noch ein kleiner Knabe war, hatte der Baron besonders gern und bewies ihm dadurch seine Gunst, daß er ihn allsonnabendlich durch den Diener zu Tische laden ließ, „auf Pfannkuchen“, die besonders delikats gewesen sein sollten.

Mein Vater genoß den ersten Unterricht von „Mademoiselle“ oder „Demoiselle“ M. Das Lesen lernte er bei ihr zum Teil an „Hippels Lebensläufen“. Auch die Kunst wird berücksichtigt. Er spielt täglich auf dem „Forte-Piano“. Von Demoiselle M. wurde erzählt, daß sie vornehmer Abkunft gewesen wäre, ihr Vater aber, wegen einer schweren Tat aus Pommern flüchtig geworden, auf kurischem Boden einen bürgerlichen Namen und Beruf gewählt hätte. Sie war viel in adeligen Häusern gewesen und stellte diese gerne in bezug auf Sitten und Manieren als Muster hin. Das mochte aber mein Großvater, der etwas demokratisch veranlagt war, nicht leiden. Wies sie auf dieses oder jenes adlige Haus hin, so sagte er jedesmal ärgerlich: „Mamsing — so lautete das „Mademoiselle“ in kurischer Vereinfachung —, wenn Sie mir mit Ihre Adlige kommen, dann wird mir gleich ganz ekelig und ich geh fort.“

Auch der Schüler nannte die Lehrerin schlechtweg stets „Mamsing“, siezte sie aber, während sie ihn duzte. Dieser Komment blieb für alle Folgezeit in Geltung, auch als mein Vater, bereits ein starker Fünfziger, mit der alten Dame gegen ihr spätes Lebensende wieder an demselben Orte wohnte.

Aus „Mamsings“ kam der Knabe bald in männliche Zucht. Auf einem Nachbargute war ein ausländischer Hauslehrer engagiert

und dorthin wurde nun auch er gegeben. Er sollte mit den beiden Söhnen des Hauses zusammen „geschult“ werden. Der Unterricht muß aber durch einen Umstand besonderer Art stark beeinträchtigt worden sein. Denn ich finde in einem Tagebuch, das er in dieser Zeit geführt hat, folgenden Passus: Ich zog am 28. August 1832 nach Ch(arlottenhof) ab, um, wie es hieß, daselbst klüger zu werden. Leider wurde ich aber in dem Jahr, das ich dort verbrachte, noch dümmer, als ich war, denn mein Lehrer Gustav K. hatte sich in eine Tochter des Herrn W. namens Emma verliebt und trieb sein Wesen mit ihr außs höchste. Also konnte nicht viel aus der Schule werden. Eine alte Geschichte: Minerva und Venus haben sich nie recht vertragen können.

Schon Herr K. hatte den Versuch gemacht, meinen Vater in die Geheimnisse des Lateinischen einzuweihen, allerdings auf eigentümliche Weise. Er hatte dem Jungen einfach den „großen Zumpt“ in die Hand gedrückt und ihn aus dieser umfangreichsten Grammatik wahllos Groß- und Kleingedrucktes auswendig lernen lassen, was jedenfalls zur Stärkung des Gedächtnisses beigetragen haben wird, wenn es auch die lateinischen Kenntnisse des Abc-Schützen nicht sonderlich gefördert haben dürfte. Wieviel besser hatten es da doch spätere Generationen.

Nach diesem Jahr der Liebe für Herrn K. und des Leides für dessen bedauernswerte Opfer bezieht mein Vater eine andere hohe Schule. Er kommt zu Pastor G(oldschmidt) in Sackenhäusen (dann in Hasenpoth). Hier treibt er bereits Griechisch; er lernt aus der „griechischen Etymologie“ und übersetzt aus dem Jacobs und Rost. Auch Russisch wird — von einem Herrn v. Krieger — gelehrt. Der Unterricht leidet bis zu einem gewissen Grade dadurch, daß der Pastor viel auf Amts- und Geschäftsfahrten außer Hauses ist. Dann vertritt ihn „bis auf Religion“ ein Mitschüler meines Vaters, ein gewisser Salomon aus Hasenpoth. Die Interimpädagogik dieses Salomon scheint trotz des weisheitkündenden Namens doch nicht immer den gehörigen Ernst gewahrt zu haben, denn im Tagebuch lese ich einmal: „Bei Geographie ging es ziemlich närrisch und lustig zu.“ Welcher Konfession Salomon gewesen ist, läßt sich aus

dem Tagebuch nicht mit Bestimmtheit eruieren, aber einiges scheint mir nach alttestamentlicher Richtung hinzuweisen. So der Name Salomon, die Herkunft aus Hasenpoth, das „bis auf Religion“, der Umstand, daß Salomon den Mitschülern wiederholt bald einen „Ferding“, bald einen „Fünfer“ leiht und schließlich folgender Satz im Tagebuch: „Wohlbehalten gelangte ich (nach den Ferien) wieder zu meinen Kameraden, aber Salomon fehlte, weil er die Krätze hat.“ „Salomon hat noch immer die Krätze“ heißt es dann noch einige Male. Endlich aber ist Salomon krätzefrei wieder da und lernt und dozirt eifrigst wie früher.

Hatte der Unterricht bei Pastor G. nach heutigen Begriffen auch manches Mangelhafte, der Pastor muß, alles in allem genommen, doch ein sehr tüchtiger Pädagog gewesen sein, denn er bringt meinen Vater schließlich so weit, daß er nach einer kaum einjährigen Zwischenzeit an einer Schule in Mitau sein Aufnahmeexamen an der Dorpater Universität glücklich besteht. Daß man damals die Höhen klassischer Bildung auch auf einem kurischen Pastorat erklimmen konnte, dafür spricht der Umstand, daß mein Vater wie ich aus einem sehr sorgfältig und verständnisvoll geführten Vokabularium ersehe, bei diesem Pastor G. die griechischen Tragiker gelesen hat. Ob sich wohl heutzutage noch viele baltische Pastoren zu solcher Kunstübung verstanden?

Noch eines anderen Erziehers meines Vaters oder vielmehr einer Erzieherin möchte ich hier gedenken. Das war die See. Schon in frühesten Kinderjahren wurde sie ihm innig vertraut. Mit der See spielte der Knabe, rang der Jüngling, die See stählte seine Kraft, die See weckte seinen Mut, die See flöhte ihm Begeisterung ein für das germanisch Heldenhafte, die See rief in ihm den Sinn wach für das Ideale und Große, den er sich während aller Folgezeit auch in der Alltagsmühsal des Lebens zu wahren gewußt hat, die See wies ihn in ihrer Unendlichkeit schon früh auf das Ewige. Zeit seines Lebens ist er dieser Liebe treu geblieben und noch im späten Greisenalter erschien er wie verjüngt, wenn er das Rauschen der Wogen von ferne vernahm. Von allen mittelhochdeutschen Dichtungen, die er als Schüler, trotz der mangelhaften Ausgaben mit

Eifer laß, war ihm deshalb die anziehendste die „Gudrun“, das hohe Lied der See und seegewaltigen Wikingertums. Im Frühling und Spätherbst drang er über das Ufereis ins Wasser, um zu baden, und gab es Sturm, so fuhr er entkleidet in einem Boot weit ins Meer hinaus, zog dann die Ruder ein und provozierte, um sich zu üben, einen Schiffbruch. So wurde er ein Meister in allen Künsten des Schwimmens, und so konnte er als junger Student es wagen, bei schwerem Sturm drei Viertel Werst ins Meer hineinzuschwimmen und von einem gescheiterten Schiff einen Matrosen auf seinem Rücken ans Land zu bringen, dessen Vergung die Strandbauern wegen der Gewalt der Wogen nicht mehr riskiert hatten.

Auch das Schlittschuhlaufen, Turnen und Reiten wurde mit Eifer geübt. Nur mit der Jagd hat er sich nie befreundet können. Es widerstrebte ihm, zum Vergnügen zu töten. Dagegen war er als Knabe ein leidenschaftlicher Vogelsteller, und im Herbst wurde an der Küste, die die Strich- und Zugvögel anlockte, weil es durch die Einwirkung des Meeres dort länger warm blieb, manch seltenes Exemplar eingefangen, dann sorgfältig durchwintert und im Frühjahr wieder in Freiheit gesetzt. Das förderte die Kenntnisse in der Ornithologie, wie fleißiges Botanisieren ihn mit der heimischen Pflanzenwelt vertraut machte.

Bei bäuerlichen Festlichkeiten, zu denen der Gutsherr gern geladen wurde, mußte mein Vater häufig den Großvater vertreten. Unzählige Male bekleidete er bei Hochzeiten die Würde eines Brautführers. Das äußere Abzeichen dieser Würde war merkwürdigerweise ein alter Schwedensäbel, der dem Brautführer umgeschmalkt wurde. Über die Erwerbung dieser Waffe hatte sich bei den Bauern eine eigene Tradition bis ins einzelne hinein lebendig erhalten.

Die Schweden waren wieder einmal — es wird wohl während des Nordischen Krieges gewesen sein — ins Land gedrungen und plündernd und sengend auch bis in diese Strandgegend gelangt. Der Hof stand verlassen von Herren und Knechten da. Die Bauern des Gebietes hatten sich in die Wälder geflüchtet. Da — im Spätherbst war es — trieben Hunger und Kälte einige der Kühnsten aus ihrem Versteck an die Küste. Sie schleichen sich zur Riege hin und heizen

den Riegenofen an, um sich zu wärmen und ein wenig Getreide, wenn möglich, notdürftig zu dreschen. Während die andern aufs Feld hinausgegangen sind, liegt der eine auf dem Riegenofen. Da geht plötzlich die Tür auf und ein schwedischer Oberst tritt ein. Er ist durchnäßt und friert, und so ist ihm das Feuer, dessen Rauch ihn angelockt hat, hoch willkommen. Die Not macht ihn unvorsichtig. Nur flüchtig prüft er den halbdunklen Raum, dann tritt er schnell zum Ofen, erwärmt zuerst seine Hände und kehrt schließlich der Flamme den Rücken zu, um seinen Mantel ein wenig zu trocknen. Diesen Moment benützt der Bauer auf dem Ofen. Leise greift er nach dem neben ihm liegenden Beil, und mit einem mächtigen Hiebe spaltet er dem ahnungslosen Feinde den Schädel, daß dieser lautlos zusammenbricht. Schnell ist der Tote ausgeplündert und neben der Riege eingescharrt, und die Bauern, die das Grab geschickt mit Stroh verdecken, entgehen glücklich der Rache. Von diesem schwedischen Offizier stammte der Säbel, der noch ein Jahrhundert später der Ehrenschild des Brautführers war.

In Dorpat studierte mein Vater etwas über zwei Semester (1839—1840), als ihn die strafende Gerechtigkeit erreichte. Das Verbrechen, für das er dem Geschick verfiel, erscheint in unseren Augen nicht gar so gravierend. Er war eines Morgens in etwas leichter Hülle, nämlich einem Zirkelmantel, über den Unterkleidern, über den Markt gehuscht, um sich beim nächsten „Pimapodisten“ einen Hering zu erstehen. Das Unglück wollte es aber, daß der Kurator Kraftström gerade zur selben Zeit am Fenster stand und das Bild des besflügelten Studenten im Spiegel seines Auges auffing. Er winkte seinen Häschern, und sie walteten mit Erfolg ihres Amtes. Am selben Tage noch wurde der Delinquent für immer aus Dorpats Mauern verwiesen. Um seine Angelegenheiten ordnen zu können, mußte er sich mehrere Tage und Nächte auf dem „wildem Dom“, der damals wirklich noch wild war, verbergen. Dann verließ er die Embachstadt auf Nimmerwiedersehen. (1840 I war er OIdermann gewesen.)

Wie später so häufig, fand auch schon zu meines Vaters Zeiten in der Kurland eine secessio statt. Einige Unzufriedene hatten beschlossen den Konvent zu sprengen und dann in ihrem Sinn neu zu

konstituieren. Der Spitzführer der Verschworenen verließ zu diesem Zweck ein sehr scharf gehaltenes Schriftstück, und als gegen dieses von der andern Seite opponiert wurde, warf er seine Farbenmütze trotzig auf den Tisch und rief: „Nun, wenn das nicht gut ist, was ich geschrieben habe, so trete ich aus.“ Sofort klang es von verschiedenen Seiten: „Ich auch, ich auch“ usw. Immer mehr Leute erklärten ihren Austritt und der Coup schien zu gelingen. Da aber ergriff plötzlich der Oldermann die Fahne, sprang auf einen Tisch und rief: „Alles, was gut kurländisch ist, schare sich um das Banner!“ Einen Augenblick stuzte man, dann trat einer nach dem andern zur Fahne, und schließlich waren die Malkontenten in der Minorität. Gereizt verließen sie den Konvent; später aber baten sie kleinlaut um Wiederaufnahme.

Gar liebliche Erinnerungen werden bei jedem alten Dörpischen Burschen wach, wenn er nur der „Speisepaudeln“ gedenkt, die ab und zu aus der Heimat eintrafen. Auch mein Vater erhielt einmal eine solche. Und was für eine! Mit allem, was jene Strandgegend Leckeres an Früchten des Bodens und an Gefochtem, Gesalzenem, Geräucher-tem und Eingemachtem bot, hatte der Großvater einen mächtigen Leiterwagen beladen lassen und dann unter eines zuverlässigen Kutschers Leitung, mit zwei guten Rossen bespannt, nach dem Embach entsandt. „Das war eine Speisepaudel! Mehrere Wochen lang lebte die ganze Kuronia von ihr,“ sagte mir noch Ende der Siebziger der alte Probst G(rot) aus Sch(runden), des großen Ereignisses gedenkend, und seine Augen glänzten vor Begeisterung.

Nach dem kurzen Dorpater Studium bezog mein Vater die Universität Königsberg. Er reiste zuerst von seiner Strandheimat mit „eigenen Pferden“ bis Memel. Dort gab es längeren Aufenthalt, bis man ein Segelschiff ausfindig gemacht hatte, das ihn in das Kurische Haff brachte. Die letzte Strecke wurde mit dem Mietswagen zurückgelegt.

Beim Abschiede aus Dorpat hatte ein Landsmann, der früher in Königsberg gewesen war, meinem Vater einen Auftrag gegeben, der heute etwas eigen anmutet. „Wenn du nach Königsberg kommst“ — hatte er gemeint — „ich häng’ da noch mit einem, sei so gut und mach’ dann die Mensur für mich aus!“ Das war damals ganz kon-

mentmäßig. Mein Vater übernahm den Auftrag natürlich gern und richtete ihn, in Königsberg angelangt, sofort prompt aus, und da er in Dorpat das Fechten vorzüglich gelernt hatte, begründete er mit dieser Mensur in Stellvertretung in Königsberg sein studentisches Renommee. Der Gegner behandelte den jungen Kurländer anfangs etwas geringschätzig. Der Zweikampf war auf 11 Uhr vormittags vereinbart worden. Da, in letzter Stunde, verlangte er eine Verlegung auf 10 $\frac{1}{2}$ Uhr, da er um 11 in ein Kolleg müsse. Die Renommee bekam ihm aber übel, denn er wurde deutlich abgeführt. Meines Vaters Sekundant, nachmals ein bekannter Augenarzt in Riga, ein Mann, der den Humor liebte, zog, nachdem der entscheidende Hieb geführt war, eifertig die Uhr aus der Tasche und meinte: „Es ist 10 Minuten vor 11, wenn du dich beeilst, kommst du wohl noch ins Kolleg.“ Der also Apoptrophierte sah aber die geheiligten Räume der alma mater erst nach geraumer Zeit wieder, sintemal er sich flüchten mußte.

Zunächst trug mein Vater in Königsberg seine kurlischen Farben, später taten sie sich, Kurländer und Preußen, zu einem Korps zusammen. Die Königsberger Studentenschaft fühlte sich damals durchaus noch als Einheit. Die Farbenstudenten führten; wer nicht mitlebte, mußte doch wenigstens zu einer Verbindung angeschrieben sein. Allsonnabendlich versammelte sich die gesamte Studentenschaft zur Erledigung des „Vorliegenden“ in der dazu von der Obrigkeit eingeräumten Aula; die Chargierten präsidierten, auf hohem Podium sitzend. Das Verfahren war mündlich und kurz und bündig. „Hat jemand etwas dagegen, daß K. K. hereinfährt?“ schloß meist der Vorsitzende seine Ausführungen und da die Antwort in der Regel ein Schweigen war, lautete die Resolution alsogleich: „Somit ist K. K. hereingefahren.“ In Dorpat war es später ähnlich, nur alles mehr nach geschriebenen Paragraphen geordnet, modernem Rechtsverfahren angenähert; während die Königsberger Art an altgermanische Tagung beim Malstein erinnert.

Schwere Kämpfe innerhalb der Studentenschaft gab es trotz dieses Gemeinsamkeitsgefühls häufig. Zuweilen waren es Massenschlachten. Da sucht eine Verbindung gegen die andere, Mann um

Mann, oder es wurde auch dazwischen ein Quartier gestürmt und hartnäckig verteidigt. Allemal aber floß das Blut in Strömen.

Mein Vater blieb in Königsberg nicht lange. Es können kaum zwei Semester gewesen sein. Nach einem längeren Aufenthalt zu Hause zieht er aufs neue aus, um eine passende Hochschule in deutschen Landen zu suchen. Er legt den Weg bis Königsberg wie das erstemal zurück, dann geht es mit dem Dampfer bis Elbing und von dort in der Defigence über Danzig, Köslin, Stettin, Anklam, Greifswald, Stralsund, Rostock, Wismar, Lübeck, Hamburg nach Kiel, eine endlose Reise im Spätherbst. Im Mecklenburger Lande sind die Wege grundlos. Das Gefährt bleibt wiederholt im zähen Lehm stecken. Dann spannt der Kosselenker aus, reitet in das nächste Dorf und holt Ochsen, die den Wagen herausbringen müssen. Der Reisegefährte meines Vaters ist durch mehrere Wochen ein schon ziemlich bejahrter Studiosus der Theologie, der weit in deutschen Gauen umgewesen ist. Er weist den Suchenden, der vergeblich um Einlaß bittend in Greifswald bei der Universität angeklopft hat, nach Kiel. Es ist ein Mann von unverwütllichem Humor und noch um wüßlicher Zechlust. Bei jedem Wirtshaus läßt er halten, um ein „warmes Getränk“ zu präparieren, zur lichten Verzweiflung einer älteren Dame jungfräulichen Standes, die gezwungen ist, längere Zeit den Wagen mit den beiden zu teilen. Endlich am 31. Oktober 1842 ist Kiel erreicht. Ganze 58 Th. Preuß. hat, wie in einem Brief aufgerechnet wird, die Reise gekostet.

In Kiel gelingt es meinem Vater besser als in Greifswald, er wird immatrikuliert. Aber auch hier duldet ihn nicht allzulange. Im April 1843 ist er auf dem Wege nach Halle. Er reißt mit dem „Hamburger Personenwagen“ zunächst nach Hamburg, und von dort mit dem Dampfboot für 6 Th. Preuß. in 36 Stunden bis Magdeburg. Dann fährt er — zum ersten Male in seinem Leben — auf der Eisenbahn im offenen Wagen „bei dem fürchterlichsten Regen in ein paar Stunden nach dem 12 Meilen weiten Halle“. Von dem neuen Verkehrsmittel ist er nicht wenig eingenommen. „Dresden mit der Sächsischen Schweiz, Leipzig, Jena, Magdeburg, Berlin erreiche ich — heißt es in einem Briefe nach der Heimat — ebenso mit dem Dampf-

wagen in einigen Stunden wie Ihr Abaußhof und Edwahlen.“ Und ein anderes Mal schreibt er: „Du kannst nicht glauben, wie schön sich die Eisenbahn zu Geschäften und Vergnügungen benutzen läßt. Es läßt sich leicht ausführen, des Morgens hier in Halle zu frühstücken und des Abends ein Bad in der Ostsee zu nehmen, ein Gedanke, der mich viel beschäftigte.“

In Halle wird drei Jahre sehr fleißig studiert. Der einzige Umgang sind ein paar ältere Mediziner, Freunde aus Königsberg, mit denen er dort „unter einer Mütze gesteckt hatte“, und ein erblindeter Landsmann, Dozent der Philosophie an der Universität. Mit diesem letzteren macht er häufig große Spaziergänge in die hübschen Saaledörfer, „wo man ausgezeichneten Broihahn trinkt“, nach dem Gibichenstein und bis Leipzig hin und zurück, und auf diesen Wanderungen weiht der gelehrte Professor den jungen Mediziner, stundenlang mit Feuer dozierend, in die Mysterien Hegelscher Weltanschauung ein. Größere Fusturen allein und mit Ausländern und Landsleuten durch Thüringen und bis nach Bayern hinein vervollständigen in den Ferien die Kenntniß von Land und Leuten. Im Felsenkeller zu Schmalkalden treffen sie, drei Kurländer, gerade recht zu einem großen Feste ein. Ganz Schmalkalden sitzt in den kühlen Räumen und trinkt Bier, das gegen Marken verabfolgt ward. Der Säckelmeister der drei ersteht sofort für ganze 5 Tlr. Marken. Die „lustigen“ Thüringer staunen, nähern sich mit guter Art allmählich den großen Herren und schließlich tut sich ganz Schmalkalden vom Bürgermeister bis zum Troßknecht am Überfluß der Fremden bene. Im Herbst 1844 hält der König in der Umgebung von Halle große Manöver ab, und mein Vater, ein begeisterter Verehrer Preußens, entflieht auf 14 Tage allen Kliniken, um sich als Schlachtenbummler an dem militärischen Schauspiel zu weiden. Auch kommen Schauspieler aus Leipzig und Dresden an, um während der Manöverzeit in Halle zu spielen. Die Schröder-Devrient tritt in der Rolle des „Romeo“ auf und gibt ihn „wirklich männerhaft“.

Mein Vater klagt, daß Halle eine teure Universität sei, viel teurer als Königsberg, fast wie Dorpat. Er rechnet dem Vater vor: 150 Tlr. im Jahr Kollegia, 50 Kleider und Bücher, 24 Wohnung, 72 Mittagß-

tijch; da könne er mit weniger als 400 Rbl. nicht auskommen. In Königsberg hatten 300 gereicht.

Im Frühjahr 1845 siedelt er nach Würzburg über, wo er bis zum Herbst bleibt. Anfang des nächsten Jahres ist er bereits in Petersburg und macht dort im Sommer an der medizinischen Akademie sein Examen. Dann zieht er noch einmal ins Ausland hinaus, nach Prag, zu Nachstudien. Auch diesmal macht er eine abenteuerliche Reise, denn er fährt von Windau mit einem Segler nach Dänemark. Mehrere Male tritt Windstille ein, vor Gotland allein liegt das Schiff 8 Tage. Schließlich ist nicht nur der Rum, sondern auch der Kaffee alle, und die Sache wird bedenklich. Da endlich erreicht man einen Hafentort auf Seeland. Von dort geht es mit dänischer Extrapost nach Kopenhagen und dann über Kiel nach Deutschland und Prag. Von Prag schreibt er, daß es eine Universität wäre, die anfangs, berühmt zu werden. Die Kollegia kosteten gar nichts und als Dozenten angestellt wären dort nur junge Wiener Ärzte, die sich keine Mühe verdrießen ließen, ihren Zuhörern zu nützen.

Als er im Jahre 1847 endgültig in die Heimat zurückkehrte, hatten die revolutionären Wehen, die die achtundvierziger Ereignisse zeitigten, in Deutschland und Osterreich bereits begonnen. Damals war es in der jungen Welt Mode, bildnisgeschmückte Sabots zu tragen. Wer nun demokratisch angehaucht war, der brüstete sich mit irgend einem Volksbeglucker. Die preußische Jugend trug meist ihren König Friedrich Wilhelm IV. zur Schau; ihr hatte sich auch mein Vater angeschlossen; ein Freund und Landsmann, der politisch gleichgültig, aber ein großer Verehrer weiblicher Schönheit war, erschien in Prag stets mit der berühmten Tänzerin Lola Montez, alias Gräfin Landsfeld, Favoritin König Ludwigs I. von Bayern, am Busen.

Heimgekehrt, wurde mein Vater in Kurland Landarzt. Es war ein riesiges Gebiet, das seiner Obhut anvertraut wurde. Auf jeden Wochentag kam ein Gut, wo er für die ganze Bauernschaft Arzt und Apotheker in einer Person sein mußte. Der Sonntag war der freien Praxis vorbehalten. Bezahlt wurde der Arzt fast nur mit Naturalien. So mußten ihm laut Vereinbarung u. a. im Jahr zwei Mastochsen ins Haus geliefert und vier Pferde dauernd unterhalten werden.

Geld gab es nach unseren Begriffen wenig, halbjährlich je 150 Rbl. Die Praxis besorgte mein Vater, da die Wege, namentlich in die Gefinde, äußerst schlecht waren, fast nur zu Pferde. Ritte von fünf und mehr Meilen waren keine Seltenheit.

Zu den Patronen meines Vaters gehörte der alte Graf A., ein kluger und liebenswürdiger, aber streng konservativer Herr. Der war meinem Vater sonst zugetan, ein Dorn im Auge war es ihm aber, daß der junge Arzt seine beiden großen Neufundländer Hunde nach dem Niederschmettern der österreichischen Revolution Windischgräß und Zellachich nannte. Eine Zeitlang trug er's, dann aber, als selbst in Mitau darüber Bemerkungen fielen und er in den Geruch kam, einen roten Demokraten als Hausarzt im Brot zu haben, zog er den Doktor beiseite und ersuchte ihn — „Herr Doktor, diese uns so verehrungswürdigen Namen usw.“ — die Neufundländer umzunennen. Seinem Wunsche wurde sofort entsprochen, und die Hunde hießen von Stunde an Typhus und Cholera. Damit war der einzige Grund zur Disharmonie behoben und seitdem blieb der Graf meinem Vater stets aufrichtig gewogen.

Als er bald darauf seine Praxis aufgab, um das väterliche Gut in Bewirtschaftung zu nehmen, sorgte sich der Graf nicht wenig, wie es ihm in dem neuen Berufe ergehen würde, gab ihm, selbst ein sehr gewiegter Landwirt, viel gute Winke und verwies ihn namentlich auf Thaers Schriften. So konservativ der Graf politisch war, auf wirtschaftlichem Gebiet huldigte er durchaus dem Fortschritt. Er studierte eifrig landwirtschaftliche Bücher und Zeitschriften und verstand es, die Theorie in Praxis umzusetzen. Als er einmal eine Anzeige las, daß auf dem Rittergut Lettschena bei Leipzig, das sich damals durch seine Schafzucht auszeichnete, ein Merino-Zuchtbock verkauft würde, beschloß er sofort, den Bock zu erwerben. Zu diesem Zweck schickte er einen zuverlässigen lettischen Knecht, den er mit Empfehlungsschreiben wohl versehen hatte, in einem Einspänner über Memel, Königsberg, Berlin und Leipzig nach Lettschena ab. Der sollte den Bock heimbringen. Monate und Monate vergingen und der Bauer kehrte nicht wieder. Die Nachbarn lachten und spotteten nicht wenig über die abenteuerliche Expedition und der Graf schwieg

verdrossen. Auch er fing schließlich an der Rückkehr des Mannes zu zweifeln an. Doch dem Grafen ging es mit seinem Bock besser als meinem Großvater mit dem Schiffe. Denn eines Tages trat der Verschollene ganz wohlbehalten direkt in des Grafen Arbeitszimmer, küßte ihm den Armel des Schlafrocks und sagte lakonisch: „Zennigs Leelskungs, un es atwedu to buku.“ Und in der Tat hatte er das kostbare Tier in gutem Zustande glücklich bis zur Stalltür gebracht. Nun lachte der Graf seinerseits. Der Weitgereiste aber taute allmählich auf und erzählte in der kuriischen Gesindestube kaum weniger Wunderbares als der Fabelhans Odysseus bei den Phäaken. Es war ihm übrigens durchweg gut ergangen. Überall hatte man ihn aufs Liebenswürdige aufgenommen und aufs Sorgfältigste verpflegt. Nur über die Berliner äußerte er sich wenig zufrieden. Diesem kritischen und frechen Volk war so manches an der Tracht und dem Gebahren des kuriischen Autochtonen aufgefallen, und es war taktlos genug gewesen, sich das nicht nur merken zu lassen, sondern auch den würdigen Mann nach Kräften zu hänseln.

In der alten meerumrauschten Heimat widmete sich mein Vater mit Eifer der Landwirtschaft, ohne dabei seine ärztliche Praxis aufzugeben. Vielmehr wurde er jetzt nolens volens der Arzt für die ganze Umgegend. Viel zu tun gab es da namentlich, als auf einem Nachbargut durch einen Reisenden die asiatische Cholera aus Mitau oder Goldingen eingeschleppt wurde. Die ersten Erkrankten erlagen der Seuche mit furchtbarer Schnelligkeit, und da ergriff das Bauernvolk eine solche Panik, daß niemand zu einer Hilfeleistung bei den von der Epidemie Befallenen zu bewegen war. Der Arzt und der junge tapfere Gutsherr waren die einzigen, die die Unglücklichen bepflegten. Schließlich erkrankten auch sie, und monatelang währte es, bis sie wieder völlig zu Kräften kamen. Die Epidemie aber verschwand ebenso plötzlich, wie sie aufgetreten war, ohne sich lokal über das eine Gut hinaus verbreitet zu haben.

Als Gutsherr hatte mein Vater manchen Strauß um das Sei-nige mit einem lieben Nachbarn auszufechten. In jener entlegenen Gegend herrschte damals noch eine sehr weitgehende altgermanische Freiheit, respektiert als Eigentum wurden eigentlich nur Acker und

Wiesen. Weideland und Wald betrachtete man als Gemeingut. Und da fuhr immer derjenige am besten, der am ungeniertesten zugriff. Besagter Nachbar aber verstand es. Ohne ein Wörtchen darüber fallen zu lassen, ließ er einmal eine größere Partie schöner Föhrenstämme, die auf notorisch zum Gute meines Vaters gehörenden Boden standen, fällen. Als meinem Vater von diesem Übergriff gemeldet wurde, schickte er alle Knechte aus und ließ die Stämme schnell entschlossen ohne weiteres auf seinen Hof abführen und dort zu einem Neubau verwerten. Der andere aber verfolgte die Angelegenheit nicht weiter. Er nahm eben unbefangen und frohgemut, was er bekam, und wenn ers nicht bekam, war ers auch zufrieden, im Bewußtsein dessen, daß es eigentlich doch nicht ihm gehörte. Auch der gesellschaftliche Verkehr litt darunter nicht eigentlich. Man besuchte sich freundschaftlich und ignorierte gentlemanlike den wirtschaftlichen Kampf, den man par distance ausfocht. Dem Nachbar behagte dieser Zustand durchaus. Er führte den Krieg weniger aus Gewinnsucht, als aus Freude am Kriege. Mein Vater aber, der mehr friedliebender Natur war, litt darunter und erstrebte eine definitive Regelung, namentlich als die Pfändungen auf den strittigen Grenzgebieten immer häufiger wurden. Endlich gelang eine Vereinbarung unter Vermittelung des alten Herrn v. S. Noch zu Roß trafen sich an der Grenze Herr v. S. und die beiden Gutsherren, letztere gefolgt von ihren Gefindewirten und andern autoritativen Persönlichkeiten der Bauernschaft, die alle gleichfalls beritten waren. Nun sprengte man in dieser stattlichen Kavalkade vom Meere landeinwärts durch das Grenzland und bestimmte genau durch Aufwerfen von sogenannten Kupizen (Grenzzeichen) die beiderseitigen Gebiete. Natürlich wurde bei jeder Kupize, von der einen Seite mit Lust, von der anderen mehr notgedrungen, gemarktet und gefeilscht, wobei die Auslagen der berittenen Gefolgschaft als Zeugnis dienten. Herr v. S. aber vermittelte und entschied in letzter Instanz. Schließlich wurden noch zu beiderseitigem Vorteil die im fremden Gebiet gelegenen Streustücke ausgetauscht und damit war das große Werk vollendet. Seitdem herrschte Friede, den mein Vater hoch zu schätzen mußte; der Nachbar aber soll von Stunde ab unter einer gewissen

Ude des Daseins gelitten haben, so wie einer, für den plötzlich eine lang gewohnte und lieb gewordene Tätigkeit aufgehört hat.

Es kam dann die Zeit des Krimkrieges, der sich ja auch an der kurischen Ostseeküste geltend machte. Ein großes englisches Kriegsschiff, Dampfer und zugleich Segler ersten Ranges mit gewaltig hohen Masten, hatte die Aufgabe, die Blockade zwischen Windau und Libau aufrechtzuerhalten. Pfeilschnell flog es, wenn es alle Segel gehißt hatte, über die Fluten hin und erjagte im Handumdrehen jeden unglücklichen Bording, der sich zu zeigen wagte. Solcher Jagd hat mein Vater von dem hohen Ufer seines Gutes oft mit Interesse zugehört. Weniger harmlos für den Zuschauer war es, als die Engländer sich eines Tags darauf kaprizierten, ein Kordonhaus zusammenzuschießen. Stundenlang lagen sie diesem Versuch ob, ohne daß es gelang. Schließlich kamen sie an Land und brannten das Kordonhaus nieder. Mein Vater hatte dasselbe eben für Rechnung der Krone erbaut und leider war es noch nicht „abgenommen“ worden. So kam es, daß er den Verlust zu beklagen hatte.

Auch Windau statteten die Söhne Albios ganz unerwartet einen Besuch ab. Das stolze Schiff erschien vor dem Hafen und schleuderte zuerst einige Granaten über die Stadt hin ins Land. Ungalant hatten sich die Engländer zu diesem Gruß gerade die Damenbadestunde ausgesucht. Die Weiblein flohen aus den Fluten und vom Strande unter Zurücklassung manches Toilettenstückes. Mehrere Jungfrauen älteren Datums sollen aber derartig leicht beschwingt und feenhaft lustig durch die Gassen der Stadt hingehuscht sein, daß die Windauer noch jahrelang nachher mit einem gewissen schreckhaften Enthusiasmus davon erzählten. Aus der Stadt selbst waren die Milchjuden auf dem Markt am ehesten flüchtig. Sie hieben auf ihre „Arabischen“ ein und entwichen ohne Rücksicht auf den flüssigen Inhalt der Fässer, die nach rechts und links flogen, denn das Leben war in ihren Augen doch noch mehr wert als Milch mit Wasser gemischt.

Nach diesem freundlichen Salut kamen die Engländer, bis an die Zähne bewaffnet, in zwei schmucken Zollen ans Land, erbatnen sich höflich einen Dorpater Musensohn, der neugierig am Ufer der

Dinge harrte, die da kommen würden, zum Führer und ließen sich von ihm zur Muße weisen. Hier bestellten sie Sekt und schickten dann nach dem Bürgermeister. Als der Hausherr Windaus in seiner Amtstracht erschien, äußerten die Gäste zunächst einige Wünsche und luden ihn dann freundlichst ein, mit ihnen auf das Wohl ihrer anmutigen queen Victoria anzustoßen. Der Champagner perlte in den Kelchen und die Herren standen voll jener Erwartung, die Widerspruch nicht recht verträgt, da sank dem Bürgermeister das Herz in die untere Etage seiner Pontificalia, und die Gläser klangen. Kaum aber waren die Engländer nach solchen Taten befriedigt zum Hofen abgezogen, da ließ der Bürgermeister auf eigene Rechnung eine Pulle Sekt bringen und stieß so feste, daß es ordentlich klirrte, mit mehreren Windauern, die sich herangeschlichen hatten, um zu sehen, ob ihr Bürgermeister noch etwa, auf das Wohl eines Monarchen an, der seinem Herzen doch noch ein gut Stück näher stand als die schöne queen im Westen.

Besonnenheit ist immerhin eine schöne Sache. Ob es die besondere Eigenschaft kurischer Bürgermeister ist, weiß ich nicht; jedenfalls aber bewies sie auch der Bauskische Amtskollege des Windauers, als er überlegte, ob er auf seinem Wege zum Magistrat an einem Gewölbe vorbeipassieren sollte, in dem der Mann aufgebahrt lag, der im Leben sein Widersacher gewesen war. „Geärgert hat er mir im Leben, ärgern tut er mir noch im Tode“, meinte er zögernd. „Ich gehe da alle Tage vorüber“, sagte ein Freund, ihn anfeuernd. „Ja, du bist dreizter,“ erwiderte die Stadtwürde und gelangte mit einem großen Bogen zu ihrer Amtsstube.

Zum Schutz der Küste wurde in jene Strandgegend leichte Kavallerie dirigiert. Es waren Husaren, Kosaken und — Baschkiren. Eines Tages erschienen sie auf dem Gute meines Vaters und baten, da der Proviant ausgeblieben wäre, um Furage. Mein Vater sättigte Mann und Roß drei Tage, ein Mehr zu tun, weigerte er sich. Da nahm der Oberst mit ihm Rücksprache und vereinbarte gegen Vergütung in bar bestimmte Lieferungen auf mehrere Wochen. Aber in den Wirren des Krieges blieben die Zahlungen aus, und mein Vater stellte schließlich auch die Lieferungen ein. Auch später

hat er nichts erhalten. Zwar schrieb er nach dem Friedensschluß an den Obersten, und der antwortete auch in sehr liebenswürdiger Weise, der ganze Brief war aber schließlich nur ein Appell an den Patriotismus meines Vaters. Dabei ist es geblieben. Die Soldaten halfen sich, wie sie konnten, d. h. sie nahmen, was und wo sie kriegten. Am flinksten waren die Baschkiren. Das Erscheinen eines Mannes in der Küche genügte, um den Herd im Augenblick von allem Eßbaren zu entblößen.

Die Kosaken sorgten in rührendster Weise zuerst für ihre Pferde. Der Alee, der auf dem Felde auf großen dachartigen Gestellen zum Trocknen aufgeschichtet lag, schwand zusehends von Tag zu Tag, oder vielmehr von Nacht zu Nacht. Mein Vater fuhr zu dem nächsten höheren Offizier und beschwerte sich, der bewirtete ihn freundlichst mit Schnaps, erklärte aber nicht eher einschreiten zu können, als bis einige Übeltäter auf der Tat ertappt worden wären. Da fuhr mein Vater nach Hause und zitierte einige Strandbauern, rabiate Kerle, die auch die Nagaika eines Kosaken nicht fürchteten. Mit ihnen wurde vereinbart, daß sie für jeden „bei der Arbeit“ gefaßten Kosaken ein Stof Branntwein erhalten sollten. Sie machten sich sofort ans Werk. Im Alee gut verborgen, warteten sie nachts der flinken Gäste. Und diese kamen. Drei Kosaken sprengten heran, sprangen von ihren Mähren, warfen lange lederne Lasso's aus und schnürten in diese große Ballen von Alee. Da stürzten die Strandbauern aus ihrem Versteck. Ein Steppensohn entwich behend auf seinem Gaul, die beiden andern wurden nach heftigem Kampf dingfest gemacht, der eine noch zu ebener Erde bei der Beute hantierend, der andere schon im Sattel sitzend. Vergebens bemühten sich die Bauern, diesen vom Pferde zu kriegen, er spottete aber ihrer Anstrengungen. So führte man ihn auf seinem Pferde, den andern zu Fuß nebst seinem Kößlein im Triumph auf den Gutshof. Sofort wurde mein Vater durch heftige Schläge gegen die Fensterlade seines Schlafzimmers geweckt. „Herr, wir haben sie.“ Mein Vater erschien auf der Freitreppe. „Aber der eine, Herr, ist auf seinem Pferde angewachsen.“ „Nun, laßt den nach Hause reiten“ — im Nu war der Mann verschwunden — auch den andern gebt los, sein

Pferd aber führt in den Stall.“ Da sagt der Kosak: „Barin, mein Pferd verlaß ich nicht.“ „Gut, dann kannst du mit deinem Pferde im Stall verschlossen schlafen.“ Einen Augenblick steht der Mann da und kraut sich hinterm Ohr, dann sagt er: „Barin, was wirfst du davon haben? Nun ja, wir sind dumm gewesen und werden dafür morgen Prügel kriegen, stehlen aber werden wir nur um so mehr. Laß mich mit meinem Pferde frei, und es wird nicht mehr gestohlen werden.“ „Ihr Kosaken werdet vielleicht nicht stehlen, aber die Husaren und Baschkiren?“ „Barin, laß mich frei, und auch die Husaren und Baschkiren werden nicht stehlen.“ Meinen Vater reizte es, die Probe zu machen, und er ruft den Bauern zu: „Gebt ihn frei!“ Die aber opponieren stürmisch. Sie haben nicht nur für den Branntwein, sondern auch für die Ehre ihr Fell zu Markte getragen. Aber der Mann kommt frei und jagt wie außer sich vor Freude von dannen. Die Strandbauern nehmen ihren Branntwein in Empfang und entfernen sich murrend und fluchend. Ein andermal werden sie solch einen Auftrag auch für zwei Stof pro Kopf nicht mehr übernehmen, versichern sie im Abgehen. Am andern Morgen aber wird mein Vater auf die Freitreppe gebeten. Da steht eine ganze Deputation Uniformierter. Es sind Husaren, Kosaken und Baschkiren. Der Freund von gestern nacht tritt als Sprecher vor und bittet um einen kundigen Führer, der ihnen genau die Grenzen des Gutes weisen sollte. Mein Vater willfahrte sofort diesem Wunsche, der Wagger wurde beordert sie von Kupize zu Kupize zu führen, und das Resultat war, daß von Stunde ab nicht ein Halm mehr von den Feldern meines Vaters entwendet wurde. Die Nachbarn aber waren eine Zeitlang auf ihn nicht gut zu sprechen. Denn je mehr er bei diesem Handel profitierte, um so mehr litten sie darunter.

Drastischer als mein Vater verfuhr der Baron H. zur Zeit der ungarischen Kampagne. Er kommt eines Tages von einem Spaziergang, den er durch seine Felder gemacht hat, nach Hause, da erblickt er bei seiner Kiege eine Menge Volks. Näher gekommen, erkennt er Soldaten, Gardehusaren. Die Leute haben ihre Pferde auf der Tenne untergebracht und sitzen und liegen in den großen Strohhäufen, die bei der Kiege aufgeschichtet sind, plaudern und rauchen

auss offenen türkischen Pfeifen. Baron S. tritt auf einen ordnungsgeschmückten Unteroffizier zu, macht ihn auf die Feuergefährdung aufmerksam und verbittet sich das Rauchen. Die Leute aber lachen und lassen sich nicht weiter stören. Da eilt der Baron auf den Hof. Als er ins Haus tritt, findet er alle Zimmer von Offizieren besetzt. Nachlässig sitzen sie namentlich im Saal in den Lehnstühlen, liegen, die Sporen an den Stiefeln, auf den plüschbezogenen Sofas. Baron S. verneigt sich, nennt seinen Namen und erklärt, daß er der Besitzer des Gutes sei. „Ach, unser Wirt!“ sagt der Oberst, und alles springt auf und grüßt höflich. Baron S. beschwert sich nun wegen des Rauchens bei der Kiege. „Das ist in der That nicht in der Ordnung“, meint der Oberst, „aber, bitte, wer ist es gewesen — Namen?“ Da steigt dem Baron der Zorn auf, er sieht den Obersten an und sagt: „Ach so, solch einer sind Sie“, wendet sich und geht auf sein Arbeitszimmer. Hier holt er von der Wand eine kräftige Hundepeitsche, wirft sie über die Schulter und dann geht er zur Kiege hinaus. Und dort hat er schnell den ordnungsgeschmückten Unteroffizier am Wüchel und schlägt geraume Zeit, wortlos und mit Macht die Peitsche schwingend, auf ihn ein. Außer Atem macht er endlich Pause. Da sagt der Geprügelte auf gut lettisch zu ihm: „Herr, wie dürft Ihr mich schlagen, seht Ihr nicht, was ich hier trage?“ und dabei weist er auf den Orden. „Und du, Dummkopf“, erwidert der Baron, „bist selbst ein Kurländer und weißt nicht, daß bei einer Kiege nicht geraucht werden darf?“ Dabei greift er in die Tasche und holt einen Schein hervor. „Hier sind 25 Rbl. für Branntwein, und nun mach als vernünftiger Mensch, daß der Unfug aufhört.“ Fünfundzwanzig Rubel waren damals viel Geld und vermochten wohl auch die etwas brüchig gewordene Ehre eines Unteroffiziers wieder ganz und heil zu machen. Der Mann bedankte sich, die Soldaten brachten ein Hurra auf den Baron aus, und das Rauchen bei der Kiege hörte vollständig auf.

Zu einem Renkontre zwischen den Engländern und den russischen Reitern kam es an der Küste nicht. kamen die Feinde unter dem Schutz ihrer Kanonen an Land, so zogen sich die Russen zurück, weiter ins Land hinein aber wagten sich die Engländer nicht. Die

Baschkiren neckten die Engländer gern, indem sie sich am Ufer zeigten, wenn das Kriegsschiff vorbeifuhr. Dann schleuderte dieses einige Kugeln aus seinen Kanonen gegen die Küste, und die behenden Nomaden verschwanden in Windeseile. Das war ein hübsches Spiel, meine Mutter aber lebte dabei, zumal mein Vater viel auf Pragis außer Hauses war, in ewiger Angst und Aufregung.

Die Baschkiren waren Asiaten schwärzester Couleur. So etwas wie Schamgefühl war ihnen gänzlich unbekannt. Dagegen waren sie im Gegensatz zu allem anderen russischen Militär fast durchweg schriftkundig. Mein Vater mußte häufig Briefe für sie in ihre Heimat besorgen. Der oberste der Baschkirenoffiziere sah sich gemüßigt, meinem Vater eine Visite zu machen. Mühselig ging die Unterhaltung vonstatten, da die russische Sprache, in der sie geführt wurde, beiden Teilen wenig geläufig war, denn auch des Baschkirenhäuptlings Muttersprache war natürlich nicht das Russische, sondern irgendein ganz fremdartiges finnisch-ugrisches Idiom. Da sah der asiatische Krieger gerade in dem Augenblick zum Fenster hinaus, als eine Reihe von Damen, die bei meinem Vater für den Sommer Badegäste waren, vom Strande heraufkamen, und unwillkürlich machten sich im Moment bei ihm seine mohammedanisch polygamistischen Anschauungen geltend: „Ah, das sind wohl alles Ihre Frauen,“ sagte er interessiert, trat eiligst vor einen Spiegel im Saal, zog sich ungeziert seinen Rock und noch einiges andere aus und machte umständlich Toilette, um sich der Damentwelt im vorteilhaftesten Lichte präsentieren zu können.

Die Husaren sollten, da sie den lieben langen Tag wenig zu tun hatten, das Lesen und Schreiben lernen. Ein Offizier war auf die verfluchte Idee verfallen. Unter den Unteroffizieren fand sich nach sorgfältigem Suchen wirklich einer, von dem die Sage ging, daß er das war, was der Russe einen „Gramotnyj“ nennt. Der wurde zum magister scribendi et legendi ernannt. Mein Vater gab die Gesindestube als Auditorium her und wohnte der ersten Unterrichtsstunde selbst bei. Mühevoll malte der uniformierte Dozent mit seiner robusten Faust die ersten Buchstaben des russischen Alphabets vermittels Kreide an eine große schwarze Tafel, nannte sie laut und

deutlich und fragte dann jeden der Hörer: „Weißt du?“ In strammer militärischer Haltung standen sie da und antworteten der Reihe nach automatisch: „Ich weiß.“ Nun begann die Katechese. Der Unteroffizier wies mit einem Stabe auf das A und fragte den Flügelmann: „Was ist das?“ Mit zusammengekniffenen Augen und Lippen und Perlen auf der Stirn blickte der Mann einen Augenblick angstvoll auf das Bild und stieß dann hervor: „Kashetbja eto petuch!“ Die Replik war ein „Durak“, verstärkt durch einige Handgreiflichkeiten. Meinem Vater wurde die Sache ungemütlich, und er verließ unauffällig den Hörsaal. Da er nicht mehr Gelegenheit fand, dem weiteren Unterricht beizuwohnen, kann ich leider nicht berichten, wie weit die Söhne des russischen Majors in den schwierigen Künsten der Minerva damals gediehen.

Der „holde Friede“ kam endlich, und damit hörte zur Freude meiner Mutter das Schießen und Stehlen, und zur Genugtuung der Husaren auch das Abelernen auf. Die Husaren, Kosaken und Baschkiren schwangen sich auf ihre flinken Rosse und verschwanden ebenso plötzlich, wie sie erschienen waren, und faule wurde es wieder in der Strandgegend. Nur die See spielte ihre ewigen Weisen weiter, und der Sturm sang dazu seine Hymnen.

Die See blieb meinem Vater nach wie vor freundlich zugetan. Das zeigte sich wieder deutlich einmal, als er einst im Winter, mit meiner Mutter von einem Besuch in der Nachbarschaft heimkehrend, um ein Stück Wegeß zu sparen, mehrere Werst über die blank gefrorene Wasserfläche fuhr, zum Teil in beträchtlicher Entfernung vom Ufer. Eben war er glücklich zu Hause angelangt, da bemerkte er, daß der Wind sich gedreht hatte. Ein Blick auf das Meer, und dort, wo er eben noch sein Pferd gelenkt hatte, glänzte offenes Wasser. Die ganze Eismasse war ganz plötzlich in die See abgestoßen worden. Hätte er fünf Minuten später das Ufer erreicht, so wären Gefährt und Insassen verloren gewesen.

Weniger freundlich gesinnt war der Sturm. Er rüttelte unaufhörlich mit wilder Gewalt an dem Gebälk des alten Hauses, daß es in allen Fugen erzitterte, und warf einmal nachts mit furchtbarem Getöse den Pferdestall in Trümmer. Zum Glück waren die

Pferde noch auf der Herbstweide. Ein andermal wurden die Hausbewohner von einem kanonenschußartigen Knall geweckt. Die ängstlichen Gemüther glaubten, die Engländer wären wiedergekehrt und hätten eine Bombe ins Dorf geschleudert. Das Unglück erwies sich aber als ein geringeres. Als mein Vater auf den Boden vordrang, erschien alles in weiße Staubmassen gehüllt. Der Sturm war durch die Dachluken gefahren und hatte einen mächtigen, mehlgefüllten Sack, der zum Schutz vor den Ratten an einen Querbalken gehängt war, zuerst in starke Schwingung gebracht und dann vom Nagel gezerrt. Sein Fall hatte den gewaltigen Knall verursacht.

Das Unwirtliche des Klimas in den langen Herbst-, Winter- und Frühlingsmonaten und die Einsamkeit der Gegend während des größten Theils des Jahres wurden schließlich auch meinem Vater zu viel. Gründe wirtschaftlicher Natur kamen wesentlich mitbestimmend hinzu. So entschloß er sich, so sehr er an der alten Strandheimat hing, das Gut zu verkaufen, als es sich vorteilhaft machen ließ, und übernahm weiter landeinwärts an der Windau eine Kronsarrende.

•

VII.

Erinnerungen an die 50er und 60er Jahre.

Die nachstehenden Erinnerungen eines Ungenannten sind 1902 in der „St. Petersburger Ztg.“ (Nr. 188ff.) erschienen. Wer ihr Verfasser ist, hat sich nicht mit Sicherheit feststellen lassen. Indessen lassen einige Anzeichen, sowie der ganze Stil vielleicht die Vermutung zu, daß Julius Eckardt († 1908) sie geschrieben hat.

* * *

Auf die konfessionellen Wirren der 40er Jahre war zu Ende derselben die livländische Agrarreform gefolgt, welche dem Namen des damaligen Landmarschalls Hamilkar Baron Fölkersahm einen dauernden Platz in unserer Geschichte gesichert hat. Fölkersahm, der seine Studien außerhalb des Landes gemacht hatte, war weiteren Kreisen erst während der Periode seines ersten öffentlichen Auftretens bekannt geworden. Staunend hatten Männer, die London und Paris kannten, und Zeugen der oratorischen Erfolge Sir Robert Peels, Cobdens und Thiers' gewesen waren, von dem neuen livländischen Landtagsredner erzählt, der jenen Berühmtheiten ebenbürtig sein sollte und dem keine der alten Autoritäten des Landes die Wage hatte halten können, obgleich derselbe Ideen von angeblich noch nicht dagewesener Kühnheit verkündete. Dem damals knabenhaften Schreiber dieser Zeilen war der „junge Fölkersahm“ (den alten F. nannte man seinen Vater¹⁾), den vieljährigen (1827—46)

¹⁾ Vgl. „Altlivl. Erinnerungen“, Bd. I, S. 241 ff.

livländischen Zivilgouverneur und einstigen Kanzleidirektor des Marquis Paulucci) nur einmal, und das im J. 1851 zu Gesicht gekommen. Am Nachmittage eines jener trostlos grauen, endlos regnerischen und stürmischen Tage, die in unserem Norden den Eintritt der schönen Jahreszeit begleiten, an einem lichtlosen Tage, der ebenso gut eine Nacht hätte darstellen können, war ein Kreis von Männern und Frauen auf dem südlivländischen Gute L. versammelt, um die Lede des gräulich dreinschauenden Märzsonntages durch die Reize einer Geselligkeit zu verschleichen, wie sie allein ein nordisches, von der Heerstraße modernen Lebens abliegendes, noch nicht in die Wirbel atemloser Erwerbsjagd gezogenes Land zu bieten vermochte. Die Dämmer- und Kaffeestunde war durch die Lampe verschleucht worden, die man auf den Flügel gesetzt hatte, vor welchem die Herrin des Hauses saß, um die versammelte Gesellschaft mit ihrem unvergleichlichen Gesang in eine höhere Welt zu versetzen. Der letzte Ton des Schubert'schen „Wanderers“ war verhaucht und die Bewegung noch nicht gewichen, mit welcher wir dem schwermütigen „Da wo du nicht bist, da weilt das Glück“ gelauscht hatten, als eine bisher noch nicht vernommene tiefe und dröhnende Stimme mit dem Worte „Außerordentlich“ das allgemeine Schweigen unterbrach. Auf der Schwelle des Gesellschaftszimmers stand ein schlanker, trotz ergrauenden Haares jugendlich aussehender Mann von so elegantem und imponierendem Wesen, daß man der Bescheidenheit seines Reiseanzuges kaum gewahr wurde. Es war Fölkersjahn, der als Landmarschall die Poststationen revidierte, — die Heerstraße indessen verlassen hatte, um den Abend in L. zu verbringen und die Bekanntschaft der kurz zuvor in das Land gekommenen Frau des Hauses zu machen. Die ersten Worte, die er an sie richtete, bezeugten, daß er, dem Musik und musikalische Interessen fern ablagen, der Bedeutung der ausgezeichneten Künstlerin durchaus gerecht geworden war und daß er durch ästhetische Bildung zu erkennen wußte, was ihm an Sachkenntnis gebrach.

Auf das Einzelne der Unterhaltung, die den darauffolgenden Abend und einen Teil der Nacht ausfüllte, vermag ich mich nicht mehr zu besinnen. Für politische wie für ästhetische Auseinander-

setzungen verstand sich zu damaliger Zeit von selbst, daß sie von „philosophischen“ Voraussetzungen ausgingen und daß die Bekanntheit mit gewissen Hegelschen Sätzen bei jedem Gebildeten vorausgesetzt wurde. Fölkersahm, der durch die Schule des gefeierten Berliner Lehrers gegangen war und dessen Stärke darin bestand, jedem Gegenstande die allgemeinen Seiten abzugewinnen, hatte die gesamte, ziemlich heterogen zusammengesetzte Gesellschaft um sich zu scharen gewußt und in ein Gespräch verwickelt, an welchem Männer und Frauen gleich eifrig teilnahmen. Erinnerunglich ist mir, daß es u. a. die Hainische „Griseleis“ und die Frage nach der Grenze zum Gegenstande hatte, bis zu welcher von der Frau Hingabe an den Mann verlangt werden dürfe — eine damals viel erörterte Materie, die man mit den modisch gewordenen Emanzipationsideen in Zusammenhang brachte und deren Interesse unerschöpflich zu sein schien. Mit Fölkersahms politischem Programm hatten die philosophischen Velleitäten, in denen er sich erging und die er mit besonderer Vorliebe auf die Probleme der Ehe und Liebe, des Eigentums und der sozialen Gegensätze ausdehnte, schlechterdings nichts zu schaffen. In den Ruf des Radikalismus war der Vorkämpfer der Ironabolition, des Bauerlandverkaufs, der Rentenbank und anderer, heute für selbstverständlich angesehenen Dinge, aber vornehmlich wegen seiner Neigung zu philosophisch ausschauenden Abstraktionen und wegen des Anteils geraten, den er an den Zeitideen als solchen nahm. Daraus erklärt sich, daß der praktisch politische Einfluß des merkwürdigen Mannes auf seine nächste relativ geringe Anhängererschaft beschränkt war, indessen die von ihm geübten *a l l e m e i n e n* Wirkungen sich sehr viel weiter verbreiteten und die Periode seiner Landmarschallschaft um viele Jahre überlebten. Heilsam und nützlich sind die von Fölkersahm gegebenen Anregungen vielfach auch da gewesen, wo es auf solche nicht abgesehen war, — und wo auch er den Irrtümern und Einseitigkeiten seiner Zeit den unvermeidlichen Zoll zahlte.

Einem Beispiel solcher Art sollten wir begegnen, noch bevor der vorstehend erwähnte Besuch in T. sein Ende erreichte. Als man sich morgens um den Kaffeetisch versammelte und der Reisewagen

des Landmarschalls bereits vor der Türe stand, lenkte die Unterhaltung sich auf einen Gegenstand, der damals vielfach erörtert wurde: auf die Frage, ob die Erziehung sich auf die Autorität und das Zwangsrecht des Erziehers oder auf die freie Überzeugung des Zöglings zu gründen habe. Unter den Anwesenden befand sich ein Freund und Gesinnungsgenosse des Gefeierten, der für besonders vorgeschritten galt und der von der Formel „Freiheit von jeder Autorität, nur Sklave der Vernunft“ den denkbar weitesten Gebrauch gemacht sehen wollte. Die Anwendbarkeit dieses mehr als zweifelhaften Satzes auf die Jugenderziehung und die Verwerflichkeit aller Zwangsmittel, insbesondere derjenigen, die sich auf die körperliche Züchtigung gründeten, wurden von Fölkersjahn mit einem Aufwande von Scharfsinn und Beredsamkeit verfochten, der einer besseren Sache würdig gewesen wäre — die Zuhörer indessen so unwiderstehlich fesselte, daß es längst Mittag geworden war, als der Redner seinen geduldig harrenden Wagen bestieg und damit das Zeichen zum Aufbruch der um ihn versammelten Gesellschaft gab.

Glückliche herrliche Zeit, zu der des Lebens holder Überfluß Aufwendungen solcher Art noch möglich machte und den Glauben nährte, daß die „Vernunft“ das leitende Prinzip aller menschlichen und irdischen Entwicklung bilde!

* * *

Der Kampf um die livländische Agrar- und Bauernverordnung von 1849 hatte den Gegensatz zwischen Anhängern und Gegnern derselben zu einer Heftigkeit gesteigert, die alles übertraf, was früher und später in unserem Lande erlebt worden. Obgleich die vorhandene Meinungsverschiedenheit so gut wie ausschließlich agrarische Fragen zum Gegenstand hatte, nahm sie im Laufe der Zeit den Charakter eines Parteikampfes an, wie er sonst nur von Vertretern einander entgegengesetzter Lebens- und Weltanschauungen geführt zu werden pflegt. Um die Befegung der richterlichen und administrativen Wahl-

ämter wurde so erbittert gestritten, als ob auch diese von der politischen Bedeutung seien, die man den Landrats- und Deputiertenstellungen zuschrieb. Kopfschüttelnd klagten die Männer der guten alten Zeit, daß die politischen Gegensätze auf das gesellschaftliche Gebiet hinüberspielten, daß alle Freundschafts- und Nachbarschaftsbeziehungen dem Streit um die Besetzung von Land- und Ordnungsgerichten zum Opfer fielen und daß es mit der von den Vätern ererbten livländischen Gemüthlichkeit für immer ein Ende genommen habe. — Kein Zweifel, daß im einzelnen Übertreibungen und Einseitigkeiten vorkamen, die besser gespart geblieben wären — in der Summe bedeutete es unzweifelhaft einen Fortschritt, daß die entbrannten Streitfragen mit einem Ernst behandelt wurden, von dem man in früheren, harmloseren Tagen weit entfernt gewesen war. Dieses Mal brach sich die Empfindung Bahn, daß es sich bei der Gestaltung der bäuerlichen Zustände nicht um diese allein, sondern um die gesamte Zukunft des Landes handle und daß es um diese geschehen sein würde, wenn der Gegensatz zwischen Herren und Bauern der frühere blieb, wenn es nicht Landes-, sondern Standesinteressen wären, welche die Haupt Sorge der Landesvertretung bildeten. Daraus erklärt sich, daß die Sache der agrarischen Reform und ihres vielgenannten Hauptvertreters auch außerhalb der Landtagskreise eine erhebliche Rolle spielte und daß Fölkersjahn unter Predigern, Juristen und Gelehrten des Landes ebenso zahlreiche Anhänger zählte wie unter seinen Standesgenossen. Seit den Tagen der Karl Gottlob Sonntag und Garlieb Merkel war ein gleich lebhafter Anteil des gebildeten Bürgertums an den Vorgängen im Landtagsaal nicht mehr erlebt worden.

Ihren Höhepunkt erreichte diese politische Streitbarkeit zu Anfang der 50er Jahre, als der Zeitpunkt für die Neuwahl zum Landmarschallsamte heranrückte. Für den Landtag, dem diese Entscheidung oblag, wurde von beiden Seiten (der liberalen und der konservativen) mit einem seit Menschengedenken nicht mehr erlebten Eifer gerüstet. Wahlagitationen im modernen Sinne des Wortes waren durch die Natur unserer auf die Virilstimmen der Rittergutsbesitzer gegründeten Landtags-Verfassung ausgeschlossen. Die

Stelle derselben vertraten Werbungen um das Erscheinen einer möglichst großen Zahl der Berechtigten auf dem Wahllande tage. Es wurde „der Landsturm aufgeboten“ und in der That erreicht, daß eine ganze Anzahl von Männern, die niemals an einem Landtage, geschweige denn an den Kämpfen für und wider die Agrarreform teilgenommen hatten, behufs Erfüllung ihrer politischen Pflichten die Fahrt in das ferne, manchen älteren Herren kaum dem Namen nach bekannte Riga antraten.

Zu dem festgesetzten Termin erschienen beide Parteien in voller Rüstung auf dem Schlachtfelde. Sachkenner sagten indessen voraus, daß die Schale sich zugunsten der Konservativen neigen werde, daß diese die größere Zahl der „Landstürmer“ auf ihre Seite zu ziehen gewußt hätten, und daß diese homines novi gegen die Wiedererwählung Föllkersahms und zugunsten des konservativen Kandidaten Baron Wolken (Kawershof) stimmen würden. — Damals, wie heute, fand die Erwählung des Landmarschalls unmittelbar nach Eröffnung des Landtages statt, und bildete das Ritterhaus den Versammlungsort. Bis zu dem in den 60er Jahren vorgenommenen Neubau war dieses Gebäude nach zwei Seiten von den Baulichkeiten des zollamtlichen Packhauses derart eingeschlossen, daß ein schmaler Durchgang durch dasselbe passiert werden mußte, wenn man von der Jakobsstraße zum Ritterhause gelangen wollte; rechts und links von diesem Durchgang standen Zollwächter, welche die zahlreichen, zu den Packräumen führenden Eisentüren bewachten.

Entlang diesen Türen gingen um die Stunde der Landtagseröffnung zwei nicht der Ritterschaft angehörige Freunde Föllkersahms auf und nieder, um das Ergebnis der Landmarschalls-Wahl möglichst zeitig zu erfahren. Inmitten einer Unterhaltung, die das voraussichtliche Ergebnis zum Gegenstande hatte, vernahmen die beiden Freunde einen heftigen, in gebrochenem Russisch geführten Wortwechsel, der von einer der Packhaustüren auf die Straße ertönte. Ein alter Herr, dem man den Landstürmer ansah und den das allgemeine Landtags-Aufgebot zum erstenmal im Leben nach Riga geführt hatte, suchte eine der Packhaustüren gewaltsam zu öffnen, weil er dieselbe für die Eingangstür zum Ritterhause an-

sah. Antseifrige Zollwächter waren über diesen vermeintlichen Einbrecher hergefallen, der von den herbeigeeilten beiden Freunden nur mühsam freigemacht und auf den richtigen Weg geleitet werden konnte. Dann wurde die Erwartungspromenade wieder aufgenommen und eine halbe Stunde lang fortgesetzt, ohne daß die Türen des Ritterhauses sich geöffnet hätten, — der Wahlakt schien von ungewöhnlicher Dauer zu sein. Nach langem und peinlichem Harren sahen die beiden Freunde allendlich einen ihrer bekannten, gleichfalls der Zahl der Landstürmer angehörigen Landboten die Treppe des Ritterhauses herabsteigen. Auf die ungeduldige Frage, wer gewählt worden, vermochte dieser Biedermann indessen keine Antwort zu erteilen: „Genau kann ich es nicht sagen“, brachte er nach längerem Sinnen zögernd hervor, „ich weiß aber bestimmt, daß von Fölkersahm und Nolden die Rede war und daß einer von ihnen gewählt worden ist, — mehr vermag ich nicht anzugeben — Ihr werdet mir aber wohl sagen können, wo der Weg in das Hotel Stadt London geht.“ — Übermals verging eine Viertelstunde gespannter Erwartung, und erst als diese überstanden war, erschien ein besser unterrichteter Landsasse, der den Sieg Noldens verkündigte und erläuternd hinzufügte, eine gleich starke Beteiligung an der Wahl sei seit Menschengedenken nicht mehr erlebt worden. Das erzielte Resultat sollte wesentlich den tapferen Landstürmern zu danken gewesen sein.

Am Abend dieses Schicksalstages fand in dem an der Sandstraße belegenen Gadilheschen Hause ein Bankett zu Ehren Fölkersahms statt, an welchem außer den Mitgliedern der geschlagenen liberalen Partei (zu dem u. a. der Rigasche Deputierte Ratsherr Woldemar v. Petersen († 1859) gehörte) mehrere außerhalb des Landtags stehende Freunde des abgewählten Landmarschalls teilnahmen. Fölkersahm, der seine Niederlage vorhergesehen und mit der ihm eigentümlichen stolzen Haltung aufgenommen hatte, hielt an diesem denkwürdigen Abend eine der hinreißendsten Reden, die seinem beredten Munde jemals entfloßen waren. Nachdem das bekannte „*Placuit causa victrix diis, sed victa Catoni*“ in einer ganzen Anzahl von Trinksprüchen variiert worden war, erhob er

sich zu einer kurzen Ansprache, die mit den (in der Folge häufig wiederholten) Worten schloß: „Mögen unsere Gegner für den Augenblick die Gewalt haben, — die Macht bleibt bei uns!“

* * *

Den Landtag, von welchem im vorhergehenden die Rede gewesen ist, hat Föllkersahm um ein reichliches Lustrum überlebt, einen an und für sich wenig erfreulichen Zeitabschnitt, während welches es wiederholt den Anschein hatte, als sei die Weiterführung des von ihm begonnenen Werks auf unbefiegbare Hindernisse gestoßen. Erst nachdem die Sache der Föllkersahmschen Reform auch auf dem folgenden Landtage unterlegen war (zum Nachfolger des Baron Rolden hatte man im Jahre 1854 einen Mann der sogenannten dritten Partei, den alsbald nach Antritt des Landmarschallamts verstorbenen Christian v. Stein erwählt), führte der folgenreiche Thronwechsel vom Februar 1855 eine Wendung herbei, die der Sache außerhalb wie innerhalb Livlands neue Perspektiven eröffnete. Föllkersahm sollte an denselben keinen Anteil mehr haben. Just in dem Augenblicke, wo der Abschluß des Pariser Friedens ein Zeitalter ankündigte, wie der Nordosten Europas es weder früher noch später erlebt hat — im Frühjahr des Jahres 1856 wurde unser Land von der Trauerkunde überrascht, daß d e r Mann, dessen Name mit den schönsten Landeshoffnungen unauflöslich verbunden war, plötzlich von dem Schauplatz seiner Tätigkeit abgerufen worden sei. Diese Tätigkeit hatte sich während der letzten Jahre auf die Verwaltung der Bauernrentenbank beschränkt, des zur Unterstützung des Bauerlandverkaufs bestimmten Instituts, um das man so leidenschaftlich gestritten hatte und das während der ersten Jahre seines Bestehens auch hinter den bescheidensten Erwartungen weit zurückgeblieben war. Außerhalb des Kreises seiner näheren Freunde war Föllkersahm während der letzten, hauptsächlich in Riga verbrachten Jahre seines Lebens nur ausnahmsweise zu sehen gewesen. Sonntag abends war er der Regel nach in dem gastlichen Hause seines Freundes und Arztes,

des Doktor Baerens¹⁾ (Bischofsberg Nr. 1), Montags in den Empfangsräumen des Gouvernements-Postmeisters Staatsrat v. Jung²⁾, Mittwochs bei dem Sekretär der Bauernrentenbank Bernhard v. Klot³⁾ anzutreffen. Diese damals zu Mittelpunkten des Rigaer geistigen Lebens gewordenen Häuser haben sich längst geschlossen und von den Männern, die sie belebten, weilt nur noch einer, der damalige Sekretär der sog. Einführungskommission und späterer Zivilgouverneur Dr. August v. Dettingen, unter den Lebenden. († 1908). Otto Mueller⁴⁾, die Brüder Woldemar und Wilhelm Petersen⁵⁾, Fr. Baron Wolff⁶⁾, Dr. Baerens, B. v. Klot, Fölkersjahms Bettern Walujew⁷⁾ und N. v. Mengden⁸⁾ sind längst in das Land abgerufen worden, „von des Gestaden kein Wanderer wiederkehrt“ und von ihren Zeitgenossen sind nur noch einzelne, wie der edle Fürst Suworow und der zum Nachfolger des greisen Generalsuperintendenten v. Klot erwählte spätere Bischof Ferdinand Walter, dem heutigen Geschlechte in lebendiger Erinnerung geblieben.

Obgleich Fölkersjahms Gesundheit während der letzten Jahre seines Lebens wiederholt ins Schwanken gekommen war, machte das Ableben des eben erst auf die Höhe des Lebens gelangten Mannes

1) Dr. med. Bernh. Friedr. Baerens, geb. 1795, stud. 1814—1819 in Dorpat, Göttingen, Berlin und Wien; seit 1820 praktischer Arzt in Riga. Auf seine Anregung hin wurde die „Reimersche“ Augenheilanstalt ins Leben gerufen; er war auch Mitbegründer der Gesellsch. prakt. Ärzte in Riga. Gest. 1863.

2) v. Jung=Stilling, ein Sohn des originellen mystischen Schriftstellers Joh. Heinr. Jung, gen. Stilling, zu dem Kaiser Alexander I. Beziehungen hatte, der dann dem Sohn eine Stellung in Rußland bot.

3) Vielmehr: Burchard v. Kl., geb. 1821, 47—52 Assessor und Sekretär des Rig. Landgerichts, 52—65 Rentant der Bauernrentenbank, dann Advokat in Riga. Gest. 1899.

4) Seit 1852 Rathsherr, seit 1856 Bürgermeister in Riga. Gest. 1867.

5) Hofgerichtsadvokat in Riga, geb. 1817, gest. 1893.

6) Friedrich Baron W.

7) Graf Peter W., geb. 1815, war 1853—58 Gouverneur von Kurland, 1861—68 Minister des Innern. Gest. 1890. W. war durch seine Mutter ein Stiefenkel des alten Gouv. v. Fölkersjahm, also nicht ein eigentlicher Better Hamilars v. F. Vgl. „Attiwl. Erinnerungen“, Bd. 1, S. 243.

8) Nikolai v. M., auch ein Enkel des Gouv. v. Fölkersjahm. Vgl. a. a. O. S. 241.

(er war im Jahre 1811 geboren) allenthalben den Eindruck eines unvorhergesehenen Ereignisses. Im April 1856 von einem längeren Aufenthalt auf dem Lande nach Riga zurückgekehrt, war der ehemalige Landmarschall im Baerensschen Hause von einer Entzündung seiner Zunge betroffen worden, die sich in eine furchtbare Anschwellung umsetzte, und der er nach mehrtägigem qualvollem Leiden erlag¹⁾. Die Entwicklung des Übels war so rasch vor sich gegangen, daß die Kunde von der Erkrankung des Vaters die abwesenden Kinder Föllersjahms gleichzeitig mit der Todesnachricht erreichte; von der 1852 eröffneten Linie Riga-Dünamünde abgesehen, gab es in dem damaligen Livland noch keine telegraphische Verbindungen²⁾. Föllersjahms zweiter kürzlich verstorbener Sohn Hamillar weilte während der Krankheit des Vaters ahnungslos am Embach, wo er die Osterferien verbrachte. Die Umstände, unter denen der angehende Student die Trauerkunde erfuhr, sind dem Schreiber dieser Zeilen, der seine akademischen Studien kurz zuvor begonnen hatte, unvergesslich geblieben. Nach einem außerordentlich vergnügt verbrachten Sonntagabende, war der junge Mann für die folgende Nacht mein Stubengefährte geblieben. Als ich andern Morgens erwachte, fand ich sein Bett leer: zu später Stunde war ein Eilbote aus Riga eingetroffen, der den Dorpater Freunden (irre ich nicht, den Brüdern G. u. A. v. Dettingen) die Trauerbotschaft gebracht hatte. Der Sohn war bei Einbruch der Nacht geweckt und behufs Teilnahme an der Bestattung zu sofortiger Abreise nach Riga bestimmt worden.

Trotz der Schwerfälligkeit der damaligen Kommunikationsmittel hatte die Trauernachricht sich so rasch verbreitet, daß Freunde des Verstorbenen aus allen Theilen des Landes zum Begräbnistage in

¹⁾ Föllersjahms Sterbehäus (Bischofsberg Nr. 1) zeigt eine von seinem Freunde Wihl. (Tilly) Peterßen errichtete Erinnerungstafel. (A. d. Autors.)

²⁾ Für den damaligen Stand unseres Kommunikationswesens ist bezeichnend, daß die Kunde von dem an einem Freitag erfolgten Tode S. Maj des Kaisers Nikolaus I. erst an dem darauf folgenden Montag, und zwar via Berlin in Riga eingetroffen war. Mit Petersburg war Berlin telegraphisch verbunden und die Reiseverbindung zwischen beiden Städten durch die Ostpreussische Eisenbahn abgekürzt. (A. d. Autors.)

Riga eingetroffen waren. Besonders Aufsehen erregte das Erscheinen einer Anzahl lettischer Grundbesitzer aus Rujen-Großhof, dem früheren Besitz Fölkersjahms, dessen Bauernhöfe (als die ersten des gesamten Landes) in das Eigentum ihrer Pächter übergegangen waren. Dem Sarge des viel betraurten Mannes folgten Leidtragende aus allen Ständen, — an ihrer Spitze war Fürst Suworow erschienen, an dessen Seite der kurz zuvor zum Zivilgouverneur von Kurland ernannte spätere Minister und Graf Walujew (Fölkersjahms naher Verwandter) den Weg auf den Jakobi-Kirchhof zu Fuß zurücklegte. Die Leichenrede hielt der neu ins Amt getretene General Superintendent Walter, der der Agrarreform seit ihren Anfängen mit verständnisvollem Anteil gefolgt war und der allgemeinen Trauer um den Mann des „noblesse oblige“ markigen Ausdruck gab.

Darüber wird nächstens ein halbes Jahrhundert vergangen sein,

„Die seinen Tod so herb empfunden,
Sie sanken endlich selbst hinab“

und mit dem Namen des gefeiertsten Livländers seiner Zeit verbindet nur noch eine kleine Zahl ergrauer Männer die Erinnerung an eine Periode geistiger und sittlicher Erneuerung, von deren schwingvollem Idealismus das heutige, unter durchaus heterogenen Verhältnissen emporgewachsene Geschlecht sich kaum mehr eine Vorstellung zu bilden vermag. Aber gleichviel: auch hier heißt es, daß, wer den Besten seiner Zeit genügt, für alle Zeiten gelebt hat.

* * *

Zu den Lieblingserinnerungen der Generation, die in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts jung gewesen war, gehörte das im Juli des Jahres 1836 gefeierte erste Rigaer Musikfest . . . Öffentlich gefeierte Feste, die nicht etwa staatlichen Ereignissen galten, waren in dem alten Livland seit Menschenaltern nicht vorgekommen und schienen in ein Zeitalter, das ausschließlich auf die Pflege von Privatinteressen gerichtet war, nicht recht zu passen. Schon aus diesem Grunde erregte die

Stunde von den Vorbereitungen zu einer Veranstaltung solcher Art die allgemeinste Aufmerksamkeit. Die Initiative dazu war von einem kunstliebenden Privatmann, einem Kaufmann Schwederski¹⁾ ausgegangen, der in den 50er Jahren in St. Petersburg (wohin er übergesiedelt war) in hohem Alter verstarb. Die erforderliche Erlaubnis hatten die hohen und höchsten Autoritäten des Landes, der Generalgouverneur Baron Pahlen und der Zivilgouverneur Baron Fjölkersahm vermittelt; an dem Feste selbst aber nahm alles teil, was in Riga und Mitau auf Kunstsinne Anspruch erhob und der gebildeten Gesellschaft angehörte. Musik und Theater waren die einzigen Künste, die getrieben wurden und die einzigen Angelegenheiten, die als öffentliche angesehen und in den Zeitungen zuweilen besprochen wurden.

Den eigentlichen Mittelpunkt des Musikfestes vom J. 1836 bildete die in der Domkirche veranstaltete Aufführung der Haydn'schen „Schöpfung“, und noch jahrzehntelang waren die Namen der Personen, die sich um den gesanglichen Teil des berühmten Werkes besonders verdient gemacht hatten, in aller Welt Munde: der kurländische Gouvernements-Postmeister Staatsrat von Jung, der seine herrliche, von einer momentanen Indisposition befallene Bassstimme der guten Sache zum Opfer gebracht haben sollte, und eine in Riga lebende Dame, Henriette v. Klebeck, waren die verdientesten Mitwirkenden gewesen. Abgesehen von einer gesellschaftlichen Zusammenkunft der hauptsächlichsten Festgenossen hatten größere, geschweige denn öffentliche Vereinigungen nirgends stattgefunden. Die Sache war innerhalb „der Gesellschaft“ verlaufen und wesentlich auf den musikalischen Zweck gerichtet gewesen, ohne daß auch nur der Versuch angestellt worden wäre, derselben allgemeine Bedeutung zu verleihen und weitere Kreise der Bevölkerung heranzuziehen.

Trotz des Anklangs, den das Rigauer Musikfest in den musikalischen Kreisen der baltischen Provinzen gefunden hatte, vergingen mehr als zwei Jahrzehnte, bevor an eine Wiederholung desselben

¹⁾ Er war Generalagent der russischen Lebensversicherungsbank und Violindilettant.

gedacht werden konnte. Wie alle Welt weiß, waren die Zeitverhältnisse und die Stimmungen der staatlich maßgebenden Personen öffentlichen Festen durchaus ungünstig. War doch selbst die im Jahre 1828 zu Berlin abgehaltene deutsche Naturforscher-Versammlung ein Gegenstand vielfacher Verwunderung gewesen! — In unserem Lande änderte das sich erst, als mit der Beendigung des Krimkrieges in Rußland die Periode der großen Reformen und der Neubelebung des öffentlichen Geistes begann und auch dem baltischen Leben neue Schwingen verlieh. Das erste seit dem J. 1836 bei uns gefeierte Fest dieser Art wurde im Sommer 1857, aber nicht in Riga, sondern in Reval gefeiert. An warmer Bereitschaft zur Beteiligung an diesem Unternehmen der nördlichen Schwesterprovinz fehlte es auch in Kur- und Livland nicht, der damalige Stand des Kommunikationswesens aber hielt dieselbe in engen Schranken. Von Eisenbahnen war in den drei Provinzen noch nicht die Rede, Diligence-Verbindungen zwischen Reval und den livländischen Städten bestanden nicht und zu einer mehrtägigen Reise per Extrapost und auf der „Telegge“ nur ein Geld und Körperkräfte erforderlich, die nur einzelne aufzubringen vermochten. Allerdings blieb der Seeweg übrig; auf dem Dampfer, der um die Festzeit von Riga nach Reval expediert wurde, waren indessen sämtliche Plätze wochenlang im voraus vergeben. Der damals studentische Schreiber dieser Zeilen und viele andere, zum Behuf der Einschiffung in das ferne Reval in Riga angelangte Festlustige mußten unverrichteter Sache umkehren und sich nachträglich an einem kurzen Zeitungsbericht ¹⁾ darüber begnügen lassen, daß das vielbesprochene Unternehmen einen günstigen Verlauf genommen habe.

Vier Jahre später, im Juli 1861, gelangte der seit Jahr und Tag gehegte Wunsch, an die Rigaer Überlieferung von 1836 anzuknüpfen zu dürfen, zur Ausführung. Die Zeitverhältnisse waren die denkbar günstigsten. Man stand am Vorabend der Aufhebung

¹⁾ Reval besaß damals nur ein (von dem Pastor Luther herausgegebenes) „Wochenblatt“. Die „Revalische Zeitung“, deren erste Redakteure der spätere Syndikus Greiffenhagen und Mag. Ruffow waren, wurde erst in dem folgenden Jahre begründet. (Nnm. des Autors.)

der Leibeigenschaft im Innern des Reichs, inmitten einer Reihe von Umgestaltungen, an welche sich die stolzesten Hoffnungen knüpften, unter dem Eindruck der idealistischen Stimmung, welche das gesamte weite Reich ergriffen hatte. Die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten des Landes lag in den Händen von Vertrauensmännern des geliebten Herrschers, die das Vertrauen ihrer Mitbürger längst und in ungewöhnlichem Maße erworben hatten. Es genügt an die Namen Fürst Suworow, Dettingen, Walter, Otto Müller usw. und an die Tatsache zu erinnern, daß die Befreiung Rigas von den alten Festungs- und Wallschranken, der Bau der Riga-Dünaburger Eisenbahn, das Zustandekommen des Baltischen Polytechnikums und die durch die Begründung der „Baltischen Monatschrift“ bezeichnete Erneuerung der Presse dem Vorort der Ostseeprovinzen eine neue Ara im eminenten Sinne des Wortes angefündigt hatten. Allenthalben hatte man die Empfindung eines frohen Erwachens aus langer Erstarrung und das Vorgefühl einer Periode des Aufschwungs, wie sie seit einem Menschenalter nicht mehr erlebt und kaum jemals gehofft worden war.

Entsprechend den veränderten Zeiten und Verhältnissen trug das Fest von 1861 einen Charakter, der von demjenigen des genau fünfundzwanzig Jahre früher gefeierten ersten Rigaer Musikfestes in mehrfacher Rücksicht verschieden war. Diesemal wurde ein Sängersfest begangen, eine Veranstaltung, zu welcher nicht nur ein enger Kreis von Kunstfreunden, sondern die Gesamtheit der in Riga, Mitau, Reval usw. bestehenden Gesangvereine, d. h. von nach Hunderten von Köpfen zählende, den verschiedensten Gesellschaftsschichten angehörige Gemeinschaft, herangezogen worden waren. Den Höhepunkt der Feier bildete auch nicht das Kirchenkonzert, sondern eine große Sängervereinigung, die sich in den damals zum erstenmal eröffneten Räumen des neuen Bahnhofes versammelte und die dem Vortrag weltlicher Lieder (darunter des Arndtschen Vaterlandsliedes) gewidmet war. Begeisterter als damals (es war am letzten oder vorletzten Sonntag des Juli-Monats) ist die Nationalhymne kaum jemals in Riga gesungen worden.

Nicht minder glänzend verlief aber eine andere, zu dem Sängers-

festen nur mittelbar in Beziehung stehende Veranstaltung, von vornehmlich sozialer Bedeutung: der zu Lindenruhe abgehaltene Kommerz, an welchem sämtliche in Riga anwesenden ehemaligen und gegenwärtigen Studenten der Embach-Universität teilnahmen. Festlich geschmückt versammelten sich die nach Hunderten zählenden Teilnehmer in einem der Gildenhäuser, um unter Gesang des „Gaudemus“ vor das Rathaus zu ziehen, von dessen Freitreppe der würdige alte Bürgermeister Groß eine wegen ihrer einfachen Herzlichkeit tief ergreifende, mit lautem Jubel aufgenommene Ansprache hielt. Dann ging es weiter an den Festort, wo man an langen Tafeln Platz nahm und von dem ersten Chargierten der das Präsidium führenden Korporation, der Fraternitas Rigensis, dem damaligen stud. theol., späteren Stadtrat Alfred Hillner mit einer schwungvollen und patriotischen Festrede begrüßt wurde. Die Antwort wurde von einem Livonen der Jahre 1835—42, dem Hofgerichts- und Ratsadvokaten Wilhelm (Tillh) Petersen gesprochen und sodann zur Feier des Landesvaters übergegangen. — Die Erinnerung an diese glücklichen Tage einer glücklichen Zeit hat in den Herzen der Teilnehmer noch viele Jahre fortgelebt. Wieviele von ihnen mögen heute noch übrig sein?

* * *

„Herr v. L. läßt den Herrn Doktor grüßen und fragen, wo der Weg ins Ausland geht. Herr Doktor soll ja dagewesen sein und wir wollen heute abreißen und mit eigenen Pferden hinfahren.“ — Es ist erst fünfundsechzig Jahre her, daß der Kreisarzt des Wolmarischen Kreises in früher Morgenstunde von dem Kutscher eines benachbarten Gutsbesizers mit dieser Frage geweckt wurde. „Sagen Sie dem Herrn“, gab er zur Antwort, „daß der Weg über Lenzenhof geht und daß ich glückliche Reise wünschen lasse.“ —

Lesern von Anno 1902 wird es ein Märchen dünken, daß Fragen der bezeichneten Art an Männer gestellt werden konnten, die von Lebenden unseres Zeitalters gekannt worden sind. Und doch ist dem so gewesen und gehörten weder Auslandsreisen „mit eigenen

Pferden“ noch den Weg betreffende Erfundigungen zu den Dingen, über welche man sich damals wunderte. Das auf die Napoleonischen Kriege folgende Zeitalter war nicht nur in unserem Lande, sondern auch anderswo ein Zeitalter nahezu unbeweglicher Erstarrung und Beruhigung bei den gegebenen Zuständen gewesen, eine Zeit, „in der man älter wurde und nichts weiter“. Reisen „mit eigenen Pferden“ bildeten (wenn sie überhaupt unternommen wurden) vom Ausgange des 18. bis in die 40er Jahre des 19. Jahrhunderts bei uns die Regel, weil während der dazwischen liegenden Jahrzehnte die Kommunikationsverhältnisse des Landes ebenso unverändert geblieben waren wie die darüber gangbaren Anschauungen und die Bedürfnisse . . . „Auslandsreisen galten zu jener Zeit glücklich-bescheidener Beschränkung für Unternehmungen verwegenster Art und viele, sonst zu den Gebildeten gerechnete Leute verbanden mit diesem Worte die fabelhaftesten Vorstellungen. Die Wenigsten von ihnen waren über Riga und Mitau hinausgekommen und in der Lage gewesen, reisen zu können. Die Hauptsache war und blieb indessen, daß man kein R e i s e b e d ü r f n i s empfand, daß man über die nächsten Schranken der Umgebung nicht hinausah und daß man sich dabei vollständig beruhigte. So weit wie in der Generation, die während der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts das flache Land unserer Heimat bewohnt hatte und wo auf die Erzählung eines Reisenden, „daß Herr v. Laudon, der Sohn des Todtsenschen, österreichischer Feldmarschall geworden sei“, die Antwort hatte erteilt werden können, „aus einem ausländischen Marschall machen wir uns nichts — ja wenn er bei uns L a n d m a r s c h a l l geworden wäre“, — so weit hatte man es vor 60 Jahren in der Abgeschlossenheit allerdings nur ausnahmsweise zu bringen vermocht, — der S t a n d p u n k t für die Betrachtung von Welt und Leben war aber zu jener Zeit wesentlich der altväterische geblieben. In einer Rücksicht hatte derselbe sich sogar verschärft, weil die Einwanderung von Ausländern seit Ausgang der 20er Jahre erschwert und weil seit dem Besitz einer einheimischen Hochschule die Veranlassung zu Bildungsreisen vermindert worden war. Mit der vieljährigen Fortdauer der Traditionen aus jener Zeit hängt es zusammen, daß das

gesamte westliche Europa von echten Landeskindern noch heute in den Kollektivbegriff „Ausland“ zusammengefaßt wird, und daß unser Album academicum die Auslandsreisen älterer akademischer Bürger als besonders bemerkenswerte Erlebnisse derselben besonders registriert. Während der ersten Hälfte der 50er Jahre (genauer seit dem J. 1849) war freilich das Reisen vollständig ins Stocken geraten und selbst der Besuch ausländischer Bade- und Kurorte von schwer zu erfüllenden Bedingungen abhängig gemacht worden.

In einer Rücksicht erscheint das Aufheben, das man in älterer Zeit von Auslandsreisen machte, allerdings nicht ganz unberechtigt. Solange dergleichen Reisen nur ausnahmsweise und — der Regel nach — nur einmal im Leben unternommen wurden, wirkten sie ungleich tiefer und nachhaltiger als heutzutage, wo die Bescheidung bei der Heimat aufgehört hat die Regel zu bilden. „Ein Bild mit festen Unrissen ist mehr wert als zehn Bilder, die ineinander verschwimmen“, und auf eine Bilderjagd läuft es vielfach hinaus, wenn man mühe- und anstrengungslos, und ohne daß es dazu eines förmlichen Entschlusses bedürfte, binnen wenigen Wochen das halbe Europa durchstreift und statt des eigenen Reisetagebuches den Bäderer bei sich führt. — Die Gelegenheit dazu ist erst in allerneuester Zeit, und zwar durch die Vollendung des europäischen Schienennetzes, geboten worden. Zwischen der alten und dieser neuen Zeit lag die Periode der Dampfschiffreisen von Riga oder Reval nach Stettin, bez. Lübeck; Eisenbahnen an die preußische Grenze und von der Grenze bis nach Berlin existieren bekanntlich erst seit Anfang der 60er Jahre. Während dieser Übergangsperiode hatte das Reisen seinen alten, halb romantischen Charakter noch bewahrt und bestand eine feste skandinavische Reisetradition. Die meisten Leute begnügten sich mit der sogenannten „kleinen Tour“, die auf Berlin, Dresden und Thüringen beschränkt blieb und für welche man sich der größeren „Sicherheit“ wegen mit einem Verzeichnis bei den Landsleuten beliebter Gasthöfe und mit Empfehlungsbriefen an Vertrauensmänner (den Kommissionsrat Volksgold und den Besitzer der „Stadt Brandenburg“, den früheren Rigaschen Opernsänger Schrader in Berlin, den Polizeirat Müller in Dresden) bewaffnete. — Unternahm

jemand die „große Tour“, die an den Rhein oder an die Donau und von dort gar nach Paris und Wien führte, so galt das für ein Symptom besonderer Vorgeschiedenheit und Unternehmungslust und höherer Ansprüche. Obgleich man damals noch Reisebekanntschäften machte, in den Post- und Eisenbahnwagen Unterhaltungen anknüpfte und pflichtmäßig keine Gelegenheit zu sog. „Anregungen“ und zur Erweiterung des Bildungshorizonts unbenutzt ließ, — wurde echten Söhnen und Töchtern unserer Heimat das Herz doch erst leicht und ruhig, wenn sie wieder auf Landsleute stießen. „Ich gehe in die böhmischen Bäder, um mich nach Landsleuten umzusehen“, sagte mir noch im J. 1860 ein junger, kerngesunder Coëtane, der wenige Tage zuvor zum erstenmal im Leben den Fuß auf das Berliner Pflaster gesetzt hatte. Daß Leute, die sich zu Hause fremd geblieben waren, einander in die Arme sanken, wenn sie auf der Brühl'schen Terrasse oder in Schandau zusammentrafen, setzte damals niemanden in Verwunderung.

So rasch und so vollständig hat sich das alles verändert, daß heute für verwunderlich oder für unglaublich angesehen wird, was sich noch vor wenigen Jahren von selbst verstand. „Die Welt war damals noch gewöhnlich und ruhig lebten hin die Leut“ — ruhiger und gewöhnlicher, als echten Kindern unserer bunt bewegten Tage erträglich erscheint. Auch dürfen Betrachtungen darüber, auf welcher Seite Gewinn und Verlust größer gewesen, nicht mehr angestellt werden, wo für ausgemacht gilt, daß nur der Lebende Recht hat und daß Leute, die abweichenden Meinungen huldigen, bereits so gut wie tot sind. Nach „aber sechzig Jahren“ wird man über diesen Punkt indessen vielleicht anders urteilen, als die Allerneuesten tun.

VIII.

N. Erdmanns Erinnerungen an die 60er Jahre.

Der Verfasser dieser Erinnerungen, cand. chem. Robert Erdmann, hat den größten Teil seines Lebens fern von der Heimat zugebracht. Vielleicht um so stärker wirkten in ihm die Eindrücke der Jugendzeit nach, die er in ihrer ganzen Frische und Fülle eingeatmet hatte. — Er war ein Sohn des Dorpater Professors Joh. Fr. Erdmann († 1858) und ein Bruder des Dorpater Professors Karl Erdmann († 1898). Geb. 1844, studierte er 1863—68 in Dorpat Medizin und Chemie, Liv. Er war dann 1872—84 Direktor einer Stearinfabrik in Petersburg, darauf einer chemischen Fabrik in Zerkaterinburg († 1911). — Seine lebendigen „Erinnerungen“ erschienen 1902 in der „St. Petersburger Ztg.“ Nr. 74ff. Die Namen, die der Verf. anführt, bezeichnet er zwar nur mit den Anfangsbuchstaben, aber diese sind wohl für jeden Livländer so durchsichtig, daß sie hier aufgelöst werden.

* * *

Die „gute alte Zeit“! — Wohl weiß ich, daß die Jugend oft mit Recht den Alten den Vorwurf macht: recht grundlos, die alte Zeit der „neuen“ gegenüber zu preisen, da ja eben die Alten mit „jungem Herzen“ in der alten Zeit lebten und das junge Herz ihnen die Zeit zum Paradiese machte — andererseits auch in der Erinnerung die schwarzen Flecken mehr verblassen, die hellen Punkte strahlender werden. Gewiß liegt in diesem Vorwurf viel Wahres,

aber doch muß ich gestehen, daß ich meine in Jugendkraft blühenden Kinder in jegiger Zeit bedaure, daß sie nicht meine Jugend durchleben können; denn wir Balten haben wohl das Recht, von einer guten alten Zeit sprechen zu dürfen, da wir ja meist, in alle Länder zersprengt, unsere Heimat, unseren Halt, verloren haben. Wer, wie ich, in kalter Fremde, ohne Verwandte, nur seinem Hause lebt, der hat doch wohl Grund von seiner herrlichen Jugendzeit träumen und seinen Kindern davon erzählen zu dürfen. Zugleich drängt sich mir die schon oft betonte Wahrheit auf, daß diese Zeit der „Eisenbahnen und Telegraphen“ wohl die äußere Wohlfahrt der Gesellschaft heben mag — auf die, vielleicht kleinstädtische, Eigenart der Individuen aber abschleifend tödlich wirkt. Wirklich originelle Charaktere schwinden immer mehr von der Bildfläche, und solche Prachtgestalten, wie sie mir in meiner Jugend begegnet sind, suche ich jetzt vergeblich. Dazu kommt noch hinzu, daß ich in den 50er und 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts meine Jugend in Livland verlebte, in einer Zeit, wo das aufsteigende Gewitter, wohl sichtbar, den inneren Zusammenhang nur fester machte, noch aber als wirkliche Gefahr für unsere Eigenart nicht erkannt wurde. Damals kannten wir nur eine ideale, klassische Denkrichtung und für das reale Wesen der Jetztzeit hatten wir damals und haben wir Alten jetzt wohl gar kein Verständnis. Die jegige Zeit mit ihrer selbstfüchtigen, engherzigen, englischen Politik, mit dem nur auf reale Werte gerichteten Blick, wäre uns damals unverständlich gewesen und ist uns Alten von damals ein Grauel.

Alle meine Jugendgenossen werden sich wohl mit freudigem Herzklopfen des herrlichen Studentenlebens der 60er Jahre erinnern, wo wir in dem Vollbewußtsein unserer Wichtigkeit unseren Studentenstaat verwalteten, wo jeder Richterspruch nur von wahren Ehrgefühl diktiert wurde, wo auf Anstand und Ehrenhaftigkeit mit begeistertester Strenge gesehen wurde — auf jugendliche Ausgelassenheit aber die ganze Gesellschaft nur mit mildem Lächeln blickte. Wer damals das Glück hatte mit den Farben beschenkt zu werden, der wußte, daß er im ganzen Lande jetzt seinen rekommandierenden Freipaß auf dem Haupte trug, daß jedes Haus ihm offen stand, und doch war

damals in Livland einem Fremden es nicht leicht, in das innere Heim der Familie zu dringen. Wer noch dazu wie ich das Glück hatte, der Sohn eines Vaters zu sein, dessen damals allbekannter Name allein schon ihm jede Tür öffnete, der wird es verstehen können, wenn ich in meiner Jugendzeit mein teures Livland in allen Himmelsrichtungen habe kennen lernen können — und da bin ich denn in Gegenden gekommen, die in ihrer kernigen Eigenart mir jetzt in wunderprächtigen Farben im Gedächtnis stehen. Damals durchstosfen noch keine Eisenbahnzüge unsere Gefilde — nur die Strecke Riga-Dünaburg wurde damals gebaut. Im Centrum Livlands saß aber der Erbherr auf seinem Gut, der Pastor auf seinem Pastorat, einem Landgut im kleinen, der Doktor auf seinem Doktorat und die kleinen Städte und Flecken waren Sitze der Gerichtsbehörden — und jeder dieser Stände konnte sich in seiner Eigenart ausleben, da eine Reise aus der Heimatgegend hinaus zu den Seltenheiten gehörte. Nur durch die Söhne und Töchter, die in den Landes- schulen und der Universität ihre Ausbildung genossen, floß das Licht aus der Hochschule in alle die Landgüter. hinüber, und der klassisch- ideale Geist schlug wirklich damals in jedem Landhause in Flammen aus. Die Ferien, die wir als Studenten auf dem Lande verlebten, sie waren auch für die Landbewohner die Lichtblicke des Jahres, da wir, mit idealem Schwung von der Hochschule versorgt, in alle Kreise unsere Begeisterung für Wissenschaft und Literatur hinein- trugen.

In dieser Zeit, den 50. und 60. Jahren, saß im Herzen Livlands, in der landwirtschaftlich reichen Mujenschen Gegend, ein Kreis von echten Kernlivländern, die mir in ihrem ehrenfesten liebenswürdigen Wesen ewig unvergeßlich bleiben werden. Durch meinen Spiel- kameraden Baron U(ngern)¹⁾, mit dem ich zugleich in Dorpat von Privatlehrern erzogen wurde, kam ich nach dem Tode meines Vaters fast jede Ferien in diese Gegend und fand in dem Elternhause meines Kameraden ein zweites Elternhaus für mich. Verwandt mit fast allen Gutsbesitzern des Mujenschen Kreises, war die Familie U. natür-

¹⁾ Johannes Baron Ungern-Sternberg, geb. 1843 in Saarahof, stud. in Dorpat Jura 61—65. Besitzer des väterlichen Gutes Saarahof.

lich in steter Verbindung mit allen den, wenn auch nicht ganz nahe gelegenen Nachbarn, da die dortigen Güter ein großes Areal bedeckten und dadurch die Nachbargrenzen sehr auseinandergeschoben wurden. Die Baronin U., eine geborene Baronesse E(ngelhardt), stammte eben aus dem Rujenschen Gebiet, wo die E(ngelhardt)sche Familie in mehreren Gütern schon seit Jahrhunderten ansässig war. Das E(ngelhardt)sche Stammgut W(ürfen) war der Sammelplatz der ringsum wohnenden Verwandten, wozu es auch durch den in meiner Zeit vollendeten Bau des geräumigen Schlosses sehr geeignet war. Dort in W(ürfen) habe ich denn für diese alten Rujenschen Herren schwärmen gelernt, und wir damaligen „Jungen“ haben wohl alle fürs Leben aus diesen Prachtgestalten viel Gutes in die Erinnerung herübernehmen können.

Der älteste der W.schen Bewohner, der alte General v. S(amson), ein Schwager des Besitzers, hatte sich pensionieren lassen, um mit seiner hochgeliebten Frau (Luise) bei ihren Geschwistern sein Alter zu Ende zu leben. Es ist mir ein Rätsel geblieben, wie ein General aus den überkonservativen Zeiten Nikolai I., ein Mann mit so selbstlosem, wohlwollendem, liberalem Denken hat bleiben können. Nur in der militärischen Pünktlichkeit seiner Lebensweise war der Einfluß des eisernen Kaisers zu erkennen, das Denken des Generals edel durch und durch. Als Ältester seines Stammes war General v. S. Erbe des v. S.schen Majorates, da er aber kinderlos war, so verzichtete er zugunsten seines jüngeren Bruders, — aber nicht früher, ehe er aus eigenen ersparten Mitteln das stark heruntergekommene Inventar wieder vervollständigt hatte. Schon allein dieser Schritt zeigt den selbstlosen Charakter des alten Ehepaares; wer aber das Glück hatte, näher in das Tun der Alten blicken zu können, wer ihre selbstlose, liebenswürdige, hilfsbereite Art sah, die sich auf alle ausbreitete, die einen Anspruch auf ihre Güte erhoben, der mußte wohl mit Ehrfurcht auf diese prächtigen Menschen blicken. General S., der einen sehr hohen Posten in Rußland bekleidet hatte, war in seinem ganzen Auftreten von solch bescheidener Liebenswürdigkeit, ohne alle Präensionen auf Auszeichnung in der Gesellschaft, wie ich nie wieder eine zweite Persönlichkeit gekannt habe. Seine Formen

waren die eines Kavaliere vom alten Schlage. Der alte über 70jährige Herr konnte bei Eintritt eines noch jungen Gastes auffpringen, um einen Stuhl zu besorgen, und doch war diese Höflichkeit keine anerzogene, es war eben eine Herzenshöflichkeit, ein Ausfluß seines milden, wohlwollenden Empfindens. Sein ganzes Denken war liberal und seine Hochachtung für alle Wissenschaft war eine tiefgefühlte; jeder edle, neue Gedanke machte den alten Herrn zum jungen Enthusiasten. Dabei lebte in ihm ein volles Verständnis für wahren Humor, und ich, der ich damals „Fritz Reuter“ als Neuestes in diesen Kreis brachte, habe niemals wieder solche Zuhörer gefunden, wie diese alten Herrschaften. Der alte General konnte die für die „Stromtid“ festgesetzten Lesestunden kaum erwarten, und ich glaube, es ist Fritz Reuter daran schuld, daß der alte Herr seiner streng eingeteilten Zeit Gewalt antat. Lebhaft steht mir die hohe, breitschultrige Generalfigur mit der gemüthlichen Philisterpeife vor Augen, und die milden freundlichen Züge des alten guten Gesichts spielen in meinen heutigen Träumen noch eine Rolle. Seine Gemahlin war die Güte in Person; sie war die Wirthin im W(ürken)schen Hause, da ihr Bruder, der Besitzer, Witwer war. Dieser Mittagstisch mit seinem altlivländischen Zeremonial in dem dunkelgetäfelten, großen Speisesaal mit den geschwärzten alten Ölgemälden — die wohlgeordnete zierliche Tafel, die lieben, freundlichen Gesichter der Wirthe, der Händedruck, mit dem das liebe, alte Paar sich geeignete Mahlzeit wünschte — oft habe ich mich in dieses Speisezimmer zurückgewünscht.

Wie sehr der alte General und seine Frau die Liebe aller zu erringen verstanden, war auch daraus zu ersehen, daß zwei seiner früheren Leibeigenen, sein Kutscher und sein Diener, ihn in seine Heimat aus Rußland begleiteten, wo der Kutscher sich mit einer Lettin verheiratete und bis zum Tode in W(ürken) verblieb. Auch seine großen Wagenpferde, aus dem Orlow'schen Gestüt, waren in W. und haben durch ihre riesenhafte Größe oft Aufsehen gemacht. Der Kutscher Boris, ein sehr geschickter Rosselenker, erweckte oft die Bewunderung von uns Kindern; er hatte seine mächtigen Rosse daraufhin erzogen, daß sie vor dem Wagen tanzten, sie durften aber dabei die

Räder nicht in Bewegung setzen, und oft habe ich es gesehen wie Boris ruhig in sein Zimmer ging, um seine Livree anzulegen, und unterdessen tanzten die beiden prachtvollen Kappen ohne jede Aufsicht vor dem Wagen. Sein Vorfahren vor die Schloßstreppe geschah mit solcher Präzision, daß der W.sche Baron (Engelhardt) uns folgendes Kunststück zeigen konnte: er ließ den Boris noch einmal um den Platz fahren, ohne ihm den Grund anzugeben, und auf den eben vom Hinterrade verlassenen Fleck legte er ein Geldstück hin — genau auf diesem Geldstück blieb das Rad wieder stehen. Boris und seine Frau waren ein ergößliches Ehepaar, da er nie lettisch, sie nie russisch erlernte. Der Diener bediente nur die „Generals“ und sorgte für das alte Paar, wie eben nur ein russischer Diener der alten Zeit sorgen kann. Besonders waren die Pfeifen und der Tabak seiner Obhut anvertraut.

Baron (Georg) v. E., der Besitzer von W(ürken), eine schöne Edelmannsgestalt mit grauen Locken, dem der Tod seiner innig geliebten Frau einen mild melancholischen Ausdruck ins Auge gelegt, lebte fast nur für seine zwei Söhne, die einzigen Pfänder der ihm Unvergesslichen. Doch war sein Herz geteilt, da ein großes Stück desselben an dem ererbten Besitze hing. Das Gut W(ürken) war seit Jahrhunderten vom Vater auf den Sohn übergegangen ¹⁾ und jeder derselben hatte ein Stück seines „Ich“ in dem Gute zurückgelassen. Ein Spaziergang mit dem Besitzer durch Wald und Feld war eine belehrende Erzählung: was aus einem Gute durch Liebe und Pflege werden kann. Selbst in der reichen Rujenschen Gegend war es auffallend, wie ein Betreten der W.schen Grenzen sofort jedem bemerklich war. Diese Felder, wo der kleinste störende Stein entfernt war, zeigten ihre vielhundertjährige Kultur auch in dem Wachstum der Feldfrüchte; obgleich die benachbarten Güter an Areal meist größer wie W. waren, erreichten doch die Ernteresultate nie die Höhe der W.schen Felder. Die Wälder, durch Forstkulturen geschont und vielfach schon seit Jahrhunderten angesäet, standen im richtigen Verhältnis zum Bedarf; die Gebäude waren alle in wohlhaltenem Zu-

¹⁾ Es war 1631 von Kg. Gustav Adolf dem Leutn. Mich. v. Engelhardt verliehen worden.

stande, und die Gefinde der Pächter entbehrten nie des Frucht- und Blumengartens. Den Bauernwirten leuchtete der Wohlstand aus den Augen; der wohlgepflegte Pferde- und Viehstand war augenfällig, und der Gruß, der zwischen Gutsherr und Bauer gewechselt wurde, war herzerquicklich.

Das Herz der uralten Familie war aber in der Nähe des Schlosses überall deutlich ausgesprochen. Dieser Park mit den Anpflanzungen der seltensten Baumarten, die mächtigen, vielhundertjährigen Parkriesen, die geschonten Wiesen, dazwischen der kleine Fluß, aus dem, durch Schleusen, vor dem Schlosse eine stattliche Wasserfläche herausgezungen war, gaben ein schönes Bild, und die durch Büsche und Sträucher verdeckten Wirtschafts- und Stallgebäude störten nirgends.

Und nun ein Gang mit dem Besitzer durch diese Anlagen. Jeder Baum, jeder Strauch, sprachen zu ihm von seinen Eltern, Großeltern und weiteren Vorfahren. Jeder Baum hatte seine Geschichte, und mit welch warmem Herzensgefühl verstand Baron Engelhardt von dieser Geschichte zu sprechen! Selbst erhielt man ein Bild von diesen früheren Besitzern, die alle auch im Lande durch ihre Tätigkeit für die Allgemeinheit in hohem Ansehen gestanden. Wahrlich, dieser Park war selbst eine Chronik einer der besten Adelsfamilien unseres Landes. Oft und gern bin ich der Aufforderung des Besitzers, ihn durch die Wirtschaft zu begleiten, gefolgt, und immer wieder gewann ich die Überzeugung, daß das Verhältnis zwischen dem Gutsherrn und seinen Knechten und andererseits seinen Pächtern nicht freundlicher sein könnte. Hier hatte man es eben mit einer durchaus human denkenden Edelmannsnatur zu tun. Zurückgekehrt von solch einer Wirtschaftstour, waren dann die Unterhaltungen in dem Schreibzimmer des Hausherrn durchleuchtet von lebhaftem Interesse für alle Wissenschaftsfragen, die ich grüner Student aus meinen Vorlesungen mitbrachte. Auch Baron Engelhardt, dessen Verhältnis zu Schwager und Schwester geradezu rührend zärtlich, herzlich war, kannte keine Prätensionen für seine Person — seine echten Kavaliersformen imponierten aber dem rohesten Burschen. Für seine Söhne hatte Baron Engelhardt stets einen Hauslehrer im Hause, und ich

habe von dem damaligen Lehrer, einem Studenten aus Dorpat, wahrhaft begeisterte Rhapsodien über dieses Haus gehört. Die Söhne hingen mit wahrhaft begeisterter Zärtlichkeit an diesem Vater, der diese Liebe wohl auch voll verdiente.

Ein jüngerer Bruder des Besitzers Baron L. v. E. war leider nur selten in diesem Kreise, in welchen er ganz hineingehörte, da sein Landbesitz damals recht weit entfernt gelegen war. — Die Schwester, Baronesse Toni E., war die echte Schwester ihrer Brüder. Ihre Thätigkeit theilte sich zwischen dem Hause und der Wohlthätigkeitsfrage in Rußen, wo sie auf eigene Rechnung ein Krankenhaus erhielt. Die Tante L. war der Abgott der Jugend, sie war aber auch mit ihrer Herzensgüte der Ratgeber Aller. Besonders durch die Frauen getragen, leuchtete eine wahre Religiosität durch das ganze Haus, die aber nichts Muderartiges hatte, sondern sich eben als wohlwollende Werkthätigkeit äußerte. — Die zweite Schwester Baronin U(ngern) war und blieb eben immer ein Glied dieses Kreises, und trotz des gefestigten Charakters der Baronin, glaube ich nicht, daß sie einen ernstlichen Beschluß in ihrem Leben gefaßt hat, ohne mit den sie so sehr liebenden Geschwistern sich in gemeinschaftlichem Räte geeinigt zu haben. — Die jüngste Schwester S(enriette) v. E. half der Generalin in Haus und Wirtschaft, so daß sie fast ganz in den Sorgen für den großen Hausstand aufging, auch sie zeichnete sich durch stete Hilfsbereithheit und Selbstlosigkeit aus.

Der alte General S. und seine Frau hatten schon während ihrer großen Stellung in Rußland stets eine oder die andere Nichte oder Kusine im Hause gehabt. Eine Nichte hatten sie, reich ausgesteuert, einem livländischen Edelmann zugeführt; eine zweite Nichte wurde schon in W. mit dem Sohn des benachbarten Landrats v. M(umers) verheiratet, was Veranlassung zu der großen „Würkenschen Hochzeit“ gab, die in den Kreisen meiner Studienkameraden in glänzender Erinnerung steht. Eine ältere Kusine des Generals war auch mit ihm nach W. gezogen und die zuweilen eigentümlichen Launen dieser fränklichen Dame hoben die Liebenswürdigkeit der Umgebung erst recht.

In diesem Kreise alter Leute habe ich als junger Mensch von

meinem 14. bis 22. Jahre meine schönsten Ferien verlebte; und wir jungen Leute aus der U(ngern)schen Familie, die Geschwister meines Kameraden, haben uns immer auch mit Stolz als die Glieder des Hauses in W. betrachtet.

Das Leben im W.schen Hause war für jeden der Bewohner bis auf die Minute geregelt. Bei frühem Aufstehen und frühem Schlafengehen, wie es das Alter der Herrschaften auch erforderte, waren nur die Mahlzeiten allen gemeinsam und nach 6 Uhr abends erst saß der ganze Kreis zusammen und dann verging die Zeit bei reger Unterhaltung im Fluge. — Die Winterabende wurden meist zum Zusammenlesen benutzt und in der Literatur, selbst auch ersten Inhalts, waren die W.schen wohlbeslagen. Die Zeitungen waren von den Herren schon des Morgens gelesen worden. Des Sonntags war W. der Versammlungsort der benachbarten Anverwandten und um 12 Uhr waren dann alle versammelt. Vorher war eine Hausandacht abgehalten worden, wobei die Generalin die Predigt und das Gebet des Tages las. Die Stunde zwischen Frühstück und Mittagessen wurde meist unter Spaziergängen ...i Park verbracht und der Nachmittagskaffee wurde auf der Freitreppe eingenommen. Spaziergänge, Spazierfahrten, zuweilen ein kleines Tänzchen im prachtvollen Saal unterhielt die Jugend, während eine ehrbare Whistpartie die alten Herren beschäftigte, an der sich übrigens der Hausherr Baron G. nie beteiligte. Sehr komisch war es, daß der General, der ein sehr feiner Spieler war, wenn er gewonnen hatte, sich in seinem Gewissen darüber quälte, daß er seinen lieben Freunden und Verwandten Geld abgenommen habe. Obgleich es sich nur um Kleinigkeiten handelte und alle wohlhabend waren, konnte der alte Herr sich nur schwer beruhigen, besonders da seine Frau ihn dann gern damit neckte, daß er seine Gäste beraube — ganz elend fühlte der alte Herr sich einmal, als er von zwei Studenten eine Kleinigkeit gewonnen hatte, und er grübelte über dem Gedanken, wie er ohne Kränkung den Geschädigten gerecht werden könnte.

Während des Whistspieles der Alten versammelten wir Jungen uns gern um den Hausherrn, der ein wunderschönes Erzählertalent besaß und aus seinem reichbewegten Leben (auch er war Offizier

gewesen) und durch seine Skizzen zu fesseln wußte; wenn dann Better C. v. E. und R. v. E., benachbarte Gutsbesitzer, sich diesem Kreise anschlossen und der eine durch seine sprühende Lebhaftigkeit, der andere durch seine kaustischen Bemerkungen das Gespräch belebten, dann konnte jeder den Kreis der Zuhörer beneiden. Die meisten der Nachbarn waren frühere Dorpater Studenten und wenn dann an Sommer-Sonntagen diese Herren mit ihren Söhnen und Töchtern, alle aus gleichem Bildungsniveau, Würfen besuchten, so waren die Familienversammlungen wohl von ganz besonderem Reiz. Der Pastor B(ergmann) von Rujen, auch eine der hervorragenden Gestalten dieser Gegend, wie der Landrat v. R., ein Original von seltenen Eigenschaften, bildeten mit ihren Familien einen integrierenden Teil dieser Versammlung. Doch um ein Bild dieses Kreises zu erhalten, muß ich diese hervorragenden Glieder besonders zeichnen.

Auf dem Gute S(ehlen), nicht weit von Rujen, lebte Baron C(arl) v. E(ngelhardt) mit Frau und drei Kindern, zwei Töchtern und einem Sohn. Wohl hatte ich S. besucht und als Sohn seines besten Studienkameraden hatte mich Baron E. immer mit seltener Freundlichkeit aufgenommen. Schon damals blickte ich mit einer gewissen Schwärmerei zu diesem nahen Freunde meines Vaters auf, dessen romantische Lebensgeschichte dem ganzen Lande bekannt war — näher getreten bin ich ihm aber erst nach Schluß der Studien, bei meinem langen Aufenthalt in Rom und Neapel. Baron E. v. E. hatte ein unglückliches Duell als Student gehabt, wonach sein Gegner sich im Wundfieber aus dem Fenster stürzte und starb. Da damals mit furchtbarer Strenge gegen die Duellanten verfahren wurde, wurde Baron E. zum gemeinen Soldaten gemacht mit dem expresse Vermerk, nie avancieren zu dürfen. Baron E., ein Mann von den sprühendsten geistigen Interessen, Erbe eines schönen Landsitzes und glücklicher Bräutigam einer schwärmerisch geliebten Braut, hat 15 Jahre als gemeiner Soldat gedient, erwarb aber, wohin er auch versetzt wurde, durch sein edles Wesen so sehr die Liebe aller Offiziere, daß immer wieder der Versuch gemacht wurde, ihn zum Avancement vorzuschlagen — doch erst nach 15 Jahren glückte es, ihn durch die Avancementsliste durchzuschmuggeln. Er wurde Offizier und

nahm sofort seinen Abschied, um in die Heimat zurückzukehren¹⁾. Seine Braut hatte auf ihn gewartet und nach langer Prüfung konnte er auf dem alten Familiengut sein Heim gründen. Doch hatte die furchtbare Prüfungszeit auf seinen nicht überstarken Körper gewirkt und lungenleidend quälte er sich durch all die Zeit hindurch, bis er auch im Jahre 1871 der Schwindsucht erlag. Trotz aller dieser Prüfungen war aber in seiner humanen Denkart keine Wandlung eingetreten.

Im J. 1869, nach Beendigung der Studien, kam ich mit meinem Kameraden Baron U. nach Rom, und am ersten Tage streiften wir planlos durch die Stadt. Beim Lesen des Straßennamens „Via Laurina“ fiel es uns beiden ein, daß der Baron E. mit seinen Töchtern vor einigen Monaten in Rom gewesen und den Namen dieser Straße auf seiner Adresse angegeben hatte. Ob er noch in Rom sei, wußten wir nicht, aber kurz entschlossen gingen wir in das erste Haus hinein und erkundigten uns. „Ach! der kranke Baroncino! der wohnt hier in der zweiten Etage“, ward uns zur Antwort. Sogleich schickten wir unsere Karten hinauf und wurden mit Jubel von den Töchtern in das Krankenzimmer geführt, wo der Kranke fast in Tränen bei unserem Anblick ausbrach. Er war so leidend, daß er sein Ende herankommen sah, und hatte den Tag vorher ein Telegramm an seinen Neffen abgeschickt, um denselben nach Rom zu rufen, da er sich die schwierige Lage seiner beiden blutjungen Töchter am Totenbett des Vaters in der Fremde mit Sorgen vormalte. Beim Anblick seines Neffen und des Sohnes seines besten Freundes verließ ihn diese Sorge, und diese Erleichterung bewirkte einen solchen Umschwung der Kräfte, daß wir noch die Freude erlebten, einen großen Teil der Exkursionen in Rom und Umgegend mit diesem herrlichen Menschen zusammen

¹⁾ Hierbei ist einiges zurechtzustellen. Karl Baron Engelhardt, geb. 1807, studierte in Dorpat Jura 1827—30; er gehörte, wie auch der Vater des Verf. dieser Erinnerungen, der Korp. Livonia an. Ende 1830 hatte er ein Hiebertuell mit dem stud. jur. R. Ph. Hyronimus, einem Rigenser, der an den Folgen starb. E. mußte dafür Soldat werden, doch wurde er nach einiger Zeit Offizier im Kfajstijtschen Husarenregiment und schon 1838 als Stabsrittmeister verabschiedet. Er war später Ordnungsrichter in Wolmar, dann Kreisdeputierter. Er starb 1871 in Sehlen. (Alb. Dorp.-Liv. nr. 144; Alb. Fr. Rig. nr. 123.)

machen zu können. Dort ist nun meine Schwärmerei für diesen Mann zu wahrer Begeisterung gestiegen. Wir jungen Leute, die wahrlich mit offenen Augen alle die Schönheiten Italiens sahen, wir waren neben diesem kranken leidenden Manne die „Alten“ neben dem „Jungen“. Ihn riß alles Hohe, Schöne bis zur vollkommenen Selbstvergessenheit hin. Seine Leiden fielen von ihm ab, wenn er die historischen Reste der Größe Roms vor Augen hatte, oder wenn die herrliche Natur Italiens ihre Blütenpracht vor ihm ausstrecte. Mir, dem damals noch jungen Mann, wurde er ein wahrer Freund, und meine herrliche italienische Zeit bleibt unvergeßlich eben durch Baron E(ngelhardt).

Seine Gutmütigkeit und sein Edelmut waren allbekannt und seine reichen Pächter verstanden es wohl, das zu benutzen. Wenn die Pacht zu zahlen war, wurde von dem Pächter die Summe rubelweise langsam aus dem Beutel geholt, da der Zahlende genau wußte, daß der Baron die Quälerei dieser langsamen Aufzählung der, wie er meinte, mit blutiger Mühe erworbenen Summe nicht lange ertragen könne und der Rest, wenn E. es nicht mehr ansehen konnte, dem Pächter im Beutel verblieb. Und doch wußte die ganze Umgegend, daß wenige Pächter so gut situiert waren wie die S(ehlen)schen.

Die Lebhaftigkeit des Barons äußerte sich bei jedem Disput darin, daß er nie sitzend sprechen konnte, immer wieder sprang er auf, eilte zu seinem Gegner hin, um mit der altväterlichen Pfeife in der Hand seine Gründe zu entwickeln; bei aller Lebhaftigkeit und Feuerigkeit entfuhr ihm aber nie eine persönliche Bemerkung, nur der Gegenstand selbst entzündete ihn, die Persönlichkeiten kamen dabei nie in Betracht. — Seine Frau war stets leidend und ich habe sie selten unter den Gästen in W(ürfen) gesehen; die Kinder waren damals noch klein, erst später sind diese mir näher getreten.

Baron R(einhold) v. E(ngelhardt)¹⁾, Besitzer von P(aibis), habe

¹⁾ Reinholdt Baron Engelhardt-Paibis, ein Bruder Karl v. E.s, geb. 1809, stud. 1828—31 Jura in Dorpat, Liv. Er war dann 1833—1836 Landgerichtsassessor in Riga, 41—51 Kirchspielsrichter und 59—83 Rat des Livl. Kreditvereins. Gest. 1883.

ich nur als Gast in W(ürfen) gesehen; er war damals ein älterer Junggeselle und ich erkläre es mir daraus, daß wir nie in P(aibß) gewesen sind. Auch R. v. E. war Studienfreund meines Vaters und bewies mir stets freundliche Gesinnung, näher getreten ist er mir aber nicht, ich habe nur immer wieder an seinen trockenen, kaustischen Bemerkungen meine Freude gehabt.

Herr v. F(reymann)¹⁾ auf N(urmis), der eine Schwester des S(ehlen)schen Baron E. zur Frau hatte, verkehrte viel in W(ürfen) und er und seine Familie gehörten eben ganz in das Haus. Herr v. F. war ein feiner, weltmännisch gebildeter Mann, auch Studiengenosse meines Vaters, und trug durch Liebenswürdigkeit viel zur Belebung bei.

Landrat v. N(umers) auf I(dwen) mit Familie war der nächste Nachbar von W(ürfen) und fast jeden Sonntag, pünktlich bis auf die Minute, erschien die I.ische Equipage vor der W.ischen Treppe, so daß wir bei dem Erscheinen des Landrats N(umers) unsere Uhren stellten. Diese Pünktlichkeit ließ schon darauf schließen, daß auch er Militär unter Kaiser Nikolaus gewesen war — und auch er war dabei ein ganzer Livländer geblieben. Seiner lebhaften Interessen für alle Landesfragen wegen war er zum Landrat gewählt, doch gehörte er zur hochkonservativen Partei, so daß er und der Pastor B(ergmann) die Rechte im Karpfenteich waren. Doch konnte ihm niemand die Hochachtung verjagen, da sein ganzes Denken durch und durch ehrenhaft war. Seine Eigentümlichkeiten äußerten sich in zuweilen geradezu komisch wirkender Weise. So hielt er es für unrecht, in dem Wirtschaftsgang die altväterliche Arbeitsart zu ändern, verkaufte nie ein Pferd, das ihm gedient hatte und fütterte auf diese Weise zuletzt einen großen Stall gefüllt mit arbeitsunfähigen Pferden, während er selbst mit alten gebrechlichen Tieren seine Fahrten machte. Seine beiden Söhne dienten beide als Offiziere; der älteste L. v. N.

¹⁾ Arthur v. Freymann, geb. 1819, stud. 1838—42 Jura in Dorpat, Liv. (Der Vater des Verf. der Erinnerungen war demnach nicht sein unmittelbarer Zeitgenosse.) Seit 1854 Besitzer von Nurmis. War Ordnungsgerichtsadjuv. in Wolmar, Kreisrichter in Riga, Kreisdeputierter bis 1878, seit 1880 Landrat. Gest. 1885. (Virkeruher Alb. nr. 42.)

hatte in Petersburg geheiratet und ich habe ihn nur einmal gesehen. Den jüngeren, meinen lieben Freund, G(uido) v. N. berief der Vater zur Bewirtschaftung der Güter vom Amur zurück, wo er jahrelang gestanden, und G. v. N., der „Sibirier“, wie wir ihn nannten, kam dann ganz in die Heimat zurück. Noch heute bewirtschaftet er J., das bei der Verlosung des Fideikommisses seinem Bruder L. v. N. zugefallen war. G. v. N., ein tüchtiger, tatkräftiger Mann, geschaffen zum Landwirt, übernahm die Bewirtschaftung unter den Augen des Vaters und wahrlich, er hat gezeigt, was man leisten kann, trotz der störenden Eigentümlichkeiten des alten Herrn. Häufig mußte er allerdings zu recht eigenartigen Wegen greifen, um dem Vater nicht Schmerzen zu verursachen. Solche Kleinigkeiten, wie die Pferdefrage, mußte er lange tragen, aber es gab auch noch viel wichtigere Dinge, die der alte Herr zu verhindern suchte. So hatte G. v. N. eine Ziegelei eingerichtet, die nach Ruzen und in die Nachbarschaft hin einen lohnenden Absatz versprach, der Landrat hatte aber in der, von der Krone gegebenen Verleihung des Fideikommissrechtes den Punkt der „Unveräußerlichkeit des Grund und Bodens“ so aufgefaßt, daß der in den Ziegeln verwandte Lehm und Sand eben Grund und Boden von J. sei, also auch nicht verkauft werden dürfe. Da half kein Überreden, keine Berufung darauf, daß auch in Korn und Flachs ein Teil des Bodens verkauft werde. Der alte Herr blieb bei seiner Ansicht und die Ziegelei trug keine Renten. Doch als Landrat v. N. es auch verbot, die schon stark verbuschten Graswiesen zu reinigen, da blieb dem Sohne nur übrig, vorne an der Straße eine Art Busch-Gardine stehen zu lassen und hinten die Wiese heimlich zu reinigen. Der alte Herr hat es denn auch nie erfahren, da sein Alter ihn daran hinderte, von den Wegen abzubiegen. Trockenlegung von Sümpfen, Drainage der Felder konnte nur heimlich in Angriff genommen werden. Die liebenswürdige Seite der Eigentümlichkeiten des alten Herrn bestand eben meist darin, daß er selbst das Opfer seiner kuriosen Rechtsidee war.

G. v. N. gehörte mit seiner geraden, offenen Art, seinen freundlichen Manieren sehr gut in den Familienkreis hinein und als er Bräutigam der liebenswürdigen Nichte des alten Generals P. v. S.

wurde, waren wir Jungen alle sehr zufrieden und die so groß gefeierte Hochzeit bewies unsere lebhafteste Teilnahme.

Ganz in diesen Kreis gehört noch der alte Pastor B(ergmann)¹⁾, ein eigentümlicher alter Herr mit großer Büchergelehrsamkeit und wenig Sinn für die praktische Seite des Lebens, deren Führung auch ganz in den Händen der sehr praktischen Frau Pastorin lag. Pastorat Rujen war damals eins der größten Pastorate in Livland, fast einem Rittergute gleich, doch die große Familie forderte auch große Mittel und den Kindern hat denn auch nichts zu ihrer Ausbildung gefehlt. Pastor B. war ein gern gesehener Gast in B., machte gern seine Whistpartie, zu der die Frau Gemahlin ihm aber nur wenig Geld mitgab und es war ein tragikomischer Anblick, wenn der alte Herr im Verlust war und man es ihm ansah, daß er innerlich stets nachrechnete, ob seine Mittel auch zur Deckung der Spielschuld reichen würden. Groß war Pastor B. in Disputen über die in den 60er Jahren so interessanten preußischen Verhandlungen. Er gehörte der konservativsten Richtung an und hatte einen schweren Stand gegenüber den fast durchweg liberalen Gegnern. So hatte denn auch wieder einmal solch ein lebhafter Streit an einem Besuchstage in B. stattgefunden und als am nächsten Sonntag der Pastor seine Kanzel bestieg, sah er seine Hauptgegner von damals in den Kirchenbänken vor sich sitzen. Er begann seine Predigt, und — zerstreut war der alte Herr so manchesmal — die bekannten Gesichter brachten ihn auf die alten Gedanken zurück und — anstatt den Text seiner Predigt zu verfolgen, warf er sich mit Feuereifer auf die Darlegung seiner Gründe, die ihm in dem lebhaften Disput immer durchschnitten worden waren. Froh über die Gelegenheit, so ganz ohne Widerspruch seine Gedanken klarlegen zu können, donnerte er freudig auf seine Gegner los. Da erhob sich der alte General von seiner Bank und verließ mit nachdrücklichem Schritte die Kirche, ihm folgte C. v. E. lebhaften Ganges, nach diesem R. v. E., v. F., G. v. R. — und mitten im Redestrom brach Pastor B. ab und sah verdußt auf die Kirchentür. Nur mit Mühe konnte er den Faden seines Textes

¹⁾ Richard v. Bergmann, 1834 (bis 42 Adjunkt) — † 78 Prediger in Rujen. Es ist der Vater des berühmten Chirurgen Prof. Ernst v. Bergmann.

wieder aufnehmen. Am Abend hatte er fünf Briefe in der Hand, die einen betrübenden Eindruck auf den alten Herrn machten. Natürlich hatte die Sache keine Folgen und nach der Bitte des Herrn Pastors, „ihn mit seiner Zerstretheit entschuldigen zu wollen“, war die Freundschaft wieder hergestellt, da eben die gegenseitige Achtung aller untereinander eine viel zu tiefbegründete war, um es zu einem Bruch kommen zu lassen.

Wo seid ihr geblieben, ihr alten Prachtgestalten!



IX.

Ein Tagebuch aus den 40er bis 60er Jahren.

Das Tagebuch wird hier weder ganz noch in wörtlichem Auszuge wiedergegeben, sondern nur ein Referat darüber. Aber der unbekannte Herausgeber dieses Berichts über das Tagebuch, den er 1888 in der „Balt. Monatschr.“ (Bd. 34 S. 773 ff.) veröffentlichte, hat seinen geistigen und wertvollen Inhalt mit so feinem Verständnis wiederzugeben gewußt, daß die ganze Stimmung, die Gesinnung und Anschauungsweise des Tagebuchschreibers uns lebendig entgegentritt und dadurch vor unseren Augen ein deutliches, charakteristisches Bild jener ganzen Zeit entstehen läßt. Der Verfasser des Tagebuchs war weder Gutsbesitzer, noch Geistlicher, noch Beamter. Er schrieb, wie der Berichterstatter einleitend bemerkt, seine Erlebnisse ganz nach seiner Stimmung nieder. Aber gerade dadurch sind diese schlichten Aufzeichnungen wertvoll. Sie entrollen uns schlichte „Bilder des Alltags“, unmittelbar und unbefangen, so daß man sieht, wie die Menschen zu jener Zeit gedacht und empfunden haben. Und darin liegt ihr Wert: sie gewähren uns Einblick in das Wesen jener Zeit, wie es in unsrer Heimat in die Erscheinung trat.

* * *

An Reichtum der Gemütsentwicklung und Tiefe der Empfindung ist das Geschlecht, auf dessen Schultern wir (sc. 1888) stehen, von keinem andern übertroffen worden. Die enge Begrenzung, welche dem damaligen baltischen Provinzialleben gesteckt war, die Einförmigkeit, in welcher die meisten Existenzen verliefen und die Un-

deutlichkeit der am Horizont auftauchenden Bilder sorgten dafür, daß die „Generation vor uns“ die Welt des Herzens für ihren Hauptreichtum ansah und in der Vertiefung gemüthlicher Beziehungen Ersatz für Armut und Farblosigkeit ihrer äußeren Umgebung suchte. Jedes Blatt des vorliegenden Tagebuches beweist, wie weit man es zu jener Zeit in der Kunst gebracht hatte, die Erlebnisse des Tages durch vertiefte Auffassung und liebevolle Hingabe an anscheinend kleine Aufgaben zu adeln. Durch das gesamte kleine Buch aber zieht sich als roter Faden ein Gedanke, der damals von vielen und zwar von den meisten geteilt wurde und auf den sich heute nur noch einzelne besinnen mögen: die Meinung nämlich, daß jeder Schritt auf der Bahn geläuterter Religiosität zugleich einen Fortschritt des Landes bedeute und daß auf keinem anderen Wege als diesem vorwärts zu kommen sei. Unter dem Eindrucke der trüben Vorgänge der 40er Jahre stehend, bekennt der Tagebuchschreiber sich mit zunehmender Entschiedenheit zu der Überzeugung, daß das moralische und materielle Elend jener Zeit vornehmlich von der sittlichen Lauheit der Landeskirche und von der Kälte des Vulgärrationalismus verschuldet worden sei. In Weiterführung des bekannten, aus der Zeit der sogenannten Befreiungskriege datierenden Gedankens, daß es der wiedererwachte Glaube gewesen, der den Völkern zur Niederwerfung der Fremdherrschaft verholfen, wird als feststehend angesehen, daß die Kräftigung unseres kirchlichen und religiösen Lebens die vornehmste Bedingung zur Gesundung unserer öffentlichen Zustände bilde. Mit einer Wärme, die auch den Andersdenkenden fortreißt, wird jede Erwerbung des Reiches Gottes als Erwerbung für das Wohl des Landes, als Schritt zur Annäherung und Verbrüderung der verschiedenen Elemente desselben dankbar begrüßt. Es wird nicht nur über jedes von der Kanzel und dem Altar gesprochene erquickende Wort Buch geführt, sondern im einzelnen berichtet, wie dasselbe auf diesen und jenen Zuhörer gewirkt habe und was sich von der neu gegebenen Anregung im einzelnen erwarten lasse. Die Wirkung auf Herren und Knechte, Arme und Reiche, Vornehme und Geringe wird zunächst nach ihrer religiösen Seite geprüft — sofort aber die Konsequenz für die gegebenen Verhältnisse abgewogen und die Frage: „Was habe ich davon

zu lernen?“ mit den Zuständen der Umgebung in Zusammenhang gebracht. Trotz bedingungsloser Hingabe an die Anschauungen des erneuerten Konfessionalismus und der streng kirchlichen Richtung sieht der Tagebuchschreiber für selbstverständlich an, daß allein das praktische, im Leben betätigte Christentum den Namen eines solchen verdiene. Als wichtigste Art dieser Betätigung aber werden Humanität im Verkehr mit Untergeordneten und Abhängigen und Entwöhnung von den Überlieferungen altväterischer Willkür und Selbstherrlichkeit angesehen. Weiten Kreisen galt damals für ausgemacht, daß Humanität „unbewußtes Christentum“, christliche Gläubigkeit die höchste Humanität sei und daß der wahre Christ einer gewissen Dosis von Liberalismus nicht wohl entbehren könne.

Die Entstehung dieser Anschauung findet in der Beschaffenheit der damaligen Zustände ihre ausreichende Erklärung. Der livländische Liberalismus der 40er und 50er Jahre war „Agrarliberalismus“ — er beschränkte sich auf die heute selbstverständlich erscheinende Forderung, die Fronen beseitigt, den bäuerlichen Grundbesitz zur herrschenden Wirtschaftsform gemacht und dem Bauernstande eine gewisse Selbständigkeit gesichert zu sehen. Mit den Nöten der ländlichen Bevölkerung genau genug bekannt, um den sittlichen Fortschritt derselben von der ökonomischen Emanzipation bedingt zu wissen, huldigte der größte Teil der livländischen Geistlichkeit Grundsätzen, welche man die liberalen nannte. Die Unmöglichkeit, einer armen und abhängigen Landbevölkerung zu wahrer menschlicher und christlicher Bildung verholfen zu sehen, war so handgreiflich, daß Landprediger, die es mit ihrem Amte ernst nahmen, Liberale im landesüblichen Sinne des Wortes sein mußten. Niemals ist die Zahl tüchtiger, fähiger, für ihre Aufgaben begeisterter livländischer Prediger größer gewesen, als im Zeitalter des wiedererwachten kirchlichen Bewußtseins. Unzweifelhaft sind in der Hitze des gegen rationalistische Selbstzufriedenheit und herrnhutischen Separatismus geführten Kampfes mannigfache Fehler begangen worden — die Gesinnung, welche dieser Kampf trug, und der Feuereifer, mit welchem die Kämpfer sich die Forderung der Volksbildung angelegen sein ließen, verdienen nichtsdestoweniger die höchste und dankbarste Anerkennung.

Jedes Blatt unseres Tagebuchs bezeugt, daß es in der Tat ein neuer und besserer Geist war, der seit Ausgang der 40er Jahre in die herrschenden Schichten unserer Gesellschaft fuhr und daß kein anderer Stand um diese sittliche Erneuerung so erhebliches Verdienst erworben hat, wie der geistliche. Die Kirche stand auf der Höhe ihres Einflusses, weil sie zugleich eine religiöse und eine soziale Aufgabe zu lösen hatte und weil sie über ein außergewöhnlich großes Maß hervorragender Talente gebot. Auf gleich engem Raum mögen nur selten so viele ausgezeichnete Kanzelredner, feinsinnige Seelsorger und Gedankenveredler zusammengestanden haben, wie damals, wo jede Synode, jedes in größerem Stil gefeierte Missions- und Bibelfest eine Art Ereignis bildete und wo die bei solchen Gelegenheiten zum Ausdruck gekommenen guten und fruchtbaren Gedanken durch hundert kleine schier unsichtbare Kanäle über das halbe Land geleitet wurden. Über das h a l b e Land, weil Lettland und Estnisch-Livland zwei verschiedene, nur mangelhaft miteinander verbundene Weltteile bildeten. Was es mit dieser Bewegung auf sich gehabt, ist mir nie verständlicher gewesen, als bei Lektüre unseres Tagebuchs. Der Tagebuchschreiber hat niemals eine Landes- oder Sprengelsynode mitgemacht, das nördliche Livland kaum öfter als ein halbes Duzend mal besucht; mit eigentlicher Theologie hat er nichts zu schaffen und pietistischen Neigungen steht er so weit entfernt, daß seine Aufzeichnungen von Bällen, Jagden und anderen „weltlichen“ Ergötzlichkeiten im Tone des Behagens und der Zustimmung Notiz nehmen. Nichtsdestoweniger zeigt das Tagebuch sich über a l l e Vorgänge auf kirchlichem Gebiete genau unterrichtet, fehlt auf den Blättern desselben kaum einer der damals gefeierten kirchlichen Namen und wird die Einwirkung der kirchlichen Errungenschaften auf Bildung und materielle Wohlfahrt des Landes als selbstverständliche und allgemein anerkannte Tatsache behandelt. Über dem „Geistlichen“ wird das „Irdische“ keineswegs vergessen. Gelegentliche Bemerkungen über Charakter und Ergebnisse der einzelnen Landtage beweisen, daß der Mangel an Zeitungsberichten und publizistischen Erörterungen die Kenntnis der laufenden Ereignisse keineswegs ausschloß. Die Empfindung, an e i n e r gemeinsamen Aufgabe zu arbeiten und im kleinen,

ja kleinsten zu der Wohlfahrt des Ganzen beitragen zu können, war unter den besseren Elementen des Landes so stark entwickelt, daß sie sich weder durch den Mangel der Öffentlichkeit noch durch die Schranken ständischer Gegenätze unterbinden ließ.

Nicht minder bemerkenswert erscheinen die Beiträge, welche das Tagebuch über die damaligen Beziehungen zwischen den verschiedenen Volks- und Gesellschaftsklassen liefert. Das Vorhandensein nationaler Gegenätze wird nicht geleugnet — an die Möglichkeit feindlicher Zuspitzung derselben indessen nirgends gedacht. Unbewußt und unausgesprochen lebt in den gebildeten und strebsamen Schichten der herrschenden Klasse die Empfindung, daß man den „jüngeren Brüdern“ vieles schuldig geblieben sei, was man wieder einzubringen habe. Von dem zwingenden Charakter dieser Verpflichtung hat man nur undeutliche, von den mit der Vernachlässigung derselben verbundenen Gefahren gar keine Vorstellungen. Aber gerade weil man in seinem bezüglichlichen Tun und Lassen frei zu sein glaubt, gibt man sich den Aufgaben der sozialen Mission und der Bildungspropaganda mit einem Enthusiasmus hin, dessen Wärme von geradezu bezaubernder Wirkung ist. Wir hören von ungezählten Männern, Frauen und Mädchen, die die Liebesarbeit an „Hofskindern“, „Halbdeutschen“, Lostreibern und anderen gefährdeten Existenzen mit unverfiegbarer Freude treiben und dem anregungslosen litwändischen Landleben durch solche Arbeit reichen und idealen Inhalt zu geben wissen. Nirgend die leiseste Spur politischer und nationaler Hintergedanken! Die Stelle derselben nimmt die schlichte Erwägung ein, daß der Christ zunächst und vor allem seine „Landespflichten“ zu erfüllen habe und daß der bekannte Ausspruch, nach welchem allein das Maß übernommener Pflichten dem Menschen den Wert gibt, „bei uns“ besondere Bedeutung habe. — Damit geht eine Liebe und Wertschätzung des lettischen Volkstums Hand in Hand, in welcher der Tagebuchschreiber sich mit seinen Freunden und Gesinnungsgenossen aufs engste verbunden weiß. Mit zuweilen überschwänglicher Freude werden die aus der Volksmasse hervorragenden ehrwürdigen Gestalten einzelner patriarchalisch waltender Kirchenvormünder, Ältesten und Gemeinderichter als Bürger einer besseren

Zukunft des gesamten Volkes begrüßt und Zeiten erwartet, zu denen Männer vom Schlage des würdigen Sahrum (des „letzten Liven“), des trefflichen Pauke und anderer seitdem längst vergessenen lettischen Volksgrößen nationale Typen bilden würden. Mit Stolz und Befriedigung wird auf die ungeheuren Fortschritte hingewiesen, welche das livländische Hochdalm, das zum Sitze einer Gemeinde freier Grundbesitzer gewordene Rujen in bezug auf Wohlstand und Bildung gemacht habe — mit beneidenswerter Illusionsfähigkeit die Überzeugung ausgesprochen, daß „der Liebe“ gelingen müsse, aller noch übriggebliebenen Hindernisse unserer Wohlfahrt Herr zu werden — alle Gegenstände zu überbrücken und auszugleichen. Anzeichen dafür glaubte man insbesondere während der auf die Beendigung des Krimkrieges folgenden Zeiten allgemeinen Aufatmens und froher Zukunftshoffnungen mannigfach entdecken zu können. Zwischen die Blätter des Tagebuchs ist ein Brief gelegt, in welchem ein Freund dem Tagebuchschreiber über Fölkersahms Beerdigung (24. April 1856) berichtet, indem er dessen Aufmerksamkeit vornehmlich auf einen Punkt richtet:

„Ghe wir in die festlich geschmückte Jakobikirche traten, meldeten sich zwölf rujensche grundbesitzende Bauernwirte bei R. Sie hatten auf die erste Nachricht von dem Tode ihres ehemaligen Herrn, des Begründers ihrer Selbständigkeit, Postpferde genommen, um ihrer Trauer und dankbaren Anerkennung öffentlichen Ausdruck zu geben. Großen Eindruck machte mir die Antwort, welche der athletische Gemeindegerechtsvorsitzer unserem R. erteilte, als dieser ihn fragte, ob er (der Vorsitzer) seine Gefährten zu dieser Reise bestimmt habe: „Ta weß nebi!“ (So was es nicht.) Als die Nachricht zu uns kam, war es, als ob Feuer unter uns gekommen sei ((ta ka car uggun) und die zwölf nächstbenachbarten Wirte machten sich sogleich mit mir auf. Zwei Alte (wezzineeki) wollten auch noch mit, wir ließen das aber nicht zu und reisten so eilig ab, daß die entfernter wohnenden Nachbarn nicht mehr benachrichtigt werden konnten.“ — Um den Sarg standen Fölkersahms nächste Freunde, ihnen gegenüber die zwölf rujenschen Grauröcke, die Aller Augen auf sich zogen.“

Auf den Inhalt der von F. Walter gehaltenen Gedächtnisrede,

die mit den Worten: „Nicht die Rechte, welche jemand ausübt usw.“ begann und das Thema „Geben ist seliger denn Nehmen“ zum Gegenstande hatte, gehen wir ebensowenig ein, wie auf die an diesen Vorgang geknüpften Betrachtungen des Berichterstatters: die Beteiligung von „Vertretern des Volkes“ war ihm als wichtigstes Moment der gesamten Feier erschienen. Verwandten Anschauungen begegnet man in zahlreichen Aufzeichnungen jener Zeit; heute mögen dieselben ebenso selten vorkommen, wie die Veranlassungen, aus denen sie hervorgehen könnten. Die Periode, „zu welcher alles nach innen wirkte und zu glücklichem häuslichen Aufbauen strebte“, ist auch für uns geschlossen und wir müssen zufrieden sein, wenn einzelne Segnungen derselben in der Stille fortwirken. Von dem, was damals hätte geschehen sollen und geschehen können, war eben nur Weniges getan, das Mehrere verabsäumt worden. Die Gesinnung, in der man zu jener Zeit tätig war, ist aber nicht nur eine reine, sie ist zugleich eine beglückende gewesen. Ich weiß nicht, ob ein heutiger livländischer Tagebuchschreiber von einer so großen Zahl glücklicher und harmonisch ausklingender Tage und Stunden zu berichten haben würde, wie der Verfasser der vorliegenden Blätter. Und wie einfach waren die Quellen dieses Glücks beschaffen: sie flossen aus der Empfindung, daß durch Treue im kleinen und einzelnen das Gedeihen des Ganzen gefördert werden könne, und aus der nie versiegenden Freude an dem Austausch mit Gefinnungsgeossen und Gemütsverwandten. Was es heißt, in anderen leben, Wohl und Wehe der Gesamtheit im eigenen Selbst noch einmal durchkosten — das hat man kaum irgendwo so genau gewußt, wie in der Beschränktheit des alten Livland, wo alsbald zum Gemeingut wurde, was der Einzelne an geistigem Besitz erworben hatte. Das Erscheinen bedeutender, höhere Anregungen bietender Menschen, die Bekanntschaft mit Büchern und Kunstwerken von idealem Gehalt, die Berührung mit neuen Gedankenkreisen und Bildungsmomenten — sie wurden wie Feste gefeiert, die ein Recht darauf haben, den gewöhnlichen Tageslauf zu unterbrechen! Immer wieder wird auf den Blättern des Tagebuchs von Unterhaltungen und Disputationen berichtet, die sich auf halbe Tage ausdehnen und die ganze Wochen

nachklingen. Man bleibt beim Kaffeetisch sitzen, bis es Mittagszeit geworden, man läßt angeschirrte Pferde und reisefertige Wagen warten, man vergißt den auf Bescheid harrenden „Starost“, weil man die aufgeworfenen Fragen durchsprechen, das Ergebnis begonnener Kämpfe abwarten will, um bestimmende Resultate, bleibenden Gewinn in die stille Einsamkeit mitzunehmen, auf welche man sich im regelmäßigen Laufe der Dinge beschränkt weiß. Was von des Lebens holdem Überfluß vorhanden ist, wird weder zu raffiniertem Genuß, noch zu anspruchsvoller Repräsentation benutzt, sondern als Mittel zur Sicherung reiferer geistiger Bewegung geschätzt und in den Dienst höherer Interessen genommen. Eng waren die Kreise allerdings gezogen, in denen das Leben diese Gestalt annahm; als Aristokratie der Geburt konnten dieselben indessen ebenso wenig bezeichnet werden, wie als Geistesaristokratie: es waren Aristokratie des Gemüths und des Empfindungslebens, von denen damals die stärksten und bleibendsten Einflüsse geübt wurden. Zu ihnen hatte nahezu jeder Zutritt, der Eigenes mitzubringen und seine Mitgliedschaft durch den Adelsbrief eines gebildeten Geistes und fein gestimmten Gemüths zu legitimieren vermochte.

* * *

Zum Verständniß des geistigen Lebens vergangener Zeitalterschnitte ist eine gewisse Bekanntschaft mit den Quellen unentbehrlich, aus denen frühere Geschlechter ihre Bildung zogen. In Ländern, deren Bewohner den größten Teil des Jahres hinter geschlossenen Türen und Fenstern verbringen, pflegt das gedruckte Wort eine Rolle zu spielen, die hinter derjenigen der lebendigen Rede wenig zurückbleibt. Zeugnisse darüber, was vor dreißig und vierzig Jahren in unserem Lande gelesen worden, erscheinen aus diesem Grunde ebenso bemerkenswert, wie Berichte über das Denken, Handeln und Empfinden derjenigen, die vor uns auf livländischer Erde gegessen haben.

Daß die am meisten und von den Meisten gelesenen Schriften Schul- und Andachtsbücher sind, ist von altersher bekannt und allent-

halben gültige Regel. Wer jemals ältere Briefe und Tagebücher mit einiger Aufmerksamkeit studiert hat, wird über diesen Punkt nicht zweifelhaft sein und ziemlich genau erfahren haben, welche Erbauungsschriften neben Bibel und Gesangbuch die Hauptstellen in alten Bücheransammlungen eingenommen haben. Bis in die dreißiger Jahre hinein waren neben den Predigtbüchern einheimischer Geistlichen (Sonntag, Grave usw.) Zschokkes vielgenannte „Stunden der Andacht“, Witschels „Morgenopfer“ und einzelne Schriften Lavaters in Livland ebenso weit verbreitet gewesen wie anderswo. Die Mehrheit der Landeskinder stand unter der Herrschaft des Vulgärrationalismus, während eine Minderheit dem Einflusse Herrnhuts und gewisser in St. Petersburg maßgebender pietistischer Kreise gehorchte. Für den Ausgang des Kampfes um die Einführung des evangelischen Kirchengesetzes von 1832 ist dieser Gegensatz der Meinungen außerordentlich wichtig und der Einfluß gewisser St. Petersburger Vertreter der positiven Richtung (Fürst Liven, Geheimrat Beszarovius, v. Uderfas usw.) entscheidend gewesen. Daß diese Dinge heute vergessen sind, kann um so weniger wundernehmen, als dieselben sich in ziemlich engen Kreisen abspielten und als von ihnen bereits vor fünfzig Jahren kaum mehr die Rede war. — Unser Tagebuch sieht den Rationalismus als glücklich überwundenen Standpunkt an, den der Verf. seit seiner Kinderzeit hinter sich gelassen hat. Von ihm und seinen Freunden werden während der 40er Jahre Souchons Predigten, später die Kanzelvorträge Klincks, Harleß' und Ahlfelds gelesen — Namen, denen sich in der Folge diejenigen Valentin Holsts und Huhns anreihen. An der Hand dieser und anderer auf geistliche Lektüre bezüglichen Notizen läßt sich der religiöse Entwicklungsgang der Gebildeten damaliger Zeit ziemlich genau verfolgen. Die „denkgläubige“ Richtung, deren vornehmlichster Vertreter der damalige Pastor zu Wolmar war, macht seit Ausgang der 40er Jahre der dorpater konfessionellen Schule Platz, die nicht nur die Kanzeln, sondern zugleich die Gewohnheit regelmäßiger Hausandachten und die Auswahl der für diese benutzten Bücher bestimmt. Den von dieser Seite gegebenen Impulsen ist es zuzuschreiben, daß die beiden Raamerschen Liederansammlungen neben

dem kirchlichen Gesangbuch benutzt, rhythmisch gefasste Choräle den einfacheren Weisen des Bunschelschen Choralbuches vorgezogen wurden. Ein weiteres Merkmal zunehmenden kirchlichen Einflusses bildet der größere Eifer, mit welchem man sich der Pflege geistlicher Musik zuwendet. In früherer Zeit war das rigaer Charfreitagsoratorium die einzige Veranstaltung dieser Art gewesen; seit dem J. 1849 hören wir von Oratorienaufführungen, die in kleinen Städten des Landes fertig gebracht werden, vornehmlich den Schöpfungen Mendelssohns gelten und trotz der großen mit ihrer Inszenierung verbundenen Schwierigkeiten Anklang und Nachahmung finden, weil sie zugleich dem künstlerischen und dem religiösen Bedürfnis entsprechen, ebenso genussreich wie erbaulich wirken. Neben den Schöpfungen Mendelssohns wendet man sich denjenigen Händels und Haydns zu: der Kultus Bachs kommt erst ein reichliches Jahrzehnt später in Übung.

Bei diesem letzteren Umstande darf für einen Augenblick verweilt werden. Unser „Tagebuch“ bestätigt die bereits früher gemachte Wahrnehmung, daß der Geschmack für reine und strenge Klassizität sich bei uns später entwickelt hat, als das Verständnis für Neuklassizität und Romantik. Schiller und Körner waren sehr viel früher populär, als Goethe, Shakespeare und als die weiteren Kreise erst neuerdings zugänglich gewordenen Tragiker des Altertums; in den fünfziger Jahren wurden die Lieder Schuberts und Schumanns von Musikenthusiasten gesungen, welche die unsterblichen Weisen des Figaro und der Zauberflöte lediglich aus dem Theater, die Beethovenschen Gesangstücke überhaupt nicht kannten — von Enthusiasten, die geneigt waren, Webers Opern über diejenigen Mozarts zu stellen. Außerordentliche Verdienste um die musikalische Bildung des alten Livland hat das von E. Weller geleitete rigasche Streichquartett erworben, dessen allwintertliche Kunstreisen in den kleinen Städten des Landes Epoche machten und von der Heerstraße weiter ab wohnende Kunstfreunde zu förmlichen Wallfahrten veranlaßten. In dem Tagebuch werden diese Veranstaltungen wie Ereignisse behandelt, die unvergängliche Goldfäden durch trübe und lichtlose Lebensabschnitte zogen, ja, mit religiösen Erbau-

ungen auf die nämliche Stufe gestellt werden konnten. In den Seelen der anspruchlosen Kunstfreunde Alt-Violands haben die großen Meister Triumphe gefeiert, welche den Absichten jener Unsterblichen näher kamen, als die brausenden Beifallspenden überfüllter Konzerthäuser. Hier wußte man noch, daß die Kunst eine sittliche Mission habe — hier war es buchstäblich zu nehmen, daß die Kunst um die gemeine Deutlichkeit der Dinge den goldenen Duft der Morgenröthe webe und daß sie eine Erlösung von der Ewiggestrigkeit des Lebens bedeuten könne. — Dafür kommen die bildenden Künste für die damalige Entwicklung kaum in Betracht. Auf zehn zutreffende Urtheile unseres Tagebuchs über Werke der Tonkunst kaum eins, welches von richtiger Würdigung eines Bildes oder einer Statue zeugte. Der Geschmack in diesen Dingen war unsicher oder durch vorgefaßte Meinungen bedingt, die Zuständigkeit der Autoritäten, auf welche der Verfasser sich für sich und seine Freunde beruft, eine durchaus zweifelhafte. Daß es einzelne in weiten Kreisen bekannte Personen waren, welche zu jener Zeit Geschmack und Meinung unserer Gebildeten bestimmten und daß die vor dreißig Jahren über Dichtungen, Gemälde usw. gefällten Urtheile in der Regel Kollektivvoten, nicht persönliche Ansichten darstellten, weiß, wer immer um das geistige Leben der vorigen Generation Bescheid weiß.

Höchst charakteristisch erscheinen die in unserer Quelle enthaltenen Zeugnisse dafür, daß gewisse Bücher ihrer Zeit die Kunde durch die gebildete Gesellschaft des halben, wenn nicht des ganzen Landes machten. An Auerbachs „Dorfgeschichten“ hatte man sich bereits 1846 und 1849 berauscht. Während der Jahre 1850 bis 1855 lösten Putlitj' „Was sich der Wald erzählt“, Redwitj' geistreicher und von der Gutgläubigkeit der Zeitgenossenschaft für ein apologetisch-poetisches Meisterwerk erklärter „Amaranth“, Frau Beecher Stowes „Onkel Tom“ und Freytags „Soll und Haben“ einander so regelmäßig ab, als ob sie integrierende Teile der bezüglichen Jahreskalender gewesen wären; während der zweiten Hälfte der sechziger Jahre wandte man sich dem Studium der Niehlschen „Bürgerlichen Gesellschaft“ zu — während dieser ganzen Epoche stand die Geibelsche Lyrik im Zenith ihrer Bedeutung, indessen die

Bekanntheit mit Erzeugnissen der jungdeutschen Muse auf bestimmte Kreise beschränkt blieb. Die Zeitstimmung war so entschieden idealistisch gerichtet, so nachhaltig von Einflüssen des neu erwachten kirchlichen Lebens getränkt, daß dem herrschenden Geschmack nur entsprach, was mit den Tendenzen der vorwaltenden Richtung in Einklang gebracht werden konnte. Die Zahl populär-kirchengeschichtlicher und apologetischer Schriften, die in dem weit ausgedehnten Freundeskreise des Tagebuchschreibers gelesen und verbreitet wurden, erscheint so beträchtlich, daß man meinen könnte, diese Lektüre habe jede andere verdrängt. Während Mommsens Römische und Macaulays Englische Geschichte nur beiläufig genannt werden, geht Marie d'Arbignys Geschichte der Reformation von einer Hand in die andere; Schnorrs Bilderbibel findet ungleich stärkere Verbreitung als Kaulbachs um dieselbe Zeit erschienene Illustration des Reinecke Fuchs, und Mendelssohn läuft seiner Kirchenmusik wegen dem sonst so hoch geschätzten Schumann entschieden den Rang ab. Über die abweichenden Urtheile von Fachleuten und Kennern ist man keineswegs im Unklaren, läßt sich den Mut und das Recht selbständiger Meinung indessen nicht verkümmern und ist entschlossen zu wählen, wie es „uns“ gemäß ist. Die Vorherrschaft derjenigen, welche diese Anschauungen zum Ausdruck brachten, stützte sich in nicht unerheblichem Maße auf die Zustimmung der Frauen, deren stiller, aber unabweislicher Einfluß kaum jemals größer gewesen ist, als damals, wo der weibliche Bildungseifer den männlichen sehr häufig übertraf.

Vollständig wird das Bild der hier in Rede stehenden livländischen Periode aber erst, wenn man in Betracht zieht, daß die einheimische literarische Produktion während der Jahre 1835 bis 1859 fast vollständig ins Stoden geraten war. Von den obenerwähnten einheimischen Predigtbüchern und vereinzelt theologischen Abhandlungen abgesehen, tut das Tagebuch kaum eines einzigen innerhalb Landes erschienenen Buches Erwähnung. Was sich auf einheimische Verhältnisse und Interessen bezog, wurde mündlich verhandelt und auf dem Wege der häuslichen Verständigung zum Auszug gebracht, — die wenigen in Riga und Dorpat erscheinenden

Zeitungen aber kamen höchstens als Berichterstatter über Tatsachen, ja, kaum als solche in Betracht, weil sie die wichtigsten Dinge häufig unerwähnt ließen. Die „Getauften, Copulirten und Begrabenen“ der „Rig. Stadtblätter“ und die Nekrologe des „Inland“ bildeten (nach Georg Bertholz' witziger Bemerkung) den wichtigsten Teil des einheimischen Lesestoffs. Selbst das in früherer Zeit ziemlich fleißig angebaut gewesene Feld der livländischen Geschichte wurde von dem größeren Publikum der 40er und 50er Jahre nur selten beschritten. Die einst viel gelesenen Schriften Jannaus, Merkels, Thieles usw. galten aus guten Gründen für veraltet — von den Forschungen Napierškyš und Bungeš und den neu aufgelegten „Scriptores rerum“ nahm man an, daß sie nur für Gelehrte bestimmt seien, neuere lesbare Bücher über diesen Gegenstand aber sollte es nicht geben; Krufes treffliche Geschichte „Kurland unter den Herzögen“ scheint nördlich von der Düna wenig bekannt geworden zu sein — Kurland lag für viele Leute noch außerhalb der Welt, und von Estland hörte man höchstens in Pernau und Dorpat zuweilen reden. Endlich war von lettischer und estnischer Literatur so wenig die Rede, daß die Verhandlungen der beiden mit der Erforschung dieser Sprache beschäftigten Gesellschaften außerhalb gewisser pastoraler Kreise so gut wie unbeachtet blieben.

Die Summe der zwischen damals und jetzt bestehenden, bis zum Gegensatz gesteigerten Verschiedenheiten braucht nicht besonders gezogen zu werden.

X.

Um die Mitte des Jahrhunderts.

Die nachstehenden Rückblicke stammen aus der Feder Julius v. E c k a r d t s († 1908), der sie wenige Monate vor seinem Tode in der „Balt. Monatschrift“ (1907, Heft 7—8) unter der Chiffre E. veröffentlichte. Sie stellen keine historische Abhandlung dar, sondern wir dürfen sie recht eigentlich als „Erinnerungen“ unseres mit der Geschichte und dem Wesen seiner Heimat so tief vertrauten Landsmannes ansprechen. In seinen 1910 erschienenen „Lebenserinnerungen“ ist ja fast ausschließlich von seinen ausländischen Beziehungen und Erlebnissen die Rede und baltische, heimatliche Dinge werden da nur selten gestreift. Um so willkommener wird es vielleicht sein, wenn seine aus reichem Erinnerungsschatze geschöpften Aufzeichnungen über die Heimat hier als Schlußstück unserer Sammlung Platz finden.

* * *

Die livländische Landesgeschichte hat über zwei Perioden von ausgesprochen revolutionärem Charakter zu berichten. Beide gehören den letzten hundert Jahren unserer Vergangenheit an, beide haben mit Versuchen zu gewaltsamer Russifizierung des Landes in Verbindung gestanden, beide die Merkmale einer zugleich religiösen, nationalen und politischen Umsturzbewegung getragen. Die erste dieser beiden Perioden datierte von den 40er, die zweite von den 90er Jahren des vorigen Jahrhunderts. Beide Epochen sind durch so zahlreiche Momente miteinander innerlich verbunden gewesen, daß jeder Versuch zur Erklärung des revolutionären Ausbruchs von

1905 und der ihn begleitenden Erscheinungen bei den livländischen Ereignissen des Dezenniums 1840 bis 1850 einsehen muß.

Der bestehenden Rechtsordnung und den überkommenen Bildungs- und Kulturzuständen des Landes drohte diese unglückliche Periode in zwiefacher Rücksicht den Untergang an. Verarmung, Unzufriedenheit und Auswanderungslust der ländlichen Bevölkerung ließen unzweifelhaft erscheinen, daß das bei Aufhebung der Leibeigenschaft aufgerichtete agrarische System durchaus verfehlt gewesen, — indessen der Massenübertritt lettischer und estnischer Lutheraner zur griechisch-orthodoxen Kirche erkennen ließ, daß es einer Erneuerung des kirchlich-religiösen Lebens bedürfe, wenn die einmal gewonnenen Grundlagen unsrer sittlichen Kultur nicht rettungslos verloren gehen sollten. Diese Erkenntnisse brachen sich so rasch und so unaufhaltsam Bahn, daß Versuche zu tiefgreifenden Umgestaltungen im Gange waren, bevor auch nur die Mitte des Jahrhunderts erreicht worden. Daß das den „77 Punkten“ und den Agrargesetzbüchern von 1849 und 1860 zugrunde liegende System ein Werk der sog. Fölkersahmschen Reformbewegung war, ist ebenso bekannt, wie daß die damalige kirchlich-religiöse Erneuerung vornehmlich von der Dorpater theologischen Fakultät ausging.

Die Stellung, welche die Mehrzahl der Gebildeten des Landes (man würde heutzutage „die öffentliche Meinung“ sagen) zu diesen beiden Reihen reformatorischer Versuche einnahm, war eine für die damaligen Zustände bezeichnende. Es bestand seit der Wende des Jahrhunderts zwischen Stadt und Land (d. h. Adel und Bürgertum) ein Gegensatz, der ein richtiges Verständnis für die Gemeinsamkeit der Interessen unsrer deutschen Stände nahezu ausschloß. Auch bei patriotisch denkenden Männern des gebildeten Bürgertums prävalierte die Meinung, die ländlichen Zustände seien ausschließlich Sache der Nächstbeteiligten, bzw. des Adels, auf dessen Verschulden der Zusammenbruch der agrarischen Organisation so gut wie ausschließlich zurückzuführen sei. Von der durch Fölkersahm und dessen Freunden unternommenen Reformarbeit wurde in Riga und der Mehrzahl der übrigen Städte bis zum Anfang der 60er Jahre so wenig Notiz genommen, daß die von der seit 1860 jugendlich aufstrebenden Presse

veröffentlichten Auseinandersetzungen über die erzielten Resultate und insbesondere über die Fortschritte des Bauerlandverkaufs vielfach überraschend wirkten: selbst die Namen der Führer der Agrarreform waren ausgedehnten Kreisen unbekannt geblieben.

Ganz anders stand es um den Eindruck, den der in den 40er Jahren erfolgte Massenabfall des Landvolks von der evangelischen Kirche den Gebildeten unsrer Gesellschaft — und nicht diesen allein — gemacht hatte. Bis in die Kreise des Kleinbürgertums hinaus brach sich die Empfindung Bahn, daß eine Verschuldung der herrschenden Klasse vorliege, welche den Untergang aller Ergebnisse deutsch-protestantischer Kulturarbeit eines halben Jahrtausends androhe. Dem Eingeständnis, daß Erschlaffung der öffentlichen und der privaten Moral, Arbeitscheu und törichte Selbstzufriedenheit der Privilegierten den überkommenen Zustand an den Rand des Verderbens geführt hätten, konnten sich auch die eingelebtesten Optimisten nicht entziehen. Sollte überhaupt noch geholfen werden, so müßte der Zustand jener „Gemütlichkeit“ ein Ende nehmen, welcher sich grade gehen ließ und für das Zeugnis eines guten Gewissens ansah, was in Wahrheit nur ein Produkt moralischer Stumpfheit und eines Behaglichkeitsduseles à tout prix gewesen war. Wenige Jahrzehnte zuvor war erlebt worden, daß das unter der Herrschaft des Vulgär-rationalismus und der Nüchternheit des philosophischen Zeitalters in Schmach und Elend geratene deutsche Nachbarland sich innerlich erneuert hatte und daß diese sittliche Erneuerung als die Rückkehr zu dem verlassenen frommen Glauben der Väter und den Überlieferungen der Reformation des 16. Jahrhunderts eingeleitet worden war. Der Weg, den wir einzuschlagen hatten, wenn eine sittliche und religiöse Erneuerung uns zur Rettung verhelfen sollte, schien damit bezeichnet und ein Beispiel gegeben worden zu sein, dem nachgeeifert werden mußte und mutatis mutandis nachgeeifert werden konnte.

Zum Verständnis der durch diese Stimmung herbeigeführten Verjüngung unsres kirchlichen Lebens bedarf es einer Orientierung über die religiösen Zustände, welche das 19. Jahrhundert in Livland vorgefunden hatte. Wie anderswo war auch bei uns dem erstarkten Luthertum des nachreformatorischen Zeitalters durch den des Pietis-

mus neues Blut in die Adern gegossen worden. In Liv- und Estland war dieser Pietismus so gut wie ausschließlich in e i n e r Form aufgetaucht, — derjenigen des Herrnhutertums. Unter Zinzendorfs persönlicher Mitwirkung war die neue ecclesiola in ecclesia mit wunderbarer Schnelligkeit von der unteren Düna bis zum finnischen Meerbusen und zu den Gestaden Desels und Moons vorgeedrungen. Zwei Umstände waren dafür entscheidend gewesen, daß die Sendboten der Brüdersozietät die Herzen unster Letten und Esten im Sturm eroberten. Diese Sendboten waren die ersten Deutschen, die nicht als Herren, sondern als Brüder der beiden unterworfenen Völker ins Land gekommen waren, und sie hatten eine Gemeindeorganisation mitgebracht, welche für Selbsttätigkeit und Mitarbeit aller Gläubigen Raum ließ. Als Helfer, Bethaus-Vorsteher, Leiter von sog. Chorversammlungen, als Mitglieder der ersten und der zweiten „Stände“, fanden begabte Gemeindeglieder Spielraum für ihren geistlichen Tätigkeitsdrang. Sie kamen in die Lage, nicht nur Empfangende, sondern auch Gebende zu sein, an dem Regiment der ecclesiola einen gewissen Anteil zu nehmen, den deutschen Brüdern als Gleichberechtigte an die Seite zu treten und Würden zu erwerben, die sie aus der Masse ihrer Volksgenossen heraus hoben. Ein ferneres Verdienst hatte die Sozietät dadurch erworben, daß sie sich des verwaarlosten Volksschulwesens annahm und zu Wolmar das erste lettisch-estnische Lehrerseminar gründete.

Was noch fehlte, um Herrnhut wahrhaft populär zu machen und in den Augen des Volkes mit einem Heiligenschein zu umgeben, wurde dadurch fertig gebracht, daß die kirchlichen und weltlichen Autoritäten des Landes sich durch Torheiten und Ausschreitungen einzelner übereifriger Brüder im Jahre 1743 zu einem Vorgehen gegen die Sozietät bestimmen ließen, das mit unkluger Pedanterie und inhumaner Härte in Ausführung gebracht wurde. Das Martyrium, das man einzelnen Freunden Zinzendorfs bereitete, machte für deren Sache wirksamere Propaganda, als Empfehlungen und Begünstigungen irgend vermocht hätten. Als der erste Verfolgungseifer verraucht und vollends als in der Person des Generalsuperintendenten Christian David Lenz ein Gönner Herrnhuts an die Spitze

des Kirchenregiments getreten war, fanden die scheinbar unterdrückten Organisationen sich so rasch und so vollständig wieder zusammen, als ob ihre Tätigkeit niemals unterbrochen gewesen wäre. Nicht nur die einzelnen brüderfeindlich gebliebenen Prediger, sondern auch zahlreiche rationalistisch denkende Geistliche leisteten der Wiederherstellung herrnhutischer Schöpfung Vorschub. Wie anderswo war auch in Liv- und Estland die Schule des strengen Alt-Luthertums so gut wie ausgestorben. In eine geradezu dominierende Stellung aber trat Herrnhut, als Kaiser Alexander I. die Sendboten der Sozietät im J. 1817 mit einem kaiserlichen Gnadenbrief ausstattete, dessen Ausdehnung auf die lettisch-estnische Gefolgschaft der Brüder nur mühsam abgewendet worden war. In seinem Buche „Fürst Golzsin“ hat Peter von Goeze ausführlich berichtet, daß der damalige Präsident des Generalkonsistoriums und spätere Unterrichtsminister Fürst Karl Lieven drauf und dran gewesen war, die den eingewanderten Brüdern bewilligte Befreiung vom Militärdienst auch den eingeborenen Anhängern der Sozietät zu bewilligen und dann den baltischen Landeskirchen den Boden unter den Füßen wegzuziehen.

Eine Schranke hatte die Herrnhuterei auch zur Zeit ihres höchsten Einflusses niemals überschritten: sie war auf das Landvolk und eine Anzahl adliger Familien beschränkt geblieben, dem städtischen, insbesondere dem Rigaschen Bürgertum dagegen fremd geblieben. Hier herrschte der seit der Mitte des 18. Jahrhunderts modisch gewordene Vulgärrationalismus so gut wie unbeschränkt. Der typische Repräsentant dieser Richtung war der in Stadt und Land gleich verehrte, ebenso geistvolle wie energische und humane Generalsuperintendent Karl Gottlob Sonntag († 1827) gewesen, ein aus Sachsen eingewandertes Jugendfreund Fichtes, der sich um sein zweites Vaterland Verdienste wahrhaft unvergleichlicher Art erworben hatte. Gerade weil er sich von jedem Eindrang in die religiösen Anschauungen Andersdenkender fern gehalten und jede Propaganda für seine Schule vermieden hatte, erfreute Sonntag sich bei allen Parteien und Ständen einer Autorität und eines Ansehens, das keine Schranken gehabt zu haben scheint. Ein Menschenfreund im höchsten und reinsten Sinne des Wortes, hatte er an dem Zustande-

kommen des segensreichen Agrargesetzes von 1804, später an der Aufhebung der Leibeigenschaft einen Anteil genommen, dessen keiner seiner Vorgänger und keiner der Anhänger Herrnhuts sich rühmen durfte. Charakteristischerweise hatten weder die Sendboten der Sozietät noch ihre zahl- und einflußreichen adligen Anhänger jemals daran gedacht, auf eine Reform der Agrarzustände, geschweige denn auf eine Beschränkung oder Abschaffung der Leibeigenschaft hinzuwirken und dadurch mit den Ideen der Zeit Kontakt zu gewinnen. Dem Einfluß des Rationalismus auf den reg- und strebsamen Teil der Gebildeten hatte das um so größeren Vorschub geleistet, als die Aufklärungstheologie schon an und für sich den Vorzug besaß, den Stimmungen und dem Bildungsstandpunkt derjenigen zu entsprechen, die den Gegensatz zwischen Glauben und Wissen beseitigt zu sehen glaubten. In der ländlichen Bevölkerung war die rationalistische Auffassung spurlos vorübergegangen. Die nicht-herrnhutischen Elemente derselben verfielen einem Indifferentismus, den das Beharren bei den überkommenen Formen des Kirchentums nur scheinbar übertrünte.

Sonntags frühes Hinscheiden (der 62jährige Mann verstarb auf dem Höhepunkt seiner Leistungsfähigkeit) bedeutete für den livländischen Rationalismus den Anfang des Endes. Nicht daß der Rückgang der Aufklärungsschule der entgegengesetzten Richtung sofort und direkt zugute gekommen wäre, es blieb eben eine rationalistische Armee ohne Führer und Generalstab übrig, deren allezeit beschränkte Leistungsfähigkeit sichtlich zurückging und aller inneren Lebenskraft entbehrte. Auf kirchlichem Gebiet wurde derselbe Zustand faulen Friedens vorherrschend, der in politischer Beziehung die Signatur der zwanziger und dreißiger Jahre bildete. Von den hervorragenden Männern, die während der ersten Decennien des 19. Jahrhunderts gewaltet hatten, sank einer nach dem andern ins Grab, ohne einen Nachfolger gefunden zu haben. Abgesehen von einer relativ bescheidenen Zahl sog. „denkgläubiger“, zumeist durch die Schule Schleiermachers gegangener Geistlicher, waren die livländischen Prediger entweder Rationalisten, die weder den Bedürfnissen noch der Glaubensrichtung der ländlichen Bevölkerung

zu entsprechen vermochten und dem inneren Leben der Letten und Esten fremd geblieben waren — oder Anhänger Herrnhuts, denen die Diakonen der Sozietät und sehr häufig auch die nationalen Helfer und Bethausvorsteher die geistliche Führung entzogen hatten — ein Umstand, der während der Abfalls- und Konversionswirren wenigstens in einzelnen Fällen in höchst bedenklicher Weise fühlbar geworden war. In dem törichten Wahn, daß sie dadurch freiere Hand gewinnen und ihre ecclesiola zu einer nationalen Großmacht erheben könnten, hatten ehrgeizige und mit ihren Predigern verfeindete Bethausgrößen dem Abfall von der Kirche der Väter wenn nicht Vorschub, so doch keinen Widerstand geleistet und eine durchaus zweifelhafte Stellung eingenommen.

Es dürfte als providenzielle Fügung angesehen werden, daß just in diesem Zeitpunkt des Zusammenbruchs der alten Zustände die deutsche, gewöhnlich als moderne Orthodorie bezeichnete lutherisch-konfessionelle Theologie ihren Einzug in unser Land hält. Rückkehr zu den verlassenen Heiligtümern der Väter war auf den verschiedensten Gebieten geistigen Lebens das Lösungswort des Befreiungs- und Restaurationszeitalters geworden: für die evangelische Welt bedeutete es Rückkehr zu der lutherischen Kirche des 16. Jahrhunderts. Einer Erneuerung in diesem Sinne schien die Dorpater Theologie um so dringender zu bedürfen, als gerade diese Fakultät während der auf die Wiederherstellung unserer Landesuniversität folgenden ersten Dezennien ein Bild kläglicher Nullität und Unfruchtbarkeit geboten hatte. Um die Mitte des dritten Jahrzehnts war durch die Berufung des streitbaren Konfessionstheologen Sartorius und des gemütswarmen, wenn auch unbedeutenden Pietisten Busch allerdings eine gewisse Wendung zum Besseren eingetreten, der wirkliche Umschwung datierte aber erst vom Jahre 1841. Auf den Lehrstuhl für Dogmatik und systematische Theologie wurde damals ein Mann berufen, den Kurz' Kirchengeschichte als einen „Gerhard und Quenstädt des 19. Jahrhunderts bezeichnet, dem die Begründung und Befestigung fast der gesamten livländischen Geistlichkeit im solidesten Luthertum zu danken gewesen sei“. Der Einfluß, den Philippi während der Jahre 1841 bis 1852

auf Kollegen und Schüler übte, kann in der That kaum übertrieben sein. Von den Eigenschaften, die in unserm Lande die Träger großer Erfolge zu sein pflegen, besaß dieser vom orthodoxen Rabbiner zum strenggläubigen Lutheraner gewordene merkwürdige Mann keine einzige. Die ihn näher gekannt haben, bezeichnen ihn als unbeweglichen, jeder Art von Vermittlung unzugänglichen Vertreter einer Schulmeinung, die von den Auffassungen des 16. Jahrhunderts um keines Haares Breite abwich. Die Starrheit seiner Lehre war mit Starrheit eines abgeschlossenen Charakters gepaart, bei dessen Formierung die Grazien ausgeblieben waren. Ein starkes religiöses Pathos scheint ihm gleichwohl nicht gefehlt zu haben. Wenn er Wirkungen geübt hat, die seine Dorpater Zeit um ein Menschenleben überdauerten und der theologischen Fakultät unsrer Landeshochschule dauernd ein bestimmtes Gepräge verliehen, so ist das nicht nur der geistigen Überlegenheit und der unererschütterlichen Konsequenz dieses Lutheraners par excellence, sondern diesem Pathos und der Wärme seiner Überzeugung zuzuschreiben.

Eine glückliche Ergänzung der Art und der Persönlichkeit Philippis wurde der Dorpater Fakultät durch Theodosius Harnack zuteil, der um dieselbe Zeit den Lehrstuhl der praktischen Theologie übernahm. Harnack war, was die Kirchengeschichtler eine „irenische Natur“ nennen, ein Mann, der mit festen Anschauungen lebenswürdige Formen verband, und den überdies die Heirat mit einer Tochter Gustav Ewers' (des „Rektors aller Rektoren“) in den maßgebenden Kreis der livländischen Gesellschaft geführt und dadurch in die Lage gebracht hatte, auch außerhalb der Fakultät und der Geistlichkeit weitgreifende Einflüsse zu üben. Ohne Übertreibung läßt sich behaupten, daß von den Hunderten durch die Schule dieser Männer gegangenen Theologen neun Zehnteile ihr Leben lang bei der Fahne blieben, die im Jahre 1841 am Embach aufgepflanzt worden war, und daß es dabei keinen Unterschied bedingte, ob diese Jünger der Gottesgelahrtheit in die Künste des Kommentärs und des Siebers eingeweihte Korporationsstudenten waren oder den damals neuen Typus des allem hurschifosen Wesen und aller Weltförmigkeit

abgewendeten angehenden Dieners der Kirche repräsentierten Bereits wenige Jahre nachdem Philippi und Harnack ihre Tätigkeit zu üben begonnen hatten, verspürte man etwas von dem neuen Geiste, der in unsere Pastorenenschaft gefahren war und der zu wesentlich veränderter Behandlung der Hauptprobleme der Zeit, der res graeca und des Verhältnisses zu Herrnhut und den herrnhutischen Organisationen geführt hatte.

Zu Anfang der 50er Jahre verließen die beiden Männer, welche die folgenreichen Veränderungen in die Wege gerichtet hatten, den bisherigen Wirkungskreis, um Berufungen auf deutsche Lehrstühle zu folgen. Neben dem späteren Generalsuperintendenten Christiani, dem würdigen Nachfolger Harnacks, traten zwei junge Männer in die schmerzlich empfundene Lücke, denen niemand vorausgesagt hätte, daß sie das von ihren gefeierten Lehrern begonnene Werk fortführen und in einer Weise ausgestalten würden, die den speziellen Bedürfnissen des Landes vollständiger entsprach, als für möglich gehalten worden war. Beide entstammten angesehenen Adelsfamilien, waren in deren Traditionen emporgewachsen, beide hatten das theologische Studium erst ergriffen, nachdem sie zuvor philosophischen Studien obgelegen. Alexander v. D e t t i n g e n war 26 Jahre, Moriz v. E n g e l h a r d t 25 Jahre alt, als sie sich habilitierten (1853), der erstere für systematische, der letztere für historische Theologie. Über das Gewicht des von ihnen mitgebrachten wissenschaftlichen Gepäcks gingen die Meinungen ebenso weit auseinander, wie über den Beruf junger Männer solcher Intezedenzien für die theologische Führerschaft. In der Landeskirche wurde das maßgebende Wort freilich schon damals von Repräsentanten der jüngeren Generation gesprochen, welche keine andere Theologie als diejenige der Philippi und Harnacks kannten. An die Vertreter der theologischen Fakultät durften indessen (wie man meinte) andere und höhere Ansprüche gestellt werden, als an die praktischen Seelsorger. — Gegenüber solchen, vielfach auch von Freunden gehegten Zweifeln war die Position der neuen Träger der „Orthodoxie“ keine leichte.

Der Sache der neuen Schule kam wesentlich zugute, daß sich

unter den um die Mitte des vorigen Jahrhunderts ins Amt getretenen Predigern eine ganze Zahl talentvoller Männer befand und daß diese Generation in dem Kampfe gegen innere und äußere Feinde ein Maß von Opfermut, Selbstlosigkeit und Begeisterung betätigte, wie es bei Rationalisten und Herrnhuter-Freunden nur ausnahmsweise zu finden gewesen war. Allen theologischen Differenzen zum Troß trat diese Jungmannschaft direkt an die Seite des löwenmütigen, der Schleiermacherschen Richtung folgenden Pastors primarius zu Wolmar und späteren Generalsuperintendenten Ferdinand Walter und der übrigen Triarier der Konversionszeit. Was die jugendlichen Dozenten anlangt, so verging eine Weile, bevor sie Zuhörern und Geistlichen gegenüber die Autorität erwerben konnten, deren ihre Vorgänger sich von Hause aus erfreut hatten. Dafür waren die Wirkungen, welche Dettingen und Engelhardt auf die livländische Gesellschaft übten, so glückliche, daß sie denjenigen der hervorragendsten Prediger ihrer Zeit an die Seite gestellt werden konnten. Mit der Art und den Bedürfnissen ihrer Landsleute genau bekannt, mußten die jungen Vertreter des Alt-Luthertums ihre Hebel an der richtigen Stelle einzusetzen und dem kirchlich-religiösen Leben der höheren Klassen neuen Inhalt zu geben. Der Pietismus nun, den diese Auserwählten vertraten, war von demjenigen der Brüdergemeinde und der ehemaligen Stillen im Lande durchaus verschieden. Von Weltflucht und ängstlicher Scheu vor den Lichtseiten der irdischen Existenz war bei den Männern der neuen Schule nicht die Rede — was sie lehrten, war eine Lebensbehandlung, welche alle Gebiete des inneren und äußeren Daseins in den Dienst des Gottesreichs zogen. Entsprechend der aristokratischen Struktur des Landes und der diese beherrschenden Gesellschaft wurde dem Bedürfnis nach ästhetischer Gestaltung der äußeren Formen des Lebenszuschnitts ebenso sein Recht gelassen, wie der Freude an den Blüten einer zugleich harmlosen und eleganten Geselligkeit, welche Tanz und Spiel, Jagd und Sport von alters her gepflegt hatte. Voller und rücksichtsloser Ernst wurde dagegen mit der Forderung gemacht, diese und alle übrigen Momente des Lebens, die wissenschaftlichen, wie die künstlerischen

und geselligen, in christlichem Sinne „verklärt“, dem religiösen Gesichtspunkt und der kirchlichen Ordnung ein- und unterzuordnen. Das Kirchenjahr sollte wieder in sein volles Recht treten, die Adventszeit nicht nur der Einrichtung auf das familienhafteste aller nordischen Feste, sondern der Vorbereitung auf den Tag der Fleischwerdung des Herrn und des Danks für die größte aller göttlichen Gnadenbezeugungen gewidmet sein. Ebenso galt für selbstverständlich, daß während der Fastenzeit in Wegfall kam, was die innere Sammlung hätte stören und den Gläubigen daran hindern können, den Erlöser auf dem Gange nach Jerusalem und an die Stätte seines Opfertodes zu begleiten. Zur „Rüstung“ auf die kirchliche Sonntagsfeier bestimmt, sollte zum mindesten der Sonnabend = A b e n d von allem frei gehalten werden, was die Gedanken von der Vorbereitung auf den Tag des Herrn hätte abziehen können. An sonnenabendlichen Hausgottesdiensten, wie sie auch sonst die Regel gewesen waren, ließ man sich nicht genügen, familienhafte Morgen- und Abendandachten sollten jedem Lebenstage die höhere Weihe geben, Junge und Alte, Herren und Diensthoten täglich daran erinnern, daß der Mensch nicht allein vom Brote lebt.

Eine nicht unwesentlich veränderte Gestalt nahmen die öffentlichen Gottesdienste selbst an. Die Wiederherstellung der lebensvollen liturgischen Formen älterer Zeit, Einführung der sogen. Intreiten, Verbesserung des Gemeindegesanges und Reinigung der zu rationalistischer Zeit verstümmelten und verwässerten Gesangbuchtexte sollten darauf hinwirken, daß die Predigt nicht mehr den Hauptinhalt der Sonntagsfeier bildete. Der Predigt selbst wurden durch die Einführung von Bibel- und Missionsfesten neue Aufgaben gestellt — Veranstaltungen, die darauf abzielten, der eingetragenen Monotonie des Gottesdienstes abzuhelpen und ihn zu den mannigfachen Aufgaben in Beziehung zu setzen, die ein wahrhaft lebendiges Christentum an den Gläubigen stellt. Im eminenten Sinne des Wortes gilt das von den lettisch-estnischen Gottesdiensten, denen vielfach nachgerühmt wurde, daß sie die deutschen an Formenreichtum noch überträfen und eine Anziehungskraft übten, welche diejenige der herrnhutischen Bethäuser noch übertreffe.

Wie man sieht, umfaßte die Arbeit der neuen Schule alsbald alle Gebiete, die zu dem religiösen Leben in Beziehung standen. Dafür sollte erlaubt sein und erlaubt bleiben, was der Mensch ohne Beeinträchtigung der höchsten seiner Aufgaben ergreifen konnte, um das Leben zu bereichern und zu schmücken. Daß es um den deutschen Charakter unsrer Bildung geschehen sei, wenn wir den künstlerischen und wissenschaftlichen Interessen des geistigen Mutterlandes fremd blieben, wußten die führenden Männer zu genau, als das sie irgend Neigung hätten verspüren können, an die mannigfachen Erscheinungen deutschen Lebens kleinliche Katechismus-Maßstäbe zu legen oder Splitterrichterei zu treiben. Es geschah nicht selten, daß gerade diese Männer eine Freiheit der Auffassung betätigten, welche das Erstaunen ihrer Gefolgschaft erregte. So als Alexander Dettingen einem Studenten, der kein Shakespearesches Stück gelesen zu haben bekannte, zur Antwort gab: „dann sind Sie kein gebildeter Mensch und Sie können auf keinen akademischen Grad Anspruch erheben“, oder wenn Engelhardt, „der in seinem Ringen nach Wahrheit ein fast ängstliches Bestreben zeigte“, den Gegnern gerecht zu werden — wenn Engelhardt einem über die Heterodoxie Schleiermachers absprechenden Jüngling den ernstesten Rat erteilte, den größten Biologen der Neuzeit respektvoll zu studieren und respektvoll zu beurteilen. Und was sollten ängstliche Gemüter vollends dazu sagen, daß einer der gefeiertsten und eifrigsten Vorkämpfer der neuen Richtung einem Konfirmanden, dem sein Gewissen die Teilnahme am Tanz (der circumferentia diaboli des alten Pietismus) verbot, zugerufen haben sollte: „Der Stimme des Gewissens müssen Sie unter allen Umständen gehorchen — ich glaube aber, daß Ihr Gewissen ein Narr ist.“

Von der lutherischen konfessionellen Schule, welche das Deutschland der Reaktionszeit beherrschte, war der livländische Konfessionalismus noch in anderer Rücksicht verschieden. Seine Vertreter gehörten nicht nur als Glieder der herrschenden Gesellschaftsschicht und als Männer von freier umfassender Welt- und Lebenskenntnis zu den Hauptträgern der gesamten Bildung ihres Vaterlandes — die meisten von ihnen blieben den von ihren Ge-

sinnungsgeuossen in Deutschland verfolgten politisch = reaktionären Tendenzen durchaus fern. Die Bedeutung dieses Punktes kann nicht wohl überschätzt werden. Ein Jahrzehnt bevor die Berliner Kreuzzeitungs-Partei Absolutismus, Junkerherrschaft und orthodoxes Kirchentum als Teile eines und desselben Systems proklamierte, hatte Tocqueville in seinem klassischen Buche über die Demokratie in Nord-Amerika prophetisch ausgerufen: „Les hommes religieux combattent la liberté et les amis de la liberté attaquent la religion. . . Des citoyens honnêtes et éclairés sont ennemis de tous le progrès, tantôt que des hommes sans patriotisme et sans moeurs se font apôtres de la civilisation et des progrès.“

Dem Livland, von welchem hier die Rede ist, blieb solche verhängnisvolle Verteilung der Rollen erspart. Zu klug und zu gewissenhaft, um ihre Berufstätigkeit durch Teilnahme an politischem Parteinwesen zu kompromittieren, konnten insbesondere Dettingen und Engelhardt nicht verläugnen, daß ihre Brüder und nächsten Freunde der liberalen Landtagspartei angehörten und nach dem frühen Tode ihres Begründers (Fölkersjahn starb im März des Jahres 1856) die Führerschaft übernahmen. Das Programm dieser Liberalen hatte die Besserung der Lage der ländlichen Bevölkerung zu seinem Hauptpunkt. Beseitigung der letzten Reste der Fronen, Verwandlung des bäuerlichen Pachtbesizes in Grundeigentum, Anbahnung gewisser Selbständigkeit der bäuerlichen Gemeinden, Erweiterung und Verbesserung des ländlichen Schulwesens, Anbahnung eines näheren Verhältnisses zwischen der Ritterschaft und dem Bürgertum waren freilich Dinge, die zu dem, was man technisch „Liberalismus“ nennt, in nur sehr entferntem Verhältnis standen. Gleichwohl hießen die Vertreter dieses Programms bei uns „die Liberalen“ und waren sie als solche die Vertreter der Zeit und des „Fortschritts“ in dem Lande zwischen Düna und finnischem Meerbusen. Daß zwischen zwei Bewegungen, von denen die eine auf Hebung der materiellen Wohlfahrt, die andere auf die sittlich-religiöse Förderung des Bauernstandes abzielte, ein gewisser Parallelismus der Aktion eintrat und daß man in der öffentlichen Meinung einen gewissen Zusammenhang zwischen den beiden „Fortschrittsparteien“ zu sehen

glaubte, gereichte der neuen theologischen Schule und ihren Worthaltern nicht eben zum Schaden. Insbesondere waren es die Frauen der liberalen Adelsfamilien, welche auf das Zusammengehen der kirchlichen und der politischen Volksfreunde Gewicht legten und die Erfüllung der patriotischen Pflichten ihres Standes mit der Christenpflicht zu geistlicher Förderung des Nächsten identifizierten. Auf dem einen wie dem anderen Gebiete galt es den Kampf gegen Trägheit, Bequemlichkeit und falsche Gemütlichkeit. Kein Wunder, daß die Kampfgenossen von hüten und drüben häufig zusammentrafen!

Dank solchem Zusammenwirken innerer und äußerer Umstände wurde die Dorpater Orthodorie binnen verhältnismäßig kurzer Zeit zu einer Großmacht im livländischen Leben. Daß die Abfalls- und Konversionsbewegung trotz allen ihr von gewisser Seite geleisteten Vorschubs in Stillstand geriet und daß die Brüdergesellschaft in der Mehrzahl der Gemeinden die führende Stellung des Dieners der Kirche anerkennen mußte, war bereits um die Mitte der 50er Jahre anerkannte Tatsache. Das war aber nicht alles.

Innerhalb des akademischen Lehrkörpers fiel das Gewicht der theologischen Fakultät in allen auf die äußere und politische Stellung der Landeshochschule betreffenden Fragen mit einer Schwere in die Waagschale, in welcher anderweitige Einflüsse nur ausnahmsweise in Betracht kamen. Der um die Mitte der 50er Jahre ins Amt getretene Kurator Bradtke stand alsbald so vollständig unter dem Zauber der Persönlichkeit Alexander Dettingens, daß er den jungen Dozenten zu seinem Berater in allen Dingen machte, die das kirchliche Interesse berührten. Dank diesem Zusammenhang der Dinge wurde die Erbauung einer evangelischen Universitätskirche durchgeführt und dadurch der protestantische Charakter in aller Form anerkannt. Daß der neue Kurator durch seine theologischen Freunde mit dem Wesen deutschen akademischen Lebens bekannt gemacht wurde, hatte u. a. auch die Folge, daß die seit Menschenaltern bestehenden, trotz der Öffentlichkeit ihres Treibens indessen gesetzlich verbotenen Studentenkorporationen obrigkeitlich anerkannt wurden. In das gesamte Unterrichtswesen schien ein neuer Geist gefahren zu sein. Daß in den Gymnasien kirchlich gesinnte Lehrer den Re-

ligionsunterricht übernahmen und daß es mit diesem ernster und genauer als früher genommen wurde, verstand sich unter diesen Umständen von selbst. Von einem dieser Lehrer, dem in Riga tätigen Medlenburger Overlach, kann behauptet werden, daß er auf das religiöse Leben seiner Schüler einen Einfluß übte, der in ihrem gesamten Lebensgange fortwirkte.

Das entscheidende Merkmal der Zeit bildeten aber nicht diese einzelnen Errungenschaften. Das g e s a m t e sittlich-religiöse Leben des Landes gewann eine veränderte Gestalt. Niemals früher und niemals später ist das Leben unsrer Kirche von einem so großen Teil der Bevölkerung mitgelebt worden, wie damals. Schriften, die die religiösen Zeitgedanken zum Ausdruck brachten oder mit diesen in Zusammenhang standen, waren in jedermanns Händen, Erzeugnisse der apologetischen und kirchengeschichtlichen Populärliteratur über weite Kreise verbreitet. Daß in der Unterhaltungslektüre Bücher wie das „Tagebuch eines armen Fräuleins“, die „Elisabeth“ der Frau von Nathusius, die „Papiere einer Verborgenen“ den sichtbarsten Raum einnahmen, wollte vielleicht nicht allzuviel sagen. Um so bemerkenswerter erschien, daß kirchengeschichtliche Monographien, wie diejenigen der Hagenbach, Böringer, Wildenhahn und Merle d'Alubigny, in Kreise ihren Weg fanden, denen andere als die nächsten Interessen sonst fern abgelegen hatten. Von einer beständig zunehmenden Zahl von Gebildeten wurden die Verhandlungen der jährlich zusammentretenden Predigersynode wie Dinge behandelt, die das gesamte Land angingen. Dem heranwachsenden Geschlecht bedeutete der Konfirmationsunterricht den wichtigsten Teil der gesamten Lehrzeit. Die Lehrvorträge besonders gefeierter Lehrer gingen abschriftlich von Hand zu Hand, und es kam vor, daß Personen, die längst dem mündigen Teil der Gemeinden angehörten, diese Lehrkurse als Freiwillige noch einmal mitmachten. Sonst auf das Landvolf beschränkt, wurde die sog. Brautlehre zu einem Brauch, dem ernster gesinnte Brautleute sich nur ausnahmsweise entzogen. Und das alles in Zeiten zunehmender materieller Wohlfahrt und geistigen Aufschwungs —

Zeiten, die der Ausbreitung kirchlicher Einflüsse sonst nicht günstig zu sein pflegen. Dabei wurden die der Ausbreitung kirchlicher Einflüsse sonst nicht günstig zu sein pflegende Zionswächtereier und Bevormundungsseiger von denjenigen, die diese Einflüsse übten, klüglich vermieden. In dem Gefühl vermeintlicher, sehr häufig aber auch wirklicher Überlegenheit glaubten die Anwälte des kirchlichen Interesses, daß diesem bei freier Bewegung der Geister am besten gedient sei. Auf den konservativen Charakter der Zeit ist zurückzuführen, daß Konflikte der „gläubigen“ und der „ungläubigen“ Welt- und Lebensanschauung nur ausnahmsweise öffentlich ausgefochten wurden. Auch da, wo man der Vorherrschaft der Orthodoxie grundsätzlich widerstrebte, mußte man anerkennen, daß deren Vorkämpfer sich um die Sache vorschreitender Bildung ebenso verdient machten, wie um die Förderung der Werke christlicher Liebestätigkeit. Dazu kam, daß die Kirche, deren Sache die Männer der neuen Schule führten, eine *ecclesia militans* war, die der russischen Staatskirche gegenüber ihre Stellung zu behaupten hatte, und daß es eine Schädigung der wichtigsten Interessen des Landes bedeutet hätte, wenn man deren energischsten und mutigsten Vorkämpfern hätte in den Arm fallen wollen.

Faßt man die entscheidenden Charakterzüge des hier besprochenen Zeitabschnitts zusammen, so stellt diese sich als „Epoche des Werdens, des häuslichen Auferbauens“, der Gemütlichkeit und der Vernunft dar, „wo die einzelnen sich neben einander frei ausbilden.“ „Z u l e t z t“ — so beschließt Goethe diese Ausführung über „die zwei Momente der Weltgeschichte“ — „zuletzt löst dieser Zustand sich in Parteisucht und Anarchie auf.“ Von Gefahren so ernster und bedrohlicher Natur war zunächst, d. h. in den sechziger und siebziger Jahren noch nichts zu verspüren. An Einseitigkeiten und Übertreibungen hatte es freilich ebenso wenig gefehlt, wie an Wunderlichkeiten und Geschmacklosigkeiten. Für die geistlichen *patres minorum gentium* stand fest, daß das herrschende dogmatische System das System an und für sich sei und daß allein die „gläubige Wissenschaft“ ein Recht zum Mitreden in geistlichen Dingen besitze.

In der weiteren Folge mußten die Lehrer sich's gefallen lassen, von ihren ehemaligen Schülern zur Ordnung gerufen zu werden, wenn sie sich beikommen ließen, „alte Wahrheiten“ in allzu neuer Form zu lehren oder überlebte Theorien, wie diejenigen von der Inspiration der Schrift und der Unfehlbarkeit des Buchstabens aufzugeben. Daß solche Fanatiker der „reinen Lehre“ sich am häufigsten unter denjenigen fanden, die der Weisheit letzten Grund in ihren Kollegienheften und den Kurzschen Lehrbüchern gefunden zu haben meinten, machte die Sache nicht besser. Wie allenthalben bildeten auch bei uns die unselbständigen Köpfe die Mehrheit. Wo es auf Erfüllung der Tagesaufgaben und auf die Bestätigung von Mut und Hingabe an die gute Sache ankam, standen diese Vorkämpfer der reinen Lehre freilich ihren Mann — als geistige Leuchten und Führer ihrer Gemeinden versagten sie nur allzu häufig.

Wunderlicher, wenn auch sehr viel harmloser war die Verwirrung, welche der angebliche Besitz der reinen Wahrheit in den Köpfen kirchlich interessierter Laien anrichtete. Mit beneidenswerter Naivität legten sogen. geistreiche Frauen ihrem Seelsorger die Frage vor, warum ein so überflüssiges und gefährliches Ding, wie die Philosophie, überhaupt noch „erlaubt“ und soweit geduldet werde, daß es den Glauben stören und die Gemüter verwirren dürfe. Noch „geistreicher“ nahm es sich aus, wenn das von dem Herrn Pastor überflüssigerweise herangezogene Wort des heil. Augustin, „daß das Beste, was der natürliche Mensch tue, immer noch Todsjünde sei“, diskutiert und von anmutigen Fragestellerinnen gegen die Duldung von Adiaphoris ins Feld geführt wurde. Nicht minder charakteristisch erscheint es, daß nach Veröffentlichung des Dettingenschen Aufsatzes über Shakespeare von schönen Lippen das Bekenntnis abgelegt wurde: „Jetzt werde ich diesen Dichter mit verdoppeltem Interesse lesen“, und daß erst desjenigen Schriftstellers Vorlesungen über den Faust gewisse Literaturfreundinnen zur Lektüre dieses Buches ermutigten. Der „gläubigen Wissenschaft“, die mit der reinen Lehre zum Segen über alle entgegenstehenden Auffassungen verholten hatte, schien kein Ding unmöglich zu sein! Selbst das mehr als wunderliche Buch „Bibel und Astronomie“, in welchem

f. B. Kurz sich an die letzten Rätsel der Kosmogonie heranwagte und über die Pluralität der Welten ebenso bündigen Bescheid gab, wie über die „ethische Stellung der Erde“, fand ein so zahlreiches und so dankbares Publikum, daß dessen Wißbegier durch sieben u Auflagen entsprochen werden mußte.

Doch das nur beiläufig. Auch da, wo man sich über den Revers der Medaille keine Illusionen machte, mußte anerkannt werden, daß seit den 40er Jahren eine große und heilsame Veränderung unfres moralischen Zustandes stattgefunden habe. In die Landeskirche war ein neuer Geist gezogen, der sich allen mit dieser in Zusammenhang stehenden Gebieten mitgeteilt hatte. Mit einer ganzen Anzahl tiefgewurzelter Schäden und alter Sünden war aufgeräumt, das Pflicht- und Verantwortungsgefühl der herrschenden Klassen merklich gehoben, dem Streben nach Erweiterung und Vertiefung der Bildung ein neuer Impuls gegeben werden. War man von der richtigen Erkenntnis dessen, was heute soziale Aufgaben genannt wird, auch noch weit entfernt, so hatte man doch die christlichen Liebespflichten gegen Arme und Bedrängte ernsthafter als früher zu nehmen begonnen. So ausschließlich wie früher war die Muße der Gebildeten nicht mehr den Banalitäten des Gesellschaftstreibens zugewendet — die Geselligkeit selbst hatte vielfach eine veredelte Gestalt angenommen, die Teilnahme an kirchlichen und religiösen Dingen um sonst disparate Elemente ein Band geschlungen.

Die größten und wichtigsten Fortschritte aber hatten die Kirche und deren Diener in ihren Beziehungen zu der lettisch-estnischen Landbevölkerung gemacht. Der in den Wirren der 40er Jahre verloren gegangene Boden schien nicht nur wiedererobert, sondern beträchtlich erweitert worden zu sein. Mit einem Eifer, der den Gegenstand der Bewunderung von Freund und Feind bildete, hatte das neue Predigergeschlecht sich der Aufgabe zugewendet, in alle Gebiete des Volkslebens einzudringen, allen seinen Bedürfnissen genug zu tun und die Kirche in ihre frühere Stellung wieder einzusetzen. Wenige Jahre reichten hin, damit nicht nur die Abfallsbewegung in Stillstand kam, sondern damit ganze Scharen Abgefallener um Wiederezulassung zu dem verloren gegangenen Heiligtum der Väter

flehentlich baten. Der Kampf gegen das unerbittliche Gesetz, das den Austritt aus der Staatskirche unter schwere Strafe stellte, und die in gemischten Ehen erzeugten Kinder reklamierte, wurde mit dem Mute der Verzweiflung geführt und die bürgerliche Existenz des Predigers nicht selten seiner Hirrentreue zum Opfer gebracht. Von dem Reichthum und der Mannigfaltigkeit der Formen, die man den lettisch-estnischen Gemeindegottesdiensten gab, und von den Erfolgen, die damit erzielt wurden, ist bereits die Rede gewesen. Zu den Kirchhofs-, Missions- und Bibelpredigten gewisser gefeierter Volkslehrer strömten Teilnehmer von fern und nah — darunter sehr häufig deutsche, die diese Veranstaltungen für die erbaulichsten erklärten, die sie jemals kennen gelernt hatten.

Neben der Kirche kam die Schule indessen nicht zu kurz, im Gegenteil bildete die Volksschule den **H a u p t g e g e n s t a n d** der Sorge und Tätigkeit der Geistlichkeit, der Landesvertretung und der großen Mehrzahl der Gutsbesitzer. Die mit erheblichem Kostenaufwande von den Ritterchaften Liv- und Kurlands begründeten Seminare bildeten eine Generation von Volksschullehrern heran, um welche unser Land von manchem „Kulturstaat“ des Westens hätte beneidet werden können; wohlhabende Gutsbesitzer und sehr häufig auch solche, die in bescheidenen Verhältnissen lebten, gaben unentgeltlich Grundstücke zur Begründung von Schulmeistereien her; geistliche und weltliche „Schulrevidenten“ verfolgten die Tätigkeit der Lehrer bis ins Einzelne, ohne daß von einem Entgelt dafür jemals die Rede gewesen wäre. Kirchspiele und Parochialverbände sahen es als Ehrensache an, ihre Schulen auf einen möglichst hohen Standpunkt zu bringen, und noch bevor die beiden ersten Dritteile des Jahrhunderts zu Ende gegangen waren, kamen lettische und estnische Alphabeten nur noch in verschwindend geringer Anzahl vor. Die wissenschaftliche Erforschung der Sprachen und der Geschichte unserer Osten und Letten war von jeher und ausschließlich deutsche Pastorenarbeit gewesen. Eine gleich große Summe von Arbeit und Sorge für die Ausfüllung der Kluft zwischen den lettischen-estnischen und den deutschen Bewohnern des Landes ist niemals aufgewendet worden.

Mit dem intellektuellen Aufschwung vermochte der wirtschaftliche allerdings erst erheblich später Schritt zu halten. Bis in die 60er Jahre hinein rückte die Verwandlung des bäuerlichen Pachtbesitzes in freies Eigentum nur langsam vor — auf dieses Ziel gerichtete präparatorische Arbeiten (Vermessung und Abrondierung der Grundstücke, Verbesserung der Wirtschaftsmethoden, Einrichtung von Knechtswirtschaften usw.) wurden indessen mit Eifer und sichtbarem, wenngleich langsamem Erfolg getrieben. Die eigentliche Agrarfrage, d. h. die Sicherstellung des Loses der im Dienste der Gutsbesitzer und Pächter stehenden ländlichen Arbeiter blieb bis zu erfolgter Konstituierung des bäuerlichen Grundbesitzes allerdings außer Betracht, weil die gleichzeitige Lösung zweier Probleme von so tiefgreifender Bedeutung über die Kräfte gegangen wäre, eine allmähliche Besserung des Zustandes dieser Klasse konnte aber schon wegen der Hebung der Volksbildung nicht ausbleiben. So groß war die Befriedigung über die erzielten Fortschritte, so rein der Eifer für alles, was irgend mit der Wohlfahrt der ländlichen Bevölkerung in Zusammenhang stand, daß man die seit Ende der 50er Jahre auftauchenden nationalistischen Bestrebungen der Letten und Esten zwar nicht ignorierte, aber auch nicht so tragisch nahm, als indirekt genehm war. Vornehmste Träger dessen, was in der Folge als Junglettentum und Jungestentum dem gesamten baltischen Leben eine veränderte Richtung gab, sind bekanntlich die eben damals immer zahlreicher werdenden Söhne der Urbevölkerung des Landes geworden, die es zu höherer Bildung und ansehnlicheren Lebensstellungen brachten. In dem Glauben, daß diese Erscheinung einen weiteren Schritt zur Ausgleichung der ständischen und nationalen Gegensätze bedeute, wurde sie in weiten Kreisen ermutigt, durch Stipendien u. dgl. gefördert. Nicht minder entgegenkommend war das Verhalten der studierenden Jugend gegen die neuen Kommilitonen: zu Ende der 50er Jahre fehlten in keiner der für aristokratisch geltenden vier alten Studentenkorporationen lettische und estnische Mitglieder, in einer von ihnen kam es vor, daß sie gleichzeitig z w e i lettische Senioren an ihre Spitze stellte.

Zieht man die Summe, so wird man behaupten können, daß zu keiner Zeit ein so reiches Maß von Arbeit an die Förderung der öffentlichen Wohlfahrt unsres Landes gewendet worden ist. Im vollsten Sinne des Wortes war dieser Zeitraum eine Epoche des „häuslichen Aufbauens und Werdens“.

Im Verlage von Franz Kluge in Reval ist erschienen:

Beiträge zur Kunde Est-, Liv- und Kurlands, hrsg. von der
Estländischen Literarischen Gesellschaft.

I. Band, 4 Hefte. 3 R. II. Band, 4 Hefte. 3 R. III. Band, 3 Hefte.
2 R. 65 Kop. IV. Band, 4 Hefte. 3 R. 40 Kop. V. Band, 4 Hefte.
3 R. 25 Kop. VI. Band, 4 Hefte. 3 R. VII. Band, 4 Hefte. 3 R.
Band I bis VII zusammen bezogen für 15 R.

Berg, Friedr. Graf, Tagebuchblätter aus der Krim. 1885. 80 Kop.

Bertram, Dr., Baltische Skizzen. 4. verm. Auflage. Mit einer Lebens-
skizze und dem Porträt des Verfassers. 1904. 2 R., geb. 2 R. 80 Kop.

— **Wagien**. Baltische Studien und Erinnerungen. 1 R. 30 Kop.

— **Hallerlei** nurrige Sichten un joterflichten. Erzählungen im Halb-
deutschen und gebundener Rede. 20 Kop.

Bibliothek Livländischer Geschichte, herausgegeben von **E. Seraphim**.

I. Band: **E. Seraphim**, Der Feldoberst Klaus Kurjell und seine Zeit.
Ein Bild Estlands in der ersten Zeit schwedischer Herrschaft. 1897.
1 R. 50 Kop.

II. Band: **A. Bergenrün**, Herzog Christoph von Mecklenburg, letzter
Condjutor des Erzbistums Riga. 1898. 2 R. 80 Kop.

III. Band: **Dr. F. Wienemann**, Die Katastrophe der Stadt Dorpat
während des nordischen Krieges. 1902. 2 R. 80 Kop.

Band I bis III zusammen für 3 R. 50 Kop.

Wienemann, Prof. Friedr., Der Dorpater Professor Georg Fried-
rich Parrot und Kaiser Alexander I. 1902. Brosch. 3 R.,
eleg. geb. 3 R. 80 Kop.

— **Aus Livlands Luthertagen**. Ein Scherflein zur 400jährigen Ge-
denkfeier der Geburt des Reformators. gr. 8. 1883. (1 R. 50 Pfg.)
60 Kop.

— **Dorpater Sängerbünde 1812—1816**. Lieder aus der Jugendzeit der
alma mater Dorpatensis. 8. 1896. (2 R. 50 Pfg.) 1 R. 20 Kop.

Wienemann, Fr., Livländisches Sagenbuch. 1897. 2 R. 20 Kop.,
gebunden 3 R.

— **Altlivländische Erinnerungen**. 1911. 2 R. 50 Kop., gebunden
3 R. 20 Kop.

— **Aus vergangenen Tagen**. Der altlivländischen Erinnerungen neue
Folge. 1913. 2 R. 50 Kop., geb. 3 R. 20 Kop.

Wöhm, Prof. Max, Lettische Schwänke und verwandte Volksüber-
lieferungen. Aus dem Lettischen übersetzt und mit Anmerkungen ver-
sehen. 1911. 1 R.

Chronik, livländische, Heinrichs von Lettland, ein getreuer Bericht,
wie das Christentum und die deutsche Herrschaft sich im Lande der Liven,
Letten und Esten Bahn gebrochen. Übersetzt und erläutert von Ed.
Pabst. 1867. 2 R. 50 Kop.

- Dehio, S.**, Reval einst und jetzt. Ein Heimatbuch. Mit 7 Lichtdruck-Tafeln. 1 R. 20 Kop.
- Engelhardt, S. v.**, Beatennacht. Ein Märchensang aus Kurland. 1901. 1 R. 50 Kop., eleg. geb. mit Goldschnitt 2 R.
- Erdmann, Prof. C.**, Gesammelte Vorträge. 1897. 1 R. 80 Kop., geb. 2 R. 40 Kop.
- Falk, Dr. G. v.**, Russische Wirtschafts- und Finanzfragen. 1889. 1 R. 20 Kop.
- Frey, Dozent Mag. Joh.**, Die theologische Fakultät der kaiserlichen Universität Dorpat. 1802—1903. Histor.-biogr. Album mit Beiträgen früherer und jetziger Glieder der Fakultät. Mit 1 Titelbilde und 35 Porträts. 1905. 2 R. 40 Kop., geb. 3 R.
- Friedenthal, Dr. A.**, Das Gräberfeld Courant, Kirchspiel St. Jürgen, Estland. Mit 4 Plänen und 3 Tafeln. 1911. 1 R. 80 Kop.
- Gernet, Axel v.**, Forschungen zur Geschichte des baltischen Adels. gr. 8.
 Erstes Heft: Die Harrisch-Wirische Ritterschaft unter der Herrschaft des Deutschen Ordens bis zum Erwerb der Jungingenischen Gnade. 1893. 1 R. 20 Kop.
 Zweites Heft: Die Anfänge der livländischen Ritterschaften. 1895. 1 R. 60 Kop.
- Verfassungsgeschichte des Bistums Dorpat bis zur Ausbildung der Landstände. gr. 8. 1896. 1 R. 50 Kop.
- Die Aufhebung der Leibeigenschaft in Estland. Vortrag. gr. 8. 1896. (1 M. 20 Pf.) 50 Kop.
- Die Grundzüge der russischen Landschaftsverfassung. 1897. 50 Kop.
- Die estländischen Agrarverhältnisse in dänischer, deutscher und schwedischer Zeit. Vortrag. 1897. 40 Kop.
- Die Universität Dorpat und die Wandlungen in ihrer Verfassung. 1902. 1 R.
- Greiffenhagen, Mag. Wilh.**, Dr. jur. Friedr. Georg von Bunge, Mit Porträt. 1891. 60 Kop.
- Graß, Pastor Wilh.**, Karl Gotthard Graß, ein Balte aus Schillers Freundeskreise. Ein Gedenkblatt aus Deutschlands klassischer Zeit. Mit 15 Abb. 1912. 1 R. 80 Kop.
- Grottkuh, J. E. Freiherr v.**, Das Baltische Dichterbuch. Eine Auswahl deutscher Dichtungen aus den Baltischen Provinzen Rußlands mit einer literar-historischen Einleitung und biographisch-kritischen Studien. Mit 25 Holzschnitt-Porträts. 2. verm. Aufl. 1895. 3 R., eleg. geb. in Lwd. 4 R.
- Hansen, Gottf. v.**, Die Kirchen und ehemaligen Klöster Revals. 3. verm. Aufl. 1885. 1 R. 60 Kop.

- Hansen, Gotth. v.**, Aus baltischer Vergangenheit. Miscellaneen aus dem Revaler Stadtarchiv. 1894. 1 R. 40 Kop.
- Hausmann, Rich.**, Grabfunde aus Estland. Eine archäologische Studie. Nebst einem Plan und 4 Tafeln in Lichtdruck. 1896. 1 R. 60 Kop.
- Heimatstimmen.** Ein baltisches Hausbuch mit Illustrationen. Herausg. von **Karl Gunnius** und **Viktor Wittrock**. (Jeder Band ist in sich abgeschlossen und einzeln käuflich.) 5 Bände à 2 R. 50 Kop., eleg. gebunden 3 R.
- Kalewipoeg.** Aus dem Estnischen von **F. Löwe**. Mit einer Einleitung und mit Anmerkungen von **M. Reimann**. 2 R.
- Klinge, J.**, Flora von Liv-, Est- und Kurland. Aufzählung und Beschreibung der bisher wild wachsend und verwildert beobachteten und der kultivierten Gewächse. Mit Abb. 1882. 2 R.
- Kraus, Eberhard**, Im Zuge der Pest. Roman aus Kurlands Vorzeit. Geh. 2 R., geb. in Lwd. 2 R. 60 Kop.
- Löwis of Menar, H. v.**, Karte von Livland im Mittelalter. 1:1000000. 56×47 cm. Farbendruck. Mit einem Heft Erläuterungen. gr. 8. 1895. In Mappe. 2 R.
- Löwis of Menar, O. v.**, Unsere baltischen Singvögel. 1895. 2 R. 50 R.
- Nickwih, Chr.**, Gedichte. Zweite Aufl. 1892. 2 R., geb. mit Goldschnitt 3 R.
- Neumann, Dr. W.**, Grundriß einer Geschichte der bildenden Künste und des Kunstgewerbes in Liv-, Est- und Kurland, vom Ende des 12. bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts. Mit 86 Abbildungen und 1 Tafel in Lichtdruck. 1887. 1 R. 20 Kop.
- **Karl August Senff**. Ein baltischer Kupferstecher. Mit dem Bildnisse Senffs und 6 Reproduktionen nach seinen Werken in Lichtdruck. 1895. 1 R. 20 Kop.
- Neus, H.**, Revals sämtliche Namen, nebst vielen andern, wissenschaftlich erklärt. 1849. 50 Kop.
- Notzbek, Dr. C. v. und Neumann, Dr. W.**, Geschichte- und Kunstdenkmäler der Stadt Reval. Mit zahlreichen Abbildungen und Tafeln. 8 R. 50 Kop., eleg. geb. 10 R.
- Oldecop, Dr. H.**, Die Anfänge der katholischen Kirche bei den Döseefinnen. 1912. 90 Kop.
- Pauker, C. P. H.**, Estlands Kirchen und Prediger seit 1848. Im Anschluß an Estlands Geistlichkeit von **H. A. Pauker** bearbeitet. 1 R.
- Petersen, W.**, Lepidopteren Fauna von Estland mit Berücksichtigung der benachbarten Gebiete. 1902. 1 R. 50 Kop.
- Pejold, Leop. v.**, Schattenriße aus Revals Vergangenheit. 2. Aufl. 1910. 2 R. 50 Kop., geb. 3 R. 30 Kop.

- Rücker, C. G.**, Generalkarte der russischen Ostsee-Provinzen Liv-, Est- und Kurland, nach den vollständigsten astronomisch-trigonometrischen Ortsbestimmungen und den speziellen Landesvermessungen entworfen. 1: 605 000. 89 × 74 cm. 6. verb. Aufl. 4 Blätter Imp.-Folio. 1908. 2 R. 50 Kop., auf Leinwand aufgezogen in eleg. Mappe 3 R. 60 Kop.
- Rußwurm, C.**, Das Schloß zu Hapsal in der Vergangenheit und Gegenwart. Nachrichten aus Geschichte und Sage gesammelt. 1877. 80 Kop.
- Schiemann, Dr. Th.**, Die Reformation Alt-Livlands. Vortrag. 1884. 30 Kop.
- Revals Beziehungen zu Riga und Rußland in den Jahren 1483 bis 1505. Briefe und Briefe aus einem Konzeptbuch des Revaler Rats. 1885. 80 Kop.
- Der älteste schwedische Kataster Liv-, Est- und Kurlands. Eine Ergänzung zu den baltischen Güterchroniken. 1882. 80 Kop.
- Schroeder, Dr. L. v.**, Buddhismus und Christentum, was sie gemein haben und was sie unterscheidet. 2 öffentliche Vorträge. 2. verm. Aufl. 1898. 50 Kop.
- Seraphim, Ernst**, Livländische Geschichte von der „Aufseglung“ des Landes bis zur Einverleibung in das russische Reich. Eine populäre Darstellung. Mit 7 Bildern, 1 Karte und einem Personen- und Sachregister. I. und II. Band. Die Zeit bis zum Untergang livländischer Selbstständigkeit. Zweite umgearbeitete Aufl. III. Band. Kurland unter den Herzögen von Dr. Aug. Seraphim. 2. Aufl. 1907. Preis für 3 Bände brosch. 4 R., gebunden 6 R. 50 Kop.
- Seraphim, Dr. E.**, Baltische Geschichte im Grundriß. Mit 1 Karte von H. von Löwis of Menar. 1908. 1 R. 50 Kop., geb. 2 R.
- und Prof. Dr. Aug., Aus 4 Jahrhunderten. Gesammelte Aufsätze zur baltischen Geschichte. 1910. 2 R. 80 Kop., geb. 3 R. 60 Kop.
- Siebert, J.**, Heiße Püttiner. Erzählung aus Mettenbergs Zeit. 1908. 1 R., geb. 1 R. 60 Kop.
- Die Brüder Boismann. Erzählung aus Revals Belagerung im Jahre 1570. 1 R., geb. 1 R. 80 Kop.
- Sodoffsky, Dr. Gust.**, Von Estlands Meeresgestaden. 1904. 60 Kop.
- Von baltischen Küsten und Inseln. 1906. 1 R. 60 Kop.
- Ungern-Sternberg, Isabella Freifrau v.**, Graphologische Streifzüge auf das Gebiet der Lüge. 1910. 1 R. 50 Kop.
- Wrangell, Baron F.**, Die baltische Frage in persönlicher Beleuchtung. 60 Kop.
- Im neuen Rußland. Eindrücke, Gespräche, Betrachtungen. 1908. 1 R.